

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2014



Jahrg. 26, Heft 1, April 2014,



MANTIS VERLAG

ISSN 0947-7233

Titelbild: Karlsfigur von der Stirnseite des Aachener Karlsschreins, 1190–1215, zwischen Papst Leo III. und Erzbischof Turpin von Reims postiert, in der Gotik um Krone und Kirchenmodell ergänzt [Imhof/Winterer, 71]

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

www.mantis-verlag.de

Phantomzeit:

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

www.fantomzeit.de

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen
nach Anmeldung über

www.chrono-rekonstruktion.de

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2014 verschickt.

Frühere Hefte können, zum Teil auch vor 2000, einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 2000-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2012 zu 40,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)
Neu: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 26, Heft 1
April 2014

Editorial oder Die Karlssequenz des Herausgebers

Selten hat es ein solches Aufheben gegeben wie jenes über Karls d. Gr. 1200. Todestag. Allein Aachen prunkt mit drei Ausstellungen, die allerdings erst im Sommer eröffnen werden, mit rund 100 Vorträgen und anderen Veranstaltungen. In diesem Rahmen werden auch die neuesten Erkenntnisse zu Karls dortiger Pfalz vorgestellt werden. Es gibt bereits ein neues, voluminöses Buch über die Ergebnisse über wie unter dem Boden, aber es wird noch in fliegender Hast am Rathaus, sprich an den Fundamenten der darunterliegenden Königshalle gegraben, weshalb Aachens neue Funde erst im nächsten Heft besprochen werden, abgesehen einmal von Karls Tür, mit der uns das Karlsjahr ins Haus gefallen ist (s. S. 81).

Neben Aachen haben weitere Ausstellungen stattgefunden (wie in Zürich, S. 98) oder werden stattfinden. Insbesondere Hamburg will sich da hervortun, indem es ein altes Ausgrabungsergebnis in sein Gegenteil umkrempelt und die nun 'entdeckte' Hammaburg präsentieren will (s. S. 83). Für diese Expositionen gibt es auf S. 107 eine eigene Liste.

Landauf, landab erschienen in Zeitungen und Zeitschriften erhebende Berichte über das Wirken Karls, ob auf ganz Europa bezogen oder nur auf einen kleinen Ort; noch viel einprägsamer traten einige Schauspieler als Karlsdarsteller in Erscheinung, mit der Aufgabe, Dokumentationen anschaulicher zu gestalten. Leider wird dadurch der Ausdruck „Doku-soap“ immer zutreffender. Hier möchte ich all jenen Leser/inne/n danken, die mir so manchen Artikel zugänglich oder mich auf 'Events' aufmerksam gemacht haben.

Am beeindruckendsten ist die lange Bücherliste, die sich für die Zeit seit Ende 2012 aufstellen ließ. Ob nun Grabungsergebnisse, Biographien oder auch biographische Romane, ob vermeintlich realitätsnah oder gewollt realitätsfern – fast unser gesamtes Wissen zur Karlszeit oder auch zur Karolingerzeit scheint ganz neu formuliert worden zu sein. Wer hätte schon gedacht, dass selbst Karls vielleicht weißer Elefant jemals mit einer eigenen Biographie gewürdigt würde. Bei Laienabt, Bauherr und Karlsbiograph Einhard war dies schon eher zu erwarten, aber bei der Lektüre sind die Lücken unüberseh-

bar, die vom Autor viel Geschick verlangen, um sich über die Buchdistanz zu retten (s. S. 36). Aber das gilt auch für Karl selbst: „Das folgende Buch ist kein Roman, dennoch eine Fiktion“ – so beginnt Johannes FRIED die umfangreichste aller biographischen Arbeiten über den Jubilar. Da er auch noch im Fernsehen Interviews gab und Zeitungsartikel veröffentlichte, beginnt der in dieser Ausgabe versammelte Reigen mit seiner Karlsbiographie (S. 5).

Das demonstrierte Wissen bleibt in unserem Rahmen nicht kritikfrei. So werden gerade die sieben einschlägigen Buchkritiken vorrangig darauf eingehen, wo es im oft so souverän vorgetragenen Geschichtsverlauf Kratzer, Risse und Abgründe gibt, die dann aufgezeigt werden. Vermerkt werden auch jene kritischen Stimmen, die in den allgemeinen und damit zwangsläufig unkritischen Beifallsbekundungen ihrerseits Kritik und Ablehnung einfließen lassen, weil sie das *erfundene Mittelalter* nicht verdrängen wollen, wie das z.B. FRIED tut, der nunmehr kein Wort mehr über jenes Werk verliert, das er 1995 persönlich in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht hat.

Aus diesem Blickwinkel sind die karolingischen Neuerfindungen in Hamburg (S. 83) oder Mainz (S. 93) zu geißeln; es wird auch mit einfachen Argumenten nachgewiesen, dass Karl mit den damaligen Mitteln niemals halb Europa mit Krieg überziehen konnte (S. 111). So reicht die Karlssequenz des Herausgeber von S. 3 bis S. 120.

Ein neuer Autor steuert eine Betrachtung über die astronomische Situation im frühen Mittelalter mit Konsequenzen für den Geschichtsverlauf bei (Németh, S. 121), die Ausstellung über die Christianisierung Europas greift über die Karlszeit hinaus (S. 143).

Immerhin werden rund 100 Seiten anderen Themen gewidmet. Es geht da z.B. um die kritische Sicht des Exodus (v. Strauwitz, S. 162), um die magisch-religiöse Bedeutung scheinbar durchschnittlicher Kleidungsstücke (Lüling, S. 181), um die kritische Prüfung der Evolution im Tierreich, zu der auch noch die brandheißen, neuesten Befunde an scheinbar uralten Saurierskeletten hinzutreten (S. 216; Otte, S. 224). Die aufgedeckte Fälschung eines Galilei-Buches konfrontiert uns mit einem ganz neuen Fälschungswesen und alten Forschungsschwächen (S. 233). Nicht ganz so dramatisch geht es im 'Dreieck' Galilei · Leibnitz · Newton zu, über das eine Buchrezension Aufschluss gibt (Frank, S. 229). Leider ist auch der Tod des maßgeblichen Kritikers der galaktischen 'Rotverschiebung' zu berichten (s. S. 249). Die ans Ende gestellten Neuigkeiten bieten eine weitere Fundgrube.

Es freut den Herausgeber insbesondere, dass sein eigener Unkenruf zum zukünftigen Heftumfang gründlich Lügen gestraft wird, mussten doch zwei Aufsätze mit zusammen mehr als 40 Seiten zurückgestellt werden.

Eine aufschlussreiche Lektüre
wünscht

 27. 03.

Frieds Karl

Eine Rezension von Heribert Illig

Fried, Johannes (2013): *Karl der Große · Gewalt und Glaube*; Verlag C.H. Beck, München, geb., 736 S., 60 Abb. und 8 Farbtafeln [= F.]

Wer dem Karl begegnen will, den der beste deutsch schreibende Mediävist vor Augen hat, der muss Johannes FRIED lesen. Ein erstrangiger Wissenschaftler und unter diesen der beste Schriftsteller. Nach seiner Emeritierung im Jahr 2009 hat er sich eine alles umspannende Karls-Biographie vorgenommen, als 71-Jähriger abgeschlossen und so rechtzeitig auf den Markt gebracht, dass ein Gutteil der anderen Arbeiten über den Jubiläums-Kaiser noch von ihr profitieren konnte.

FRIED ist nur noch selten in den Fehler verfallen, von dem zu berichten, was Karolingern in der einen oder anderen Situation durch den Kopf gegangen sei, wie ihm das 1994 bei *Der Weg in die Geschichte* zum Verdruss von Gerd ALTHOFF unterlaufen war. Aber gelegentlich widerfährt es ihm doch noch, etwa:

„Selbst Einhard, auch er ein germanischer Franke, erschrak, murmelte etwas von Überfremdung, die Hof und Reich lästig zu werden drohe. Doch hütete auch er sich, laut zu sprechen. Noch Jahrzehnte später sollte er Karls Nachfolger raten, sich vor Fremden zu hüten“ [F. 295].

Vielleicht ist es nicht Einhards damalige, sondern FRIEDS gegenwärtige Meinung. Er ist sicher konservativ, wie der Buchsatz nach alter Rechtschreibung und ein „Elephant“ andeuten [F. 513], der in dieser Form schon 1895 veraltet war. Vielleicht ist ihm deshalb Karls Inneres zugänglich: „Er hatte die Nacht schlecht geschlafen.kehrten die Toten zurück? Rächten sie sich?“ [F. 567]

Die ALTHOFF-Kontroverse brachte FRIED dazu, sich mit der Glaubwürdigkeit von Quellen zu beschäftigen. Eine Frucht dieser Arbeit war seine *historische Memorik* [2004], in der er die Schriftquellen sehr kritisch beäugte. So kam er dort sogar zu dem radikalen Schluss:

„Historische Forschung muß, soweit sie auf erzählende Quellen angewiesen ist, vordringlich Gedächtniskritik betreiben. Das neue Fundament, auf dem künftiges Forschen aufruhon muß, heißt erinnerungskritische Skepsis und verlangt eine ‘Memorik’, die ihr gerecht wird: **Alles, was sich bloß der Erinnerung verdankt, hat prinzipiell als falsch zu gelten**“ [Fried 2004, 48; Hvhg. HI].

Damit dürfte er seine Kolleg/inn/en düpiert haben, war er doch entschieden übers Ziel hinausgeschossen; auf welcher Basis sollte er – dem die Archäolo-



Karl der Große: Skizze nach dem Leben, von Albrecht Dürer, 1510



Karl der Große: Idealbildnis mit den Reichskleinodien, die zu seiner Zeit noch nicht existierten, von Albrecht Dürer, 1510/12

gie ein Fremdwort ist, zumindest als Hilfswissenschaft des Mediävisten [1996] – seine eigene Arbeit begründen? So kann es nicht verwundern, dass er dieses Werk von beachtlichen 500 Seiten in seinem *Karl* mit keinem Wort erwähnt. Aber natürlich bleibt er dabei, dass die damaligen Chronisten Schriften hinterlassen haben, die der Spezialist erst auf Plausibilität, Voreingenommenheit oder Wahrheitsgehalt zu prüfen hat, bevor er sie heranzieht. Das allerdings ist eine Banalität, die aber tatsächlich immer wieder ausgesprochen werden muss. So im ersten Absatz seines jüngsten Werks:

„Das folgende Buch ist kein Roman, dennoch eine Fiktion. Sie beschreibt das Bild, das sich der Autor von Karl dem Großen oder Charlemagne macht. Es ist subjektiv geformt und gefärbt, auch wenn es die Zeugnisse jener Zeit gebührend heranzieht. [...] Eine objektive Darstellung des großen Karolingers ist schlechterdings nicht möglich“ [F. 9].

Mit diesem Tenor endigt auch das Buch: „Karls Leben mit all seinen Widersprüchen verschließt sich uns“ [F. 593]. Denselben Bogen schlägt er als Frankfurter im Hinblick auf ein ganz großes Vorbild, indem er sein Buch mit einem Prolog eröffnet, der allerdings nicht im Himmel, sondern in der Hölle spielt. Aber dieser Vorspann endigt immerhin mit der heiligen Messe, die alljährlich an Karls Sterbetag zelebriert wird, und mit diesem Hochamt schließt auch das Buch [F. 30, 633] – somit doch seinem Vorbild nahekommend. Somit umgreift der Glaube dieses Buch, in dem viel Gewalt vorkommt, aber doch ziemlich gedämpft, gewissermaßen *con sordino*.

Kindheit und Mannesgestalt

Der erste Abschnitt ist der Kindheit Karls gewidmet, über die uns Einhard nicht unterrichten wollte. Folglich wird es hier bereits ganz subjektiv: „eines gibt die Anekdote klar zu erkennen: Daß Karl nämlich die Liebe zu Vater von seinem Vater geerbt hatte“ [F. 41] oder:

„Auch dieses früh bezeugte Verlangen nach dem fehlerfrei verkündeten Gotteswort dürfte schon vor der Königszeit Karls des Großen geweckt worden sein“ [F. 47].

Das mag so, kann aber auch anders gewesen sein. Wir wollen uns hier nicht mit derartigen Einfühlungen oder auch Unterstellungen auseinandersetzen, auch nicht mit FRIEDS Interpretationen von Karls politischem Handeln. Uns interessiert hier nicht die klug komponierte Abfolge eines gigantischen Lebens, als vielmehr die Unschärfen und Lücken, die FRIED – Gegner des erfundenen Mittelalters seit der ersten Buchveröffentlichung – belassen muss, obwohl das Karls Fiktionalisierung fördert. Insofern äußert er auch überhaupt keinen Zweifel an diesem alle Grenzen sprengenden Leben.

Ziemlich unabhängig von eigenen Vorstellungen sollte die Einschätzung sein, wie groß ein Skelett ist und welche Körpergröße sich daraus ableiten lässt. Gleichwohl war in den letzten Monaten nicht nur in Aachen das Bedürfnis zu spüren, einen möglichst großen Karl zu rekonstruieren (s. S. 65, 72, 79). FRIED hielt sich bei dieser Frage zurück:

„Karl war groß, eine Hüne von Gestalt, ein ganzer Kerl; um Haupteslänge überragte er die meisten seiner Zeitgenossen. Der Rest seiner Gebeine in Aachen, als Reliquien gehütet und verehrt, verrät es. Von Kindesbeinen an hatte er sich im Waffengebrauch und Kampf geübt“ [F. 123].

Er will hier seinen Helden nicht künstlich vergrößern und hat andernorts durchaus eingeräumt, dass Karl 1,80 m oder ein wenig mehr gemessen haben dürfte, nach fränkischem Maßstab also kein Hüne war und die Anthropologen keinen besonders muskulösen Körper aus den Knochen im Karlsschrein ableiten konnten (s. S. 42). FRIED gestattet sich deshalb den Zweifel, ob es sich überhaupt um die richtigen Knochen handelt, die da im Aachener Schrein ruhen (s. S. 79).

Sein Alter? Bei Karls Tod zitiert er Einhard – „Siebzjähriger“ –, tritt aber für ein Sterbealter von 66 ein [F. 596]. Die von Einhard ebenfalls genannten 72 ignoriert FRIED völlig. Und was war die Krankheit zum Tode? Die kennt Einhard, da ist also nichts zu holen. Aber wird nicht eine Art Schlaganfall geschildert, der ihn vom Pferd reißt? Da lässt sich weiterdenken und fragen: „War es ein epileptischer Anfall, der den Kaiser zu Boden zwang und nun seine Habe verteilen ließ? Gewiß ist nichts“ [F. 569]. Als Interviewter wird er deutlicher. Da ist diese zur Sicherheit gereifte Diagnose sein Fund (S. 79).

Über Karls Psyche wollen wir nicht weiter räsonieren, allenfalls darüber, dass er mit Hildegard, „eine junge Dame von knapp dreizehn Jahren“ [F. 128] freit, die man auch damals noch als Kind bezeichnen durfte. Er hat sich dann „nach dem Tod seiner vierten oder fünften Gemahlin Liutgard und seit seiner Kaiserkrönung mit Konkubinen begnügt“ [F. 540]. Ob ihm sein Beichtvater ob dieser Einschränkung und Begrenzung die Absolution erteilt hat? FRIED gewährt mehr Freiheiten, als sie einem Christenmenschen zustehen.

Krieg und Kriegswesen

Und damit zu den Karolingern und der von ihnen so herausragend geprägten Zeit. Sie stehen für jene gewaltigen Expansionsanstrengungen, die von Franken aus unternommen worden sein sollen und die sich im Wesentlichen in Sachsen und Pannonien auswirkten, jenem Pannonien der Awaren, „gefährliche Feinde, bis sie 796 endgültig besiegt waren und ein Jahrzehnt später das Christentum angenommen hatten“ [F. 115] – und „fortan konkurrierte das ins Unermeßliche gewachsene Frankenreich mit Byzanz“ [F. 194]. Darüber kann

leicht aus dem Blick geraten, dass die christlichen Awaren nach ihrer Taufe völlig von der Bildfläche verschwinden und die „Awarenwüste“ hinterlassen; das Brachland hätten die Ungarn erst 896 eingenommen, die dann erst um 1000 christianisiert worden sind. Aber wer wollte sich an solchen Brüchen stören, vor allem, wenn es heißt: Die Awaren in Pannonien waren zwar besiegt, „doch der Ausbau und die Sicherung der fränkischen Macht und die Wiederverbreitung des Christentums in Pannonien steckten noch in den Anfängen“ [F. 539]. Also erst christianisiert, doch dann wieder alles auf Null zurück – oder FRIED als Meister changierender Sachverhalte.

Ein Wort noch zu den Sachsen. Einhard [c. 7] hat uns Karls Ziele überliefert: Deren Stämme mussten dem Götzendienst abschwören, die christliche Religion annehmen „und sich mit den Franken zu einer Volkseinheit zusammenschließen“. FRIED macht daraus in seiner eleganten Art etwas ganz anderes: „Doch mit der Zeit einte ihre Eingliederung ins Frankenreich, wie es scheint, die Sachsen zu einem Volk“ [F. 156]. Und das war den Franken 32 Jahre Krieg wert, die ihr eigenes Land eigentlich hätten ruinieren müssen! Das Schicksal ihres einzig namentlich bekannten Anführers Widukind wird ebenfalls geschickt kaschiert: „Der tapfere Mann durfte sich auf seine Besitzungen zurückziehen und verschwand in keinem Kloster“ [F. 161]. Dabei ist er sehr wohl aus der Geschichte verschwunden; obwohl Karl ihm persönlich bei der Taufe Pate stand, ward nichts mehr von dem tapferen Mann gehört. Auch Lucas *Wiegelmann*, sonst mein Gegner, wird hier FRIED-kritisch:

„Die paar tausend heidnischen Sachsen, die Karl auf seinen Eroberungszügen über die Klinge springen ließ, kommentiert Fried großzügig: »Die Heilungsvermittlung scheute keine Gewalt, aber diese richtete sich gegen die fremde Kultur, nicht gegen die Menschen, deren Seelenheil es zu schützen galt.« [...] Kritisch wird die Darstellung erst wieder wenn es gilt, Karls Sohn Ludwig den Frommen als Despoten und Versager gleichzeitig hinzustellen. Auf dass Karls Stern nur umso heller strahle.“

Mit diesen Expansionsbedürfnissen einher gehen Kontakte vor allem mit dem Osten, also mit Byzanz – das ist weniger signifikant, weil es 1204 von den römisch orientierten Christen geschlagen wurde und seine Vergangenheit in den Händen der Sieger blieb – und vor allem mit den islamischen Gebieten. FRIED beginnt wie alle Mediävisten mit dem groß herausgestellten Gesandtenaustausch [F. 81], um dann doch einräumen zu müssen, dass wir ihn immer noch praktisch nur von der fränkischen Seite aus kennen, kann er doch z.B. nur mutmaßen, die Abbasiden hätten Christen als Gesandte geschickt [F. 86]. Er kann das indirekt einräumen, weil er einen kleinen Trumpf ausspielt, glaubt er doch „nur schwache, erst neuerdings erkannte Spuren dieses Austauschs“ zu erkennen [F. 86]. Man habe nämlich zwei Texte aus dem 10. und 12. Jh. entdeckt, in denen von einem früheren Metallhandel mit einem

„Tyrann“ die Rede sei, „hinter dem sich niemand anders verbergen dürfte als Karl der Große“ [F. 465]. Mit diesem „dürfte“ ist einmal mehr klargestellt, dass die Forschung zu Gesandtschaften von und zum Islam einzig und allein auf christliche Quellen zurückgreifen kann.

Die fränkische ‘Hemisphäre’ wusste nichts vom vorderen Orient, weshalb FRIED den völlig unergiebigem Bericht einer Pilgerreise nach Jerusalem präsentieren muss, die vor 680 und damit vor der Karolingerzeit unternommen worden war [F. 90]; sie wusste auch nichts von Byzanz [F. 93, 103]. „Auch die Welt wußte wenig von den Franken“ [F. 86]. ‘Zum Glück’ gibt es vom Ende des 9. Jh. arabische Berichte über jüdische Händler, die dank exzellenter Geographiekennntnisse schwunghaften Handel von Frankenland, Spanien und Marokko bis nach China betrieben hätten [F. 96], Berichte, die allerdings keine Interna über alle die Herrschaften der gesamten Alten Welt verrieten, die wir so gerne kennen würden. Zum einen ist auch das keine Karlszeit, zum anderen ist das völlig unwahrscheinlich und eher ein Indiz für die längst gemutmaßte Veraltung islamischen Wissens vom 10./11. ins 8./9. Jh.

Aber Karls Großvater, der ‘Sarazensschlächter’ Karl Martell, der erste Retter des christlichen Abendlandes! Wer solchen Gedanken anhängt, wird von FRIED bitter enttäuscht:

„Streifscharen [des Kalifats] drangen bald bis tief nach Aquitanien hinein; eine von ihnen wurde durch Karl Martell im Jahr 732 gestellt und geschlagen, was die karolingische Propaganda als großen Sieg feierte“ [F. 105].

Da hatte der ‘Hammer’ je nach Propaganda bis zu 375.000 Sarazenen niedergemäht – und jetzt darf er nur noch eine einzelne Streifschare von vielleicht 150 Mann aufreiben. Damit verschwindet auch Martells schweres Panzerreiterteer, das ansonsten hochgehalten wird, aber im frühen 8. Jh. – mangels Funden und Voraussetzungen – nichts zu suchen hat. ‘Zum Ersatz’ verweist FRIED unmittelbar danach auf die Flotte, die von den muslimischen „Landbewohnern“ – wären Meeresbewohner die Alternative? – „erstaunlich rasch“ wenn nicht gebaut, so doch auf jeden Fall ausgerüstet worden war, und die sogar Konstantinopel ernstlich bedrohte [F. 105] – wie das gerade in Phantomzeiten besonders leicht möglich ist.

Aber Spaniens sarazenische Hochkultur ist bereits von des jungen Karls Argusaugen entdeckt worden:

„Karl war nicht blind für das Wissen der Fremden [aus Andalusien].

Noch freilich war es zu früh für ein Vorgehen der Franken gegen die umayyadische Herrschaft in Spanien. Erst unter Karl dem Großen konnte es geschehen.“ [F. 109]

Eindrucksvoll ist an dem letzten Zitat FRIEDS Komposition: Wo Karl irgendetwas Vorteilhaftes entdeckte, will er sofort mit dem Schwert zuschlagen, vernichten und/oder vereinnahmen – das beleuchtet Frieds Untertitel *Gewalt und*

Glaube eindrucklich. So steuerte alles auf die Niederlage von Roncesvalles zu, die erst ab 1100 zum Heldenlied hochstilisiert wird.

Bleiben wir beim alljährlichen Krieg der Franken. FRIED wird von *BREDEKAMP* [2014] gelobt,

„da er die am antiken Militärwesen geschulte Effizienz des karolingischen Heeres mitnichten unterschätzt. Dass es gleichwohl dreißig Jahre bedurfte, um die Sachsen zu unterwerfen, spricht für deren Kampfkraft.“

Ein echter *BREDEKAMP*, wie er uns noch mehrmals in dieser Ausgabe begegnen wird: Da baut sich Karl wohl mit viel Drill und Rückgriff auf römische Militärvorschriften ein effizientes Heer auf, das dann 32 Jahre braucht, um die davon in keiner Weise angekränkelten, sondern mit List und Schläue agierenden Sachsen endlich niederzuwerfen, ohne sie integrieren zu können. So müsste man *BREDEKAMP*s Lob dahingehend umkehren: Wie rasch hätten sie mit den Sachsen fertig werden können, hätten sie nicht auf altrömisches Taktieren, Fouragieren und Marschieren vertraut.

FRIED will sich nicht über die Heeresstärke auslassen, aber Karl „selbst verfügte, wie es scheint, über ein kleines stehendes Heer“ [F. 149] – nur ein Beispiel für den vielfachen Gebrauch von Konjunktiv und Irrealis durch den Mediävisten. Bei der Bewaffnung sieht es nicht besser aus. Er nennt die leichte Bewaffnung der damaligen Franken und kaschiert das herrschende Unwissen, so weit es möglich ist:

„Ein Helm zeichnete [...] vielleicht bloß die Anführer aus; um 800 dürfte er verbreiteter gewesen sein“ [F. 151]. FRIED hätte auch sagen können, dass keine Ausstellung einen karolingischen Helm zeigen kann, weshalb in Filmen Phantasiehelme getragen werden dürfen (s. S. 43, 76).

Und dann: „eine Brünne für die Reichen“ [F. 150]. Wer dieses Detail im Kopf behält, staunt bald: „Das Aussehen einer Brünne verdeutlicht wohl eine Miniatur“ [F. 218], womit klargestellt wäre, dass es sich um eine Kettenhemd handeln müsse, dessen Länge und Gestaltung jedoch unbekannt ist, weil bislang keines gefunden worden ist. War es vielleicht ein Schutz nur für die beiden Superreichen im Land? Nein, das auch wieder nicht, denn das „älteste unzweifelhaft echte Kapitular des großen Königs“ von 779 lässt den Verkauf von Brünnen über die Reichsgrenzen hinaus nicht zu [F. 303, 305]. Außerdem verbot der alternde Kaiser das Tragen der Brünne zuhause [F. 542]; es scheint also jeder freie Franke eine besessen zu haben.

Das ist ein plakatives Beispiel dafür, wie FRIED zwar bei politischen Texten jede leise Verformung durch den Schreiber aufspürt, aber überhaupt kein Gespür dafür hat, dass er mit fiktiven Texten hantieren könnte, die einmal eine 'Realität' schildern, doch andernorts eine Fiktion. So zitiert er auch das angeblich karlszeitliche *Hildebrandslied*: „Sie strafften ihre Panzerhemden“ und schlugen aufeinander ein, bis ihnen das Lindenholz der Schilde „zu Spä-

nen zerfiel“ [F. 152] – wohl zwingende Begründung dafür, dass allenfalls karolingische Schildbuckel, aber keine ganzen Schilde in Ausstellungen gezeigt werden können.

Dafür scheint es noch eine karolingische Geheimwaffe gegeben zu haben: „Die schweren Waffen der Franken seien im engen Tal [von Roncesvalles] nutzlos gewesen, meinte Einhard (c. 9)“ [F. 167]. Was führte die von Roland geleitete Nachhut da Geheimnisvolles mit sich? Etwa römische Torsionsgeschütze der Spätantike? Diese heftig rückstoßenden „Wildesel (Onager)“ halfen bei Belagerungen [wiki ↔ Onager]. Aber FRIED besänftigt jeden Exzess: „Die Bewaffnung war im Vergleich zu späteren Zeiten leicht“ [F. 150], und er spricht sie gleich exemplarisch an: „Die üblichen Waffen und sonstiges Kriegsgerät – Axt, Messer, Schanzgerät, eiserne Spaten und dergleichen“ [F. 151]. Die üblichen Waffen waren Lanze, Lang- und Kurzsword, Schild, Brünne und Helm [F. 150]. Was also sonst? Hatten die Franken vielleicht Rammböcke im Gepäck, die sie nicht vor dem islamischen Saragossa, aber vor dem christlichen Pamplona einsetzten?

Wir wissen also, dass die Karolinger sowohl leicht und zugleich auch schwer gerüstet waren; so konnten sie den Krieg überall hin tragen:

„So war der König über die Alpen geeilt, hatte den Aufstand in Friaul niedergeschlagen, war aber, ohne nach Rom weiterzuziehen, nach dem Norden zurückgekehrt, da ihm Unruhen in Sachsen gemeldet worden waren, die seine Gegenwart erforderten“ [F. 170].

Für FRIED ist das Heldenalltag, während wir staunen. Denn die beispielhaft hier unterstellte Strecke von Aachen zum ältesten friulanischen wie langobardischen Herzogssitz Cividale und weiter nach Paderborn beträgt auf heutigen Straßen rund 2.500 km, wenn Karl, der nie über den Brenner galoppierte, wenigstens einmal den Gr. St. Bernhard wählte. Dazwischen auch noch blutiges Kampfgetümmel ... der Krieg, „so gemächlich wie das Leben“ [F. 150]. Solches ‘Karls garn’ hat mich dazu gebracht, die Kriege Karls einmal nachzurechnen; dort stehen weitere einschlägige FRIED-Zitate (s. S. 111 ff.).

Der Frankfurter sinniert in solchen Zusammenhängen lieber „über die manipulierenden Impulse frühmittelalterlicher Geschichtsschreibung“ [F. 168] oder über „ein verzerrendes »Ergebnisprotokoll«“ [F. 189], womit sich „die einschneidend die Vergangenheit deformierende Macht des Siegers“ enthüllt“ [F. 192]. Ja: „Das Gedächtnis ließ sich manipulieren“ [F. 192]. So drängt seine *Historische Memorik* wieder nach vorn, die er aber – wie schon erwähnt – nicht mehr heranzieht.

Karolingische Wirtschaftskraft

Kommen wir zu Handel und Wandel, Geld- und Finanzwesen, dem nächsten Höhepunkt karlischer Umsicht. „Die Darstellung des oftmals unterbelichteten

Wirtschaftslebens ist ein Prunkstück des Buches“, würdigt *BREDEKAMP* [2014], dem dieser Bereich wohl eher fremd ist. Besonders zu würdigen war die doch fürs gesamte Mittelalter höchst bedeutsame Münzreform. Bekanntlich entschied man sich für einen einzigen Silbermünzwert, also weder Bronze-, Kupfer- oder Goldprägungen [F. 358]. Fried kennt sogar Preise, wobei er die äquivalente Bezeichnung Pfennig dem Denar vorzieht: „Lanze und Schild 2, ein Hengst 7, eine Stute nur 3 Pfennig“, der Preis einer Kuh ergibt sich indirekt mit 2 Denaren [F. 58]. Ob der später genannte Preis von 12 Denaren für einen einjährigen Ochsen damit kompatibel ist [F. 358], bleibe dahingestellt, doch finden sich im Internet auch ganz andere Preisangaben [z.B. Winter]. Es wäre aber auch unwahrscheinlich, dass es Karl in seinem ‘Regulierungswahn’ (s.u.) gelungen wäre, die Preise reichsweit zu vereinheitlichen. Immerhin soll es für Grundnahrungsmittel Höchstpreise gegeben haben [F. 358].

So stellt *FRIED* klar, dass diese Währung nicht für den bäuerlichen Alltag brauchbar war, denn bei Käufen, die weniger als eine halbe Kuh ausmachten, musste offenbar Tauschhandel getrieben werden. Diesen Rückfall in vorrömische Zeiten, diese Bankrotterklärung gegenüber Byzanz und dem eigenen Volk fällt ihm aber so wenig auf wie den anderen Mediävisten. Keine Rede ist auch davon, dass die Karolingerzeit die vielleicht münzärmste Epoche seit der Zeitenwende darstellt. Dass es nur ca. 2.000 Denare gibt [*Hartmann*, 62], ist ihm keinerlei Erwähnung wert, noch weniger der Umstand, dass die bildlosen Münzen immer vom Rex (König) sprechen, als wären sie nach der Kaiserkrönung nicht mehr geprägt worden. Wie können alle diese Widersprüche auf einen Nenner gebracht werden? Der sprachmächtige *FRIED* hat zu einer Formulierung gefunden, die schlechthin genial genannt werden kann: „Geld war nicht fremd“ [F. 226] – und alle Schwierigkeiten lösen sich auf: Nun konnte theoretisch auch der ärmste Hörige Münzen kennen, auch wenn keine im Land umliefen, nun konnten Unmengen von Silberlingen ins Ausland gebracht werden, selbst wenn im Inland allein Tauschmärkte bestanden.

So kann er auch den numismatischen Höhepunkt würdigen, gibt es doch 30 Bilddenare, die Karl im Profil, mit Schnurrbart zeigen, umschrieben mit *Imp(erator) Aug(ustus)*. Deren minimale Anzahl beunruhigt ihn irgendwie; daraus folgt eine märchenhafte Erklärung, die davon ausgeht, dass diese wenigen Münzen „aus wenigstens elf oder zwölf Prägestätten“ stammen sollen [F. 510]:

„Die Vielzahl der Orte dürfte einen hohen Ausstoß nahelegen, der sich im spärlichen Fundgut aber nicht niedergeschlagen hat. Geld indessen, das in die muslimische Welt geschickt werden sollte und bloß etwa drei Jahre lang geschlagen wurde, konnte im Karlsreich nur eingeschränkt kursieren. So erklärt sich ohne weiteres die überraschende Seltenheit der erhaltenen Bilddenare“ [F. 510 f.].

Diese Erklärung macht den Leser perplex. Da ist die muslimische Welt konsequent bilderfeindlich, aber extra für den Handel mit ihr wären Bilddenare geprägt worden. Das klingt so, als ob die Moslems dieses gotteslästerliche Geld, so sie es überhaupt nähmen, sofort einschmelzen sollten. Prägt man für einen solchen Zweck Münzen? Aber Fried hat noch eine zweite Erklärung parat. Die Bilddenare

„dürften nämlich gar nicht oder nicht in erster Linie für den Umlauf im Frankenreich bestimmt gewesen sein, sie könnten vielmehr jenes «Geld» (*elemosina*) repräsentieren, das nach Jerusalem und in andere muslimische Gebiete geschickt werden sollte, um Kirchen zu «restaurieren» und die Christen zu unterstützen. Tatsächlich verfügte im Jahr 810 eine Versammlung am Aachener Hof eine entsprechende Hilfe“ [F. 512].

Nun ist es präzisiert: Geld zwar für muslimische Gebiete, aber für dort lebende Christen. Da all diese Restaurierungen an einheimische ‘Handwerksfirmen’ gingen, wären aber doch Muslime die eigentlichen Adressaten. Dieses Tappen im Nebel rührt davon her, dass bei Einhard [c. 51] steht, Karl habe seine schweren Geldhorte über die Armen in Syrien, Ägypten und Nordafrika ausgeschüttet. So wird die seltsame Vorstellung imaginiert, Karl sei bei Duldung durch den Kalif Schutzherr über die Christen im Heiligen Land geworden, obwohl ihm keine Schiffe im Mittelmeer zur Verfügung standen und alle Landwege durch Byzanz liefen. Wollte Byzanz, das sich noch als rechtmäßiger Besitzer Palästinas fühlte, den Durchzug dulden? Die *Reichsannalen* berichten für das Jahr 807 sogar, Karl habe sich um bedrängte Christen auf Pantelleria gekümmert, einer Insel, die der tunesischen Küste noch näher liegt als Lampedusa [*Reichsannalen* ↔ 807]. Aber Entfernungen spielten für Karl bekanntlich keine Rolle.

Den eigentlichen Höhepunkt karlischer Prägungen verschweigt FRIED hier. Natürlich weiß er, dass 1996 in Ingelheim ein goldene Karlsmünze gefunden worden ist, also ein Solidus, der mit seiner allzu stark kontrastierenden Vorder- und Rückseite die größten Probleme aufwirft. Vielleicht fehlt dieser Münzsolitär deshalb schlicht und einfach im Buch. (Hier muss einmal auf den Niedergang des Buchwesens hingewiesen werden. Brauchbare Register werden immer seltener, wenn ich die aktuellen Karlsbücher durchsehe. FRIEDS Buch hat immerhin ein Personenregister und ein Ortsverzeichnis, aber es fehlt wie so oft das Sachregister. Insofern gibt es keine Gegenkontrolle zu dem Solidus, der doch irgendwo auf den 730 Seiten gestreift worden sein könnte.)

Wie um seine facettenreiche Mitteilungen zu verstärken, hat er in einem separaten Aufsatz [Fried 2014b] etwas ganz Neues mitgeteilt:

„In Arles wurden Goldmünzen unter Karls Namen geprägt, das Handelsgeld für den Orient. [...] Der freundschaftliche Austausch mit Harun al-Rasid eröffnete Karl Einfluss in Jerusalem und machte ihn – schmeichel-

haft für sein kaiserliches Selbstverständnis – zu einer Art Schutzvogt des Heiligen Grabes. Karl liess sich das viel kosten. Seine Agenten prüften den jährlichen Finanzbedarf der Kirchen des Heiligen Landes, 2000 Solidi, eine ungeheure Summe, betrug allein der Etat des Patriarchen. Der Franke sandte reichlich Geld, gemünztes Silber, nach dem Orient und an «Christen in Afrika».“

Hier vergisst FRIED Karls Münzreform von (angeblich) 794. Neben dem allein zulässigen Silber seien jetzt Goldmünzen für den Orient geprägt worden. Das leitet er aus der – ihm nun doch präsenten – einzigen, in Ingelheim gefundenen Goldmünze ab und vergisst auch noch, dass sie den Numismatikern die allergrößte Mühe bereitet, weil Vorder- und Rückseite überhaupt nicht zusammenpassen – vielleicht ein Grund, dass Fried die vom Fälschungsverdacht nicht freie Münze im Buch beiseite gelassen hat. Er widerlegt sich dann gleich selbst, lässt er doch anschließend das Geld für die Christen im Süden und Osten in Silber geprägt sein, auch wenn er es nicht in Silber taxiert, sondern in Gold (Solidi). Solches gehört in die Rubrik Verwirrspiele.

Ergänzend ließe sich einmal mehr darauf hinweisen, dass kein Mediävist sich Gedanken darüber machen will, warum die bayerischen Herzöge, die doch mit den Karolingern und den Langobarden verwandt waren, von ihren Anfängen im 6. Jh. bis zu ihrem bitteren Ende, 787/88, keine Münzen schlagen ließen. Diesen Verzicht auf leichte Einkünfte möchte niemand motivieren. (Da Herzogsnamen wie Tassilo, Odilo oder Theodo später nicht mehr in Gebrauch waren, gab es keine entsprechend beschrifteten Münzen, die man in die Phantomzeit zurückprojizieren konnte.) Rechtfertigen muss sich Fried allerdings in Bayern und Österreich dafür, dass er die Agilofingerherrschaft willkürlich von ca. 230 auf 150 Jahre beschnitten hat [F. 190] und die ‘Österreicher’ östlich der Enns als Barbaren sieht [F. 295].

Neben der Münzreform gab es viele weitere Reformen, mit denen das Leben vereinheitlicht werden sollte, angefangen bei Maßen und Gewichten. Dass man gleichwohl das Grund- und Konstruktionsmaß von Aachens Pfalzkirche erst jetzt gefunden hat [F. 418], illustriert, dass dieser Regulierungswahn damals weder gegriffen hat noch tradiert worden ist (ähnlich bei Gewichtseinheiten, Namen für Winde und Himmelsrichtungen etc.). Und Karl ging sehr weit: „Niemand darf Einsiedler werden ohne die Zustimmung des zuständigen Bischofs und Abtes“ [F. 359] – so stand in diesem schütter besiedelten Land noch der Einsamste unter Kuratel.

Beim Wirtschaften spricht der Frankfurter wie heutige Controller:

„Berater wie der Abt Adalhard von Corbie könnten ihm dabei mit ihrem Gespür für mittelfristige Planung, Bedarfskalkulation und Rücklagenbildung, die er in seiner Klosterordnung an den Tag legte, zur Seite gestanden haben“ [F. 206].

Es gab damals selbstverständlich auch „Effizienzkontrolle“ [F. 211]. Dafür brauchte man strikte Verwaltungsvorschriften, vor allem das von FRIED hochgeschätzte *Capitulare de villis*. Ihm widmet er allein elf Seiten [F. 207-217] und kommt fallweise auf diese Verordnung zurück. Ihr hatte ich einen süffisant-ironischen Kommentar gewidmet, der Absurdität und Undurchführbarkeit all dieser Vorschriften ins Licht rücken sollte. An FRIED prallt so etwas ab, obwohl er wiederholt darauf hinweist, dass damals keine Folgen derartiger ‘EU-Vorschriften’ zu bemerken sind. Etwa das Beachten der Vorschriften: „Ob es jemals geschah?“ [F. 210], oder:

„Die Schriftlichkeit war nicht selbstverständlich: Karl hatte sie schon früher angeordnet, doch war sie nicht befolgt worden. Eine entsprechend detaillierte Abrechnung hat sich nicht erhalten; doch zeigen immerhin glücklich überlieferte Muster wie etwa die «Brevium exempla», daß zumindest einzelne Abrechnungen tatsächlich eingegangen sein dürften“ [F. 210 f.].

Da hat ganz offensichtlich die gelobte Effizienzkontrolle versagt. Um hier wenigstens einen knappen Vergleich zu ermöglichen, seien eine Ursprungspassage des *Capitulare* [c. 69] und zwei konträre Kommentare zitiert:

Capitulare: „Über die Häufigkeit des Vorkommens von Wölfen ist uns *jederzeit* zu berichten und dabei anzugeben, wie viele *jeder* Jäger erlegt hat. Die Felle sind als *Belege* einzusenden“ [CdV, c. 69; Hvhg. HI].

FRIED: „Das Auftreten von Wölfen soll dem König gemeldet, ihr Fell dem König übergeben werden; im Mai sollen die Welpen aufgespürt werden (c. 69). Ein Wolfsfellcape macht zwar nicht viel her, eignete sich aber bestens zum Schutz vor Regen und Schnee“ [F. 214].

HI: „Hier wurde die Aktenablage in der Zentrale durch die beigehefteten großen Felle deutlich erschwert, aber gleichwohl beherrscht“ [Illig 2011, 302].

Ob darüber Quittungen ausgestellt wurden, bleibt leider im Dunkel der Geschichte. Aber auch FRIED MUSS zumindest in die Frageform wechseln, wenn es um die dort genannten, doch unbekannteren Zentralgestüte geht: „In welchem Stall aber standen die vielen Kriegshengste?“ [F. 223] Später stellt er fest: „Die größten Getreidelager befanden sich in kirchlicher Hand“ [F. 457]. Leider weiß man von keinen solchen, geschweige, dass sie archäologisch nachgewiesen wären, wie etwa die riesigen Getreidelager (grangium, Grangie) der Zisterzienser im 12. Jh.

Um die Hungersnöte durch Karl zu überwinden, bietet FRIED schweres Gerät auf:

„Die jetzt erschlossenen fetten Böden ließen sich nur mit dem schweren schollewendenden Pflug bearbeiten, erbrachten aber einen höheren Ertrag. Dieser Räderpflug verlangte ein Zuggespann von mindesten zwei Ochsen

[...] Karl profitierte hier von einer technischen Entwicklung, die er nicht selbst auf den Weg gebracht hatte [...] Hungersnöte kehrten regelmäßig wieder“ [F. 227 f.].

Das Gerät auf Rädern hätte auch Karl sicher gern gesehen, aber die beiden einschlägigen Abbildungen zeigen einen Holzpflug ohne Räder, beide der Zeit nach Karl zugewiesen [F. 205, 554]. Doch auch das ficht FRIED nicht an, so wenig wie die häufigen Hungersnöte trotz unterstellter Dreifelderwirtschaft.

Eine von vielen möglichen Fragen wollen wir noch aufwerfen. Guy BOIS hat 1993 wieder ins Bewusstsein gehoben, dass in Europa bis ums Jahr 1000 Sklaven gehalten wurden, also eine Sklavenwirtschaft bestand. FRIED verwendet diese übel beleumdete Wort nicht für seine Karolinger; er spricht lieber von Hörigen, die aber nicht mit Sklaven identisch gesetzt werden [F. 229]. All das scheint nicht einfach zu sein.

Karls Renaissance und ihre vermissten Spuren

Wenden wir uns dem Königshof und dem zu, was als karolingische Renaissance bezeichnet wird, also dem geistigen Wiederaufschwung in allen Gebieten von Kunst und Gelehrsamkeit, den FRIED mit seinem Untertitel *Gewalt und Glaube* zu übergehen scheint, aber es mitnichten tut.

Aachen ist natürlich ein paar Jahre Baustelle, aber bekanntlich ging das mit Kirche und Pfalz ja sehr schnell. „Die weiträumige Kooperation beim Bau zumal der Pfalzkirche erklärt die rasche Vollendung des Werks binnen weniger Jahre“ [F. 407], was immer die weiträumige Kooperation gewesen sein mag. Vielleicht die berühmten Säulen aus Ravenna, vom Papst überlassen und von wackeren Hörigen transportiert?

„Als bald muß der Abbruch [...] begonnen und Ochsen gespannt, vielleicht auch Lastschiffe sich mit den tonnenschweren Säulen auf den mühsamen Weg über die Alpen oder die Küsten entlang nach Aachen gemacht haben“ [F. 184].

Wie sahen die Lastkarren aus, die drei Tonnen schwere, fragile Steinsäulen über unwegsame Pässe kutschieren konnten? Und wie lang segelte man wohl von Ravenna aus entlang der Küsten bis Aachen, wenn das Mittelmeer von fremden Mächten und Piraten beherrscht wurde? Ein Jahr, zwei Jahre? Immerhin sollen, nachdem 794 gerade die Fundamente ausgehoben worden waren, die Säulen des Obergeschosses schon im Frühjahr 796 eingebaut gewesen sein. Denn laut FRIED preist Theodulf die Kirche bereits damals „als schöner Bau zu herrlichen Gewölben“; „Von ihr schritt man zur Königshalle“ [F. 413]. Da war ganz offensichtlich bereits alles fertig und alle wundern sich, die Mediävisten ausgenommen, denn die haben die Daten schwarz auf weiß, fehlerfrei und pergamentecht. Aber weil Alkuin auch etwas kundgetan hat,

könnten die Säulen auch vor oder in 798 eingebaut worden sein. Allerdings: „Die Säulen waren empfindlich und kostbar“ [F. 413]; bei verantwortungsbewussten Bauleitern werden sie erst eingesetzt worden sein, nachdem die Kuppel fertig gewölbt und das 30 m hohe Schalgerüst mit seinen seitlichen Verstrebungen entfernt war. Doch es bleibt dabei: Die Kirche erhob sich in Windeseile.

Es folgt eine weitere elegante FRIED-Wendung: „der größte Kuppelbau ihrer Zeit nördlich der Alpen“ [F. 410]. Da er gar nicht versucht hat, meine Argumentation sauber zu widerlegen, vergleicht er das ‘Karlswunder’ nicht mit Vorläufern oder Nachfolgern. Er weiß, dass die Kuppel auch 200 Jahre früher oder 300 Jahre später datiert werden könnte und immer noch die höchste nicht nur ihrer Zeit, sondern der bis dahin durchlaufenen christlichen Baugeschichte bliebe. Denn wo hätte es unter Merowingern, Karolingern oder Ottonen noch eine 15 m durchmessende Kuppel gegeben? Bei den Karolingern allenfalls ganz kleine, ca. 4 m spannende in Germigny-des-Prés. Theodulfs kleine Kirche steht im Kern unverändert, hatte wohl fünf Kuppeln und sechs Apsiden, weshalb sie „in ihrer Anlage an das Aachener Münster erinnert haben soll“ [F. 351]. Die Pfalzkirche hatte eine Kuppel und eine Apsis, dazu ein Acht- und ein Sechzehneck ohne Entsprechung bei Theodulf...

FRIED [410] ist sichtlich beeindruckt von dem Aachener Bau „«zu den Sternen empor»“. Doch obwohl er ihm geradezu „eine kleine Monographie“ [Bredenkamp] gewidmet hat, will er von der damit verbundenen technischen Meisterleistung wenig wissen. Im Kleingedruckten spricht er von den eisernen Ringankern, aber nicht über ihre Herstellung [F. 677]. Dabei hat er einen verräterischen Hinweis gegeben; wenn er auf den „gelehrten Angelsachsen“ Alkuin zu sprechen kommt, beschreibt er dessen intellektuelle Grenzen:

„Doch allzutief drang dieser Mann nicht in «die Stampfmühlen der Kalkulatoren und in die Rußküchen der Mathematiker» ein“ [F. 287].

Rußküchen waren seit alters her bekannt, aber Stampfmühlen? Dieser Typus wird über ein Mühlrad und eine Nockenwelle angetrieben, genauso wie ein Fallhammer. Doch erste derartige Mühlen gab es erst nach 1000 [Illig 2013, 153]. Die durch Nockenwellen erzeugte Bewegung wurde gleichermaßen für das Hanfbrechen (Rhône-Alpes, 1040), für das Walken von Stoffen (Normandie, 1086), für das Häutegerben (Île-de-France, 1138) und für das Zerstoßen von Zuckerrohr (Normandie, 1176) eingesetzt [Gimpel, 19]. Für Alkuin, der das einprägsame Bild 798 gewählt haben soll [F. 663] ist ihr Pochen und Klopfen damals schon so altvertraut wie Rußküchen; er will hier nicht mit modernster Technik prahlen. So kommt sein Vergleich mindestens 250 Jahre zu früh. Um so viel Jahre später muss der Text geschrieben worden sein.

Wir kommen hier ein zweites Mal an den kritischen Punkt: Eine unbeweielt echte Aussage kann gleichwohl zu ihrer Zeit nicht gemacht worden sein.

Wir hatten das analog schon bei den Eisenankern, die ebenfalls um 800 nicht produziert worden sein können. Damals machte der Dombaumeister Helmut MAINTZ prompt den Umkehrschluss:

„Im Rahmen aller Untersuchungsöffnungen können wir übrigens festhalten, dass die Eisenringanker oder Eisenklammerringanker alle satt im karolingischen Mörtel lagen, also im Zusammenhang mit dem Aufmauern eingebaut worden sind. In einigen Publikationen wurde dies bezweifelt und der Umkehrschluss ausgeführt, dass die Eisenanker erst später eingebaut worden sind, auch weil man gar nicht in der Lage war, die Eisenstangen in dieser Länge zur karolingischen Zeit herzustellen. Das ist hiermit widerlegt“ [Maintz 2005, 31; vgl. Illig 2011c, 52].

Das hilft ihm natürlich nichts, weil er fürs Abendland keine Eisenproduktion vorweisen kann, die vom Auftreten der notwendigen Fallhammerteknik um 1100 zurückverfolgt werden könnte bis 800 und noch einige Jahrzehnte früher. Mit diesem neuen Fund wird natürlich ebenso prompt gejubelt werden: Alkuin bestätige die Fallhammerproduktion schon vor 800. Und sie werden wieder inbrünstig feststellen: Wir werden (mit Gottes Hilfe) dereinst archäologische Zeugnisse dafür finden, während Sie prinzipiell nicht nachweisen können, dass es derartiges Schmiedeeisen zwischen 750 und 1100 nie gegeben habe! Da lässt sich in aller Ruhe sagen: Solange aus der Zeit keine Spuren von Eisen mit großen Querschnitten, keine Ankerkanäle, keine größere Eisenproduktion und keine Fallhämmer vorgewiesen werden können, solange bleibt Aachens Bau bei 1100 und 'Pseudo-Alkuin' im 12. Jh.

Es gibt natürlich eine einfache Gegenprobe: eine ordentliche Untersuchung des entsprechenden Alkuin-Pergaments, nicht nur nach paläographischem Augenschein, sondern mit entsprechenden Pergament- und Tintenanalysen – Stichwort BREDEKAMPS Galilei (s. S. 233).

Bei den übrigen, vermeintlich echten Karlsbauten bleibt FRIED unkritisch und gibt doch eine im Grunde unverschleierte Antwort. Während er der Pfalzkirche 26 Seiten widmet, erledigen sich die übrigen Pfalzbauten Karls auf zweieinhalb Seiten. Außer Aachen hat ohnehin kaum etwas Bestand. So beschäftigt ihn bei Ingelheim die Frage, ob der von einem Autor poetisch beschriebene Wandschmuck nun aus Teppichen oder aus Fresken bestand [F. 430]. Wir lassen drei weitere Hinweise folgen.

Wie steht es um Karls *Mainzer Rheinbrücke*, die „binnen Jahresfrist“ abgebrannt sein soll und von der kein Holzspan erhalten ist? Sie wird von FRIED als damals existent erachtet; er kolportiert auch den Plan einer steinernen Brücke [F. 247], obwohl zwischen der Römerbrücke – 30 n. Chr. bei Mainz – und einer Eisenbahnbrücke des 19. Jh. keine steinerne Brücke gebaut werden konnte [Hartmann, 19]. Nur in Basel gab es 1225 mit der Mittleren Brücke einen Zwitter, die eine Hälfte in Stein, die andere in Holz. Dabei hätte es

bei 900 km Rheinlänge ab Schaffhausen und immer breiter werdendem Fluss nicht nur in Mainz dringend Brücken gebraucht.

So muss fast zwingend davon ausgegangen werden, dass römisches Mainz ein Stück weit 1 : 1 ins mittelalterliche Mainz gehoben worden ist: +27 nahmen die Römer hier eine hölzerne Pfahljochbrücke in Betrieb und ersetzten sie im Jahr +30 oder +70 durch eine steinerne Brücke [wiki ↔ Römerbrücke (Mainz)]. Also muss auch Karl eine Holzbrücke gebaut haben.

Oder FRIED schreibt von einer anderen Pfalz: „Dann rief Karl den Papst nach *Quierzy*, die erinnerungsreiche Pfalz, wo sie gemeinsam Weihnachten feierten“ [F. 527; Hvhg. HI]. Hier gibt es keine archäologischen Funde.

„In Quierzy befand sich zur Zeit der Karolinger die Königspfalz Quierzy, eine ihrer wichtigsten Residenzen im westlichen Frankenreich, von der heute jedoch nichts mehr zu sehen ist“ [wiki ↔ Quierzy].

Wem das kein Beweis ist, der wende sich nach *Herstal*, dem einstigen Héristal, eine von Karl oft zu Weihnachten oder Ostern besuchte Pfalz, in der er sein erstes Kapitulare verfassen ließ. Aus Anlass des Karlsgedenktales wird dort eine Karls-Ausstellung gezeigt und zugleich bitter beklagt, dass trotz verschiedener Ausgrabungen nichts gefunden worden ist, das auf eine Pfalz hindeuten könnte [herstal]. O Frankenreich, das spurenlose (s. S. 108).

Immer wieder lässt sich aus Nichts etwas machen. Wenn es um den Thron in Aachen geht, stellt FRIED fest: „Wahrscheinlich besaß Karl [...] einen Splitter vom Heiligen Kreuz“ [F. 423], also eine der ganz großen Reliquien, die man nicht irgendwo findet, sondern aus hoherpriesterlichen Hand empfängt. Schade, dass dies nicht verifizierbar ist. Doch bereits drei Seiten weiter wird die rätselhafte Reliquie zur Realität, die leider verloren gegangen ist, wie das mit ganz besonders wertvollen Gegenständen passieren kann:

„In diesem Hohlraum [im Thron] könnte aber auch die mittlerweile verschollene Kreuzreliquie des Königs deponiert worden sein“ [F. 426].

Apropos verschollen. FRIED spricht auch von der cappa, vom Mantel des Hl. Martin. Die Kapellane waren die Hüter dieser Staatsreliquie [F. 392], die seit der Merowingerzeit zum Kronschatz gehörte. Da hätte man gerne erfahren, wann und wie auch diese hochheilige, staatstragende Reliquie verschlampt oder geraubt worden ist.

Schließlich gibt es die sattsam bekannten Probleme mit der un-/gewollten Krönung in Rom, der FRIED zwölf Seiten widmet [F. 484-495]. Laut Einhard hätte sie der Papst, nicht Karl gewollt. Da würde man erwarten, dass Leo III. die unverzichtbare Krone bereit hält. Doch FRIED bietet, obwohl er den Papst am längeren Hebel sieht, eine andere Version mit der „doch wohl von Karl zur Verfügung gestellten Krone“ [F. 493]. Und wieder: Ausgerechnet diese Krone rollt irgendwo aus einer Satteltasche, und FRIED legt den Schleier der Barmherzigkeit über diesen Verlust.

In diesen Pfalzen logierten nun die bis zu 2.000 Personen von Karls Gefolge [F. 248]. Ein Großteil logierte in Aachen und muss FRIED besonders interessieren, weshalb er mehrmals darauf zu sprechen kommt. Doch das entstehende Bild zeigt beängstigend wenige Personen. Immerhin hat Karl 46 Jahre lang regiert und ständig Vertraute in den verschiedensten Ämtern (die ja aufeinander folgen mussten), dazu seine Geistesgrößen und Geistlichen um sich. Trotzdem kommt FRIED in zwei Anläufen nur auf 26 Namen:

Adalgis, Kämmerer,
Adalhard, Abt von Corbie,
Alkuin, Leiter der Hofschule,
Angilbert, Hofkaplan,
Angilram, Bischof von Metz,
Arn, Bischof von Salzburg, selten in Aachen,
Audulf, Seneschalk,
Eberhard, Mundschenk,
Einhard, Gelehrter, Autor, Laienabt, Architekt,
Eppinus, Mundschenk,
Ercambald, Kanzler (Vorstand der Kanzlei der Schreiber),
Fulrad, Erzkaplan, Abt von Saint-Denis
Geilo, Marschalk,
Gerold, Bruder von Königin Hildegard (vielleicht)
Hildebald, oberster Kapellan, Erzbischof von Köln,
Hitherius, ein Notar
Hrabanus Maurus, Gelehrter, Abt und Erzbischof von Mainz,
Maginarius, ein Notar,
Meginfried, Kämmerer,
Paulus Diaconus, Mönch Geschichtsschreiber,
Petrus Pisanus, Gelehrter (Grammatiker),
Rado, Kanzler,
Riculf, Erzbischof von Mainz,
Theodulf, Bischof von Orléans,
Wala, Vetter Karls
Worad, Pfalzgraf [F. 302, 386, 392, 594].

Mit Hilfe von Stefan WEINFURTER [186-188] kommen noch sieben Namen hinzu (s. S. 31). FRIED räumt den Mangel ein, zieht aber keine Schlüsse daraus:

„Karl handelte nicht allein. Wer half ihm? Wir kennen kaum die Geistlichen seiner nächsten Umgebung, die Angehörigen der Hofkapelle, die engsten Vertrauten mit Namen“ [F. 302].

Sämtliche Karls-Biographen kaschieren das, indem sie das Problem übergehen und lieber die höfischen Spitznamen bringen, um die Aachener Pfalz

wenigstens ein bisschen beleben zu können. Ich habe andernorts von ökonomischen Fälschern gesprochen, die einfach nicht alle Personen von Karls Umgebung und von seinem Gefolge mit Persönlichkeiten ausstatten konnten, sondern nur einige wenige, die deshalb noch lang keine Biographie erhalten. Der wichtigste von ihnen ist Einhard, dem erst jetzt Steffen PATZOLD [2013] eine geschrieben hat (s. S. 36).

Diese kleine auserlesene Schar, vielleicht ein winziges Abbild der oben genannten Streifschar, brütete Gedanken aus, die das Abendland ganz nachhaltig beeinflusst haben sollen. Beginnen wir mit der Sexualmoral Karls. Sie entsprach der Herrscherattitude, die später auch das jus primae nocte verlangte, das ebenso wenig der Realität entsprochen haben dürfte. In den klerikalen Karlskreisen lag das Problem im Zölibat, in der erzwungenen sexuellen Enthaltsamkeit [F. 272]. Feinsinnig weist FRIED darauf hin, dass der Zölibat vielleicht persönliche Opfer verlangt, aber vor allem: Der „Zölibat forderte auch damals seine Opfer“ [F. 524], nämlich Kleriker, die Stand und Ehre wegen eines sexuellen Fehltritts verloren hätten, ohne dass wir von solchen Disziplinarmaßnahmen wüssten. Das Auftreten dieses rigiden Denken lässt sich zwar präzise, aber erst viel später festmachen: an den Verordnungen von Papst Gregor VII. Er formte die Kirche, die uns vertraut ist und er brauchte in der Geschichte niemanden, der ihm mit solchen Forderungen zuvor kam.

Gregor forderte erstmals 1074 den Zölibat, der bis dahin von den Klerikern wenig beachtet worden ist. Nur ein Jahr später formulierte er sein *Dictatus Papae*, das Diktat des Papstes, in dem er diesem allein Absetzung und Wieder-/Ernennung der Bischöfe zuspricht, was bis dahin in weltlicher Hand gelegen hatte. Es ging also – plump und direkt gesagt – um den Gottesstaat auf Erden, gelenkt vom Papst, nicht von König oder Kaiser. Das beschreibt FRIED sehr schön, noch dazu antizipatorisch:

„Von dem vermutlich letzten Kapitular Karls des Großen nämlich, das die Unterordnung der weltlichen Regionalgewalten von Grafen und «Richtern» unter die Bischöfe formuliert hatte, spannt dieser Bogen sich in die Zukunft zu Pseudoisidor, dem monumentalen kirchenrechtlichen Fälschungswerk des Kreises um Wala von Corbie und seines Helfers Paschasius Radbertus. Es unterwarf auch den König und Kaiser der geistlichen Leitungsgewalt des Papstes“ [F. 602].

Nachdem die Schriften Karls ohnehin von Klerikern geschrieben worden sind, verwundert es allenfalls Mediävisten, dass hier die kirchlichen Gedanken des letzten Viertels des 11. Jh. verdoppelnd in die erfundene Karolingerzeit zurückprojiziert worden sind. Natürlich sehen wir die antizipatorischen Pseudo-Isidorien des früheren 9. Jh. ebenfalls erst nach 1000 entstehen.

Und FRIED wartet bereits mit der nächsten Sensation auf: ein Schriftstück, auf dem Karls persönliche Kommentare zum Text in tironischen Noten fest-

gehalten sind. Darunter ist eine Kurzschrift zu verstehen, die auf Tiro, den Sekretär Ciceros zurückgeht. FRIED, der früher Karl die Feinmotorik zum Schreiben absprach, weil er zu früh sein Schwert geschwungen habe, formuliert dicht an der Wahrheit (vorbei): Ein vatikanischer Codex

„enthielt in tironischen Noten (einer Kurzschrift) billigende Ausrufe des Königs selbst, authentische Worte des großen Mannes, die einzigen, die sich von einem mittelalterlichen Herrscher erhalten haben“ [F. 453].

Beim zweiten Lesen bemerkt man, dass nicht Karl selbst diese Kürzel niedergeschrieben hat. Vielmehr hatte er seinen Mönch bei sich, der ihm wohl nicht nur das entsprechende Schriftstück vorlas, sondern auch seine Ausrufe zu Protokoll nahm. Anderenorts hat FRIED [2014a] aus diesen Kürzeln gefolgert: „Er zeigte sich als Herr über die Vergangenheit und über das künftige Wissen von derselben.“

Wir sind da mitten in der Geistestätigkeit der Zeit um 800, wie sie gerade um den 28. Januar landauf, landab bejubelt worden ist:

„Denn auch die Wiedergeburt des logischen, überprüfbaren Regeln unterworfenen Denkens ereignete sich am Hof Karls des Großen“ [F. 300].

So soll es gewesen sein, aber aus Sicht des Rezensenten bleibt dies dem scholastischen Denken des 12. Jh. vorbehalten. Und noch eine zugehörige Beobachtung: Die *Reichsannalen* „vermerkten in der Tat in einer Präzision wie nie zuvor Himmelsphänomene“ [F. 557] – ein schönes Beispiel, weil diese Präzision mit Gradangaben und Sternzeichen erst im späten 12. Jh. aufkommt. Da ließe sich auf FRIED zurückkommen, dem klar ist, dass „die »Reichsannalen« komponiert wurden“ [F. 147], allerdings nur aus kirchen-/politischen Gründen. Wir sehen das viel umfassender.

Diese Präzision dominierte: „Die »Schleifenspur« des Planeten beunruhigte den König“ [F. 338]. Das dürfte ein seltener Moment in der Geschichte des Astronomie gewesen sein: Ein König erschauert darüber, dass der Mars durchaus gemächlich eine retrograde Bewegung vollführt, die mit dem bloßen Auge schwer zu beobachten ist, muss doch der Abstand zu einem Referenzstern allnächtlich notiert werden. Wenn man bedenkt, dass gerade diese Schleifenspuren Ptolemäus wie Kopernikus oder Galilei herausgefordert haben, dann hätte Karl die Entdeckung des heliozentrischen Weltbilds vorwegnehmen können. Ihm könnte man das zutrauen.

Schließlich zwang Karl die Mönche geradezu in die Bibliotheken, um alte Texte aufzuspüren.

„Er verlangte von seinen Leuten und von sich selbst die endlose Suche nach Büchern, nach verschüttetem Wissen. Sie befolgten die Anordnung, spürten Handschriften auf, verschickten sie, ließen sie abschreiben. Karls Hof bot Raum für eine Bibliothek, deren Schätze moderne Historiker nicht genug rühmen“ [F. 398 f.].

Ihre Schätze sind allerdings nicht tradiert, ließ doch Karl testamentarisch den Bestand verkaufen – das einzige frühmittelalterliche Herrscher-Testament [Hartmann, 49] – und den Erlös den Armen zukommen [Einhard c. 33]. Eine ungemein christliche Handlung, die sich umso mehr von den Heiden abhebt: „Folgte der Lieder- und Büchersammler Karl gar dessen [Harun al-Rasid] Vorbild?“ [Fried 2014b]. Nicht beim Verkaufen, aber vielleicht beim Sammeln, bei der Jagd nach Kodizes. So der Frankfurter [F. 326]:

„Wer lesen wollte, mußte weit umherreisen, mußte Texte entdecken, mußte Wissen sammeln und abschreiben, was er fand und was gefiel“.

Späterer Unverstand hätte das fast wieder zunichte gemacht.

„So rettete nur ein glücklicher Zufall die kleinen Schriften des Tacitus mit Einschluß der «Germania». Im letzten Moment wurde die einzige erhaltene Handschrift – sie stammte aus dem 9. Jahrhundert – durch einen tüchtigen Humanisten des 15. Jahrhunderts buchstäblich vor der Verfütterung an die Schweine gerettet“ [F. 326 f.].

FRIED überlässt uns hier die Aufgabe, jenen Such- und Abschreibprozess, den er den Karolingern zuschreibt, im 11. bis 13. Jh. aufzuspüren, wenn nicht die Humanisten nach 1400 noch antike Pergamente abgeschrieben haben.

Endzeitliches

In seinem gesamten Text weist FRIED immer wieder darauf hin, wie stark der Gedanke an das baldige Jüngste Gericht die Karlszeit beherrscht habe. Die ganze Pfalzkirche Aachens repräsentiere „das apokalyptische Maß des Kirchenbaus“ [F. 428], der Bauherr stehe „in Erwartung des neuen Äons, des kommenden Gerichts“ [F. 428].

„Die Nähe des Jüngsten Gerichts forderte die größten Anstrengungen [...] Die Schrecken der Endzeit warfen ihre Schatten voraus, und keineswegs nur das schlichte, ungebildete Volk geriet in Sorge [...] Mit jedem Jahr wurde die Zeit knapper, schmolz die Frist der 6000 Jahre, die der Welt insgesamt vergönnt waren; und das wollte bedacht sein“ [F. 436-438].

„Meister Alkuin [...] sah das Weltende heraneilen“ [F. 477].

„Die Zählung folgte dem hl. Hieronymus und offenbarte eine beunruhigende Nähe zu heilsgeschichtlich relevanten Terminen, dem Ende nämlich des sechsten Jahrtausends“ [F. 438].

„In gleicher Weise folgte auch Hildebalds Sammlung den Berechnungen des hl. Hieronymus und des Orosius und erkannte mit dem Jahr 800 nach Christi Geburt das sechste, das letzte Jahrtausend [...] Nur noch zwei Jahre Zeit?“ [F. 462].

„Noch im Jahr 798 rechnete man an seinem Hof mit dem bevorstehenden Jahr 800 als dem Jahr 6000 nach Erschaffung der Welt“ [F. 559].

Das alles ist den Lesern von *Wer hat an der Uhr gedreht?* bestens vertraut. Sie kennen auch die harten Kritikpunkte: Wieso gibt es dicht vor dem ultimativen Termin keine Massenpanik, keine harschen Erlasse der Obrigkeit, keine Geißlerumzüge, keinen Generalablass und was sonst das Jenseits in etwas helleren Farben leuchten ließe? Nichts, gar nichts, keinerlei Reaktionen. Nicht einmal der Überfall auf den Papst, 799, wird in dieser Richtung interpretiert. Die direkt nachfolgenden Auseinandersetzungen mit Sachsen und Abodriten, mit Hunnen und Friulanern zeigten nicht das Ende an, sondern ganz im Gegenteil den Fortgang bisherigen Geschehens.

Und nach 800? Irgendwelche Glücksregungen, Dankprozessionen, Jubelmessen? Nichts, gar nichts, keinerlei Reaktionen. Selbst FRIED wird da unruhig und setzt das letzte Zitat mit einem kleinen Täuschungsversuch fort:

„Seitdem aber waren Zweifel aufgekommen oder gewachsen. Im Jahr 809 konfrontierte Karl seine nach Aachen gerufenen «Komputisten» mit knappen Fragen: Wie viele Jahre seit Christi Geburt bis heute verflossen seien“ [F. 559 f.] etc.

Doch da steht ja das Jahr: Erst 809, neun Jahre nach dem kritischen Jahr 800 sei der Kaiser unruhig geworden, warum sich das Jüngste Gericht verspäte. Da würde also trotz aller Klugheit gelten: Das gemächliche Leben [F. 150] bewegte sich stetig in vorgegebener Bahn und verlangte keine überhasteten Reaktionen. Ganz anderes liest BREDEKAMP [2014] bei FRIED: Dieses

„Buch lässt das Tempo und die Mobilität erkennen, mit denen sich die Menschen bewegten. Die Reisen, die Kriegszüge, die umfassende Umwälzung der Bildungsansprüche und -methoden, die Injektion der Neugierde in alle Kulturbereiche, die Entfesselung der Schrift- und Bildkünste, all dies wäre in der Summe auch im zwanzigsten Jahrhundert miraculös. Als Symbol mag der Umstand gelten, dass Karl während der Nacht Schreiber in der Nähe hatte, die, wenn er aufwachte, sofort notierten, was er von sich gab, um jede Sekunde der Mitteilungen zu nutzen.“

Weder BREDEKAMP noch FRIED stellen hier die entscheidende Frage, der schon im Jahr 2000 alle Zunftmitglieder ausgewichen sind: Wieso wird Karl der Große exakt an dem Tag zum Kaiser gekrönt, an dem laut Hieronymus und Orosius der Weltuntergang drohte? Wie konnte eine 497 Jahre alte Vorausberechnung taggenau erfüllt werden? Und warum wird an diesem Tag die Welt gleich noch einmal vor ihrem Untergang gerettet, weil die Macht der römischen Cäsaren nicht untergeht, sondern in Karl erneuert wird, und das in Rom, dessen Ende als Vorstufe des Weltendes ebenso gefürchtet worden ist.

FRIED kennt diese Frage selbstverständlich, aber hütet sich sie zu stellen, weil die Antwort seine wunderschöne Karls-Fiktion [s. F. 9] in den Orkus stürzen ließe. So bleibt es ein großes Buch, das den von der Mediävistik vorgegebenen Rahmen trefflich ausfüllt, aber so viele Fragen zwangsläufig offen las-

sen muss, dass sich die These von „Karl dem Fiktiven“ [Illig 1992] unverändert behauptet.

Literatur

- Bredekamp, Horst (2014): Der Kaiser am Läuterungsberg; *FAZ*, 15. 01.
- Fried, Johannes (2014b): Weltpolitik am Mittelmeer; *Neue Zürcher Zeitung*, 25. 01.
- (2014a): Ein Leben erzählen; *Die Zeit*, 02. 01.
 - (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München
 - (1996): „Vom Zerfall der Geschichte zur Wiedervereinigung. Der Wandel der Interpretationsmuster“; in Oexle, Otto Gerhard (Hg.): *Stand und Perspektive der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*; Göttingen, 47-72
 - (1994): *Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024 (= Propyläen Geschichte Deutschlands. Bd. 1)*; Berlin
- Gimpel, Jean (1980): *Die industrielle Revolution des Mittelalters*; Zürich · München (1975)
- Hartmann, Martina / Hartmann, Wilfried (2014): *Karl der Große und seine Zeit · Die 101 wichtigsten Fragen*; München
- herstal = <http://www.herstal.be/page-daccueil/pdf/a5-bulletin-169-all.pdf>
- Illig, Heribert (2013): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelfing (2011)
- (2011): *Capitulare de villis* als Verwaltungsgorgie; *Zeitensprünge* 23 (2) 295-304
 - (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*; München
 - (1992): *Karl der Fiktive, genannt Karl der Große. Als Herrscher zu groß, als Realität zu klein*; Gräfelfing
- Maintz, Helmut (2005): *Sanierung karolingisches Mauerwerk. Sanierung Turmkreuz und Neuverschieferung Turmhelm* (Veröffentlichungen des Karlsverein-Dombauverein, Band 7); Aachen [divergierende Jahreszahlen auf Titelblatt (2005) und in der Titelei (2004)]
- Patzold, Steffen (2013): *Ich und Karl der Große · Das Leben des Höflings Einhard*; Stuttgart
- richesheures = <http://www.richesheures.net/epoque-6-15/eglise/45/germigny/germigny-plan01.jpg>
- Weinfurter, Stefan (2013): *Karl der Große. Der barbarische Heilige*; München
- Wiegelmann, Lucas (2014): Karl, der Größte; *Die Welt*, 26. 01.
- Winter, Maren (ö.J.): *Alltag-Geld*; <http://www.maren-winter.de/geld.htm>

Blicke auf Karl und Einhard

Weinfurter · Hartmann · Patzold · Pieper/
Saltzwedel · Imhof/Winterer
Fünf Rezensionen von Heribert Illig

Angesichts der Fülle an Neuerscheinungen, die keineswegs nur von Mediävisten stammen, sondern auch von Schriftstellern, kann hier der Blick nur auf die wesentlichen biographischen Werke gerichtet werden. Die von FRIED als die größte läuft separat, die des Kunsthistorikers BREDEKAMP ebenfalls; zu den von Mediävisten verfassten gehören die Karlsbiographie von Stefan WEINFURTER, das Frage-und-Antwort-Spiel des Ehepaars HARTMANN und die Einhardbiographie von Steffen PATZOLD. Kürzer gefasst sind die Hinweise auf IMHOF/WINTERER und PIEPER/SALTZWEDEL.

WEINFURTER, STEFAN (2013): *Karl der Große · Der heilige Barbar*; Piper Verlag, München, geb., 352 S., 19 Farbabb. [= W.]

WEINFURTER lehrt in Heidelberg, ist drei Jahre jünger als FRIED und hat eine andere Zugangsweise zu Karl. Er bemüht sich nicht wie FRIED, trotz aller gegenläutenden Aussagen eine Persönlichkeit Karl aus dem Nebel zu schälen und zu imaginieren, sondern bleibt viel stärker beim Faktischen. Entsprechend liegt bei ihm der reine Textteil bei 258 S., während FRIED mit 625 S. weit mehr als Doppelte geschrieben hat.

Der Generalnenner liegt für den Heidelberger beim „Bemühen um Eindeutigkeit“ [W. 19], insbesondere auf der „Eindeutigkeit der Wahrheit“ [W. 17], eine Quintessenz, der er sich nähern kann, denn „gerade zur Frage der ideellen, konzeptionellen und moralischen Grundlagen seines Handelns gibt es eine Vielzahl der Quellen“ [W. 13].

Mit der Wahrheitsfindung ist er bereits bei der großen abendländischen Wissenschaft, die sich der Suche nach ihr bis heute verpflichtet hat. Aber seit wann? Seit Karl, dem man gerne die Gründung von Schulen, wenn nicht sogar Universitäten unterstellt?

„Man sollte in diesem Zusammenhang daran denken, dass die europäischen Universitäten [...] im zwölften Jahrhundert entstanden sind. Wissenschaft und Wahrheitssuche sind eine Leistung des Mittelalters“ [W. 17].

Es ließe sich präzisieren: des hohen Mittelalters, um sofort wieder in den Streit zwischen Arno BORST und Ivan ILLICH zu geraten [vgl. Illig 1997]. WEINFURTER muss sich selbstverständlich BORST anschließen, den er so zitiert:

„»Die Erforschung der Natur begann im lateinischen Europa nicht um 1120 an den Hochschulen Frankreichs, sondern um 780 am fränkischen Königshof« [W. 204].

Um mit Karl dem Großen zurecht zu kommen, muss der wissenschaftliche Ansatz um mehr als 300 Jahre vorverlegt werden, um den Preis, die lange Spanne von fast 300 Jahre leer, ohne eindeutige Belege zu belassen und die Probleme mit Karls Realität ungelöst zu lassen. Das klingt bereits damit an, dass alle die Geschichten um die Schlacht bei Roncesvalles und vor allem um Paladin Roland „reine Erfindung“ waren [W. 45]. Selbstverständlich Erfindungen, die erst 300 Jahre später komponiert worden sind. Ebenso dürften die Erzählungen, die sich um Karls Graböffnung durch Otto III. ranken, freie Erfindungen – vielleicht für eine Heiligsprechung – gewesen sein. So fragt sich auch WEINFURTER: „Alles erfunden?“, möchte aber dann nicht weiter spekulieren. Aus hier vertretener Sicht wäre vielmehr zu prüfen, ob es sich bei den Texten von Adémar von Chabannes und Thietmar von Merseburg, der Zeit um 1030 zugeschrieben, nicht um Versuche handelt, die um 1165 betriebene Heiligsprechung Karls durch Barbarossa mit älteren ‘Plausibilitäten’ zu unterfüttern. Denn für das 12. Jh., ab ca. 1130 steht fest: Es „waren Texte entstanden, mit denen der ›neue Karle‹ erfunden und konstruiert wurde“ [W. 41]. Für Barbarossa schrieb ein Aachener Kanoniker die neue Fassung:

„»Die neue Lebensgeschichte Kaiser Karls des Großen, die auf Befehl Kaiser Friedrichs geschrieben wurde« (Beginn des Buches I). Die neue ‘Vita’ entstand um 1170 [...] eine regelrechte Heiligenvita“ [W. 45].

Zu den Vorläufern gehört auch die Geschichte Karls und Rolands, wie sie Turpin als Erzbischof von Reims (748–794) geschrieben hätte; sie ist längst auf 1130/40 datiert und einem „Pseudoturpin“ zugewiesen [W. 42]. Der karolingische Turpin wird prominent auf dem Karlsschrein abgebildet. Zu finden ist dort auch ein Bezug zur Aegidiuslegende, wobei der angeblich 720 verstorbene Heilige zum Beichtvater von Karl avanciert [W. 49]. Hierzu gehören auch die ersten Berichte über den Mosaikschmuck an Aachens Kuppel und den dort aufgestellten Thron [W. 46], der seit dem Jahr 2000 unbedingt wieder ein Karlsthron sein soll: damals von Sven SCHÜTTE behauptet, demnächst wohl von Uwe LOBBEDEY, weil sein muss, was sein soll.

Bei WEINFURTER besticht die klare Gliederung, etwa der vorliegenden Quellen in seinem 2. Kapitel [W. 20-34]. Offen bleibt die eigentlich banale Frage, ob Einhards oder – hier – Einharts Karlsleben als *Vita Karoli Magni* [W. 23] benannt war oder nur als *Vita Karoli*, wie FRIED durchgängig hervorhebt. Dahinter steht das Problem, ob nicht Karl viel zu früh, schon zu Lebzeiten und vor der Kaiserkrönung das Attribut „magnus“ erhalten habe. FRIED will hieraus drohenden Erosionsprozessen am Karlsbild vorbeugen, während

WEINFURTER zwei Formulierungen Papst Hadrians I. bringt: 774 „»der große König Karl«, 775 „»König Karl der Große« (*Carolus magnus rex*)“ [W. 76]. Bei dieser lateinischen Wortfolge kann man freilich lange streiten, ob sie nun König Karl den Großen oder Karl den großen König meint – doch das fällt unter die Rubrik ‘mediävistische Schleiertänze’ oder respektvoller: „Es liegt auf der Hand, dass diese Entwicklung hin zum Mythos Karl der Große den Blick auf den historischen Karl mehr und mehr verschleierte“ [W. 53].

Auch WEINFURTER macht erhebliche Anstrengungen, um den Kaiser nicht nur groß, sondern auch noch länger zu machen. Dafür macht er eine umwerfende Rechnung auf: Einhard schrieb,

„der Kaiser sei sieben seiner (!) Füße (*septem suorum pedum*) groß gewesen. Mit einer Fußgröße von 27 bis 28 cm wird man bei Karl wohl rechnen können, womit wir bei einer Körpergröße von 1,89 bis 1,96 Meter ankämen“ [W 48].

Man muss also nur die Fußlänge richtig schätzen, um auf die erhoffte und gewünschte Körpergröße zu kommen. Derartige Kalkulationen könnten zahllose wissenschaftliche Untersuchungen zum gewünschten Ende führen. Aber ob sie sich durchsetzen werden?

In Bezug auf die Kampfkraft von Karls Armee nimmt WEINFURTER eine ganz andere Position ein. Er geht, ganz im Gegensatz zu Frieds „Streifscharen“ (s. S. 11) davon aus, dass Karl Martell zu seinem Beinamen „Hammer“ kam, weil seine militärischen Erfolge so bedeutend waren [W. 59] und

„dass ein Gesamtheer Karls – jedenfalls in der Theorie – eine Stärke von annähernd 100000 Mann erreichen konnte. Hinzu konnten noch viele Tausende von ›Fußsoldaten‹ kommen. Während man früher annahm, dass die Heereskontingente Karls kaum mehr als etwa 3000 Reiterkrieger und 6000 bis 10000 Mann starke Fußtruppen umfassten, hat die französische und amerikanische Forschung inzwischen ganz andere Größenordnungen wahrscheinlich gemacht. Heute geht man davon aus, dass Karl der Große über Heere von 30000 bis 60000 Mann verfügte. Allein durch die gewaltigen Massen habe er den Feinden Schrecken eingejagt, und seine militärische Strategie sei die erdrückende Übermacht (»overwhelming force«) gewesen“ [W. 81].

Dementsprechend sieht er ein „gewaltiges Heer“ über die Pyrenäen nach Spanien ziehen [W. 118]. Mit dieser Rückkehr zu früher geglaubten Armee-Dimensionen wird das logistische Problem der Kriegsführung nicht kleiner. Um hier zu den Realitäten zurückzufinden, habe ich eine eigene Betrachtung angefügt (s. S. 111). Ganz im Gegensatz zu FRIED sieht aber WEINFURTER die unabwiesbare Gefahr, dass so lang anhaltende Kriege wie die gegen die Sachsen das eigene Reich in höchste Gefahr brachten [W. 104].

Auch sonst findet WEINFURTER zu Altvertrautem zurück. Etwa: „Heiratsverbindungen zwischen Sachsen und Franken führten bald zu einer festen Integration“ [W. 114], während bei FRIED nur die Sachsen untereinander zusammenfinden (s. S.10). „Alle Völker seien endlich in der einmütigen Eintracht des Friedens vereint“ [W. 115]. Oder: „Widukind durfte sich wahrscheinlich auf seine Güter zurückziehen, verschwand aber schlagartig aus der Geschichte“ [W. 111], genauso wie hier – anders als bei FRIED – die Awaren aus der Geschichte verschwinden dürfen [W. 125].

Die als Bindeglied zwischen den Schlachtfeldern bei Sachsen und Awaren gedachte *Fossa Carolina* wird so wenig wie bei FRIED (dessen einziger Literaturbeleg hierzu stammt von 1976 [F. 247, 659]) hinterfragt. Was heißt schon gescheitertes Projekt?

„Vielmehr lässt sich daran die ganz ungewöhnliche Willenskraft Karls ablesen, sein Reich zu steuern und zu lenken und sogar die Flüsse seiner Gestaltung dienstbar zu machen“ [W. 124].

Das *Capitulare de villis* wird auch hier nicht kritisch gelesen: Ihre agrarwirtschaftlichen Anordnungen „sind erstaunlich präzise und detailliert und zeugen von großer Sachkenntnis“ [W. 132]. Bei der Errichtung der Aachener Pfalz lässt er allerdings die auf dendrochronologischen Untersuchungen basierenden Datierungen beiseite [W. 148-152]. Der zukunftsweisende Aspekt der Kirche und ihrer Kuppel wird gesehen, aber um ein Drittel verkleinert: „zwei Jahrhunderte lang wurde nichts Vergleichbares mehr nördlich der Alpen geschaffen“ [W. 149]. Am dortigen Hof können jetzt noch ein paar zusätzliche, periphere Namen notiert werden: die Alkuin-Schüler Beornrad, Fredegis, Osulf und Sigulf, dazu die irischen Gelehrten Cadac-Andreas, Dungal, Jonas, Josef und Raefgot, Modoin und Diakon Richolf [W. 186 f.]. Auch zur Osterrechnung geschieht ein Rückfall, habe doch Kerstin SPRINGSFELD geklärt:

„Als Erstes war das Osterdatum abhängig von der Tag-und-Nacht-Gleiche im Frühling; diese wurde 325 durch das Konzil von Nizäa auf den 21. März festgelegt“ [W. 81; Springsfeld 2004, 36 f.].

Diese fürs Überleben der herrschenden Kalendarik notwendige Falschinformation ist unausrottbar [vgl. Illig 1999, 57-59; Frank 2005]. WEINFURTER bestätigt, „dass mit dem Ende des römischen Reiches auch das Ende der Weltgeschichte bevorstand. Diese Deutung ging schon auf Hieronymus zurück, aber am Hof Karls des Großen war das Interesse daran wieder erwacht“ [W. 231],

ohne dass er daraus die zwingenden Schlüsse ziehen würde (s. S. 79 f.). Dafür gibt es die nächste Interpretation von Karls Kaiserkrönung, die dicht bei Einhard's Text liegt [c. 28]:

„Karl war kein Kaiser wider Willen, wie man aufgrund der Mitteilung Einhard's im ersten Moment meinen könnte. Aber er wollte offensichtlich

kein Kaiser von des Papstes oder des heiligen Petrus Gnaden sein. So muss man wohl die Bemerkung Einharts deuten“ [W. 235].

Tod und Begräbnis Karls muss man sich unter entwürdigenden Umständen denken, nur deshalb hinnehmbar, weil es sich um fiktives Geschehen handelt:

„Karls Zeit war für seine Umgebung offenbar schon seit geraumer Zeit abgelaufen. Man rechnete schon länger mit seiner baldigen körperlichen Auflösung (*cita corporea soluti*) und hatte sich gewissermaßen von ihm bereits verabschiedet. So konnte nun der letzte Akt, das Begräbnis, rasch erledigt werden“ [W. 259].

So weit kann Interpretationskunst sinken, nur weil man Einhards Bericht über die taggleiche Bestattung glauben möchte. Weinfurter würde sich bedanken, wenn sein eigener Vater mit solchen Worten verabschiedet würde. Dabei ist er, wenn es um Karls Alter geht, viel souveräner. Spricht Einhard mal von 72, mal von 70 Jahren, bedeute das gar nichts, weil irgendein Mediävist beschlossen hat, es sei damals um eine symbolhafte, biblische Zahl 70 gegangen. So darf die kaiserliche Lebensspanne unbekümmert auf 66 oder hier sogar auf 65 Jahre [W. 56] verringert werden – bezeichnendes Beispiel dafür, was sich die Zunft nach ihren eigenen Regeln erlaubt und was nicht.

Beim Vergleich von FRIEDS und WEINFURTERS Buch mag sich jeder Leser selbst überlegen, ob er Karls Leben eher nüchtern oder emphatisch miterleben möchte. Für FRIED gilt das Urteil von Horst BREDEKAMP [2014]:

„Der Autor wird nicht müde zu betonen, dass ein Psychogramm nicht im Ansatz möglich wäre, da die Empfindungen verborgen seien. [...] Und dennoch entsteht wie aus Geisterhand das Gegenteil: eine behutsame Psychologie einer Personen, die Konturen auch in ihrem Innenleben erhält.“

Die Geisterhand ist jene von FRIED, der 'seinen' Karl mit Psyche ausstattet, wie er will. Wer es objektiver möchte, greift zum Werk WEINFURTERS.

HARTMANN, MARTINA & WILFRIED (2014): *Karl der Große und seine Zeit · Die 101 wichtigsten Fragen*; Verlag C.H. Beck, München, Pb., 160 S., ca. 22 SW-Abb. [= H.]

Der Beck Verlag hat nicht nur FRIEDS voluminöse Karls-Biographie aufgelegt und massiv beworben, sondern auch ein griffiges, nützliches Kompendium, das die Lebenszeit des sagenhaften Kaisers in 100 Fragen aufteilt und sie knapp beantwortet. Insofern ist es ein gewisser Ersatz für die überall fehlenden Sachregister. Es werden Fragen beantwortet wie die nach dem Aussehen der Frankensiedlungen, der Verkehrsverhältnisse, zur Kleidung und zum Essen, zur Rechtsprechung und zur Missionierung; es geht um geschichtliche Fragen – war Tassilo III. ein Hochverräter? Was war ein Hausmeier? –, um

familiäre – nach dem Lieblingssohn oder nach der Anzahl von Karls Gespielinnen –, um Christentum, Wissenschaft und erhaltene Denkmäler.

So wird die bei FRIED übergangene Sklavenhalterei klargestellt: Es gab Freigelassene und Sklaven, Halbfreie, Vollfreie und den Adel [H. 14]. Aber es geht gleich darauf nicht ohne die mittlerweile üblichen, weil 'überlebensnotwendigen' Pseudo-Behauptungen:

„Weil die Masse der karolingischen Bauwerke aus Holz errichtet wurde, ist kaum eines erhalten geblieben. Verloren sind auch die die meisten Kirchen auf dem Land, und selbst die Königshöfe. [...] Einige wenige kleine Kirchen aus Stein haben bis heute überdauert [...] sowie natürlich die Pfalzkapelle in Aachen“ [H. 17].

Als heute noch zu bewundernde Bauwerke aus der Karlszeit werden aufgeführt: die drei Kirchen von Aachen, Germigny-des-Prés und Mals sowie die Lorschertorhalle [H. 135]. Wenn dann die Lieblingsresidenzen der Merowinger und frühen Karolinger genannt werden – Compiègne, Quierzy, Attigny oder Herstal – [H. 55], dann sind das justament solche, bei denen gar nichts ergraben worden ist (hier im Heft für Herstal, S. 108, ausgeführt, ansonsten z.B. tribur.de).

Oder es gibt Ausflüchte, etwa wenn es um die Verbreitung des christlichen Glaubens geht. Da habe es noch gemangelt, „wie einige Briefe des angelsächsischen Missionars und Bischofs Bonifatius († 754) bezeugen“ [H. 24], doch der starb, als Karl noch in Kinderschuhen steckte. Zu der immer wieder aufbrechenden Frage, wie man Karl schon vor 800 als „Leuchtturm Europas“ titulieren konnte, obwohl das viel zu früh kam und es damals überhaupt kein Gefühl für diesen Kontinent als Lebensgemeinschaft gab, steuern die Hartmanns einen ganz frühen, viel zu frühen Hinweis bei:

„Die im christlich gebliebenen Nordspanien entstandene «Chronik von 754» spricht von einem Sieg der *Europenses* über die *Arabes* und gebraucht dabei zum ersten Mal den Begriff «Europäer» für die Franken und Burgunder im Heer Karl Martells“ [H. 30].

Nachdem dieses Heer kaum größer als eine „Streifschar“ war (s. S. 11), kommt der neue Ausdruck eindeutig um Jahrhunderte zu früh. Dafür darf nun Martell die Sarazenen sogar mehrfach besiegen [H. 34].

Dann stoßen wir scheinbar auf die Realität des 21. Jh., wäre da nicht die Glaubensvermittlung mittels Orthographie:

„Die Bildungsreform hatte also nicht zuletzt die Aufgabe, die Rechtgläubigkeit mit Hilfe richtiger Orthographie und korrekter Grammatik zu stützen“ [H. 35].

In diesem Zusammenhang beschäftigt auch Einhard's Aussage, „Griechisch konnte er [Karl] besser verstehen als sprechen“ [H. 100]. Die beiden HARTMANNs sehen hier Einhard's Anpassung an sein Vorbild Sueton, einem Kaiser

Griechischkenntnisse zu attestieren. Sie verheddern sich damit in der eigenen Argumentation: Denn bei Karls Körpergröße schreiben sie, Einhard „musste damit rechnen, dass zur Zeit der Abfassung seiner Vita noch Leute lebten, die gleichfalls Karl persönlich gekannt haben, also grob falsche Angaben sofort bemerkt hätten“ [H. 37 f.]. Dasselbe hätte auch für Sprachkenntnisse gegolten.

Zur leiblichen Größe kann das Autorengespann Erheiterndes beisteuern, das mehr klärt als WEINFURTERS Spezial-Fuß-Rechnung (S. 30):

„Wenn Einhard behauptet, Karl sei sieben Fuß groß gewesen, so kann damit nicht die zeitgenössische Maßeinheit gemeint sein, denn dann wäre Karl über 2,20 Meter groß gewesen“ [H. 37]

und hätte den Karlsschrein gesprengt. Viele Truhen, Kisten und Gewölbe hätte allein der Schriftwechsel füllen müssen, den das *Capitulare de villis* kategorisch verlangte; dazu wären dann alle möglichen Schenkungsurkunden, Schiedssprüche, Synoden- und Konzilsakten für den ersten Christen des Reichs samt weltlichen Versammlungen gekommen.

„Es wird zwar immer wieder davon gesprochen, dass im Königspalast eine Truhe vorhanden gewesen sei, in der Abschriften der Kapitularien aufbewahrt wurden, aber ein solches «Archiv» ist nicht erhalten“ [H. 61].

Karl war also auf dem Weg zum papierlosen Büro schon weit gekommen (s. S. 35). Außerdem hat er es geschafft, dass man Baiern auch schon vor 788 als Teil des Frankenreichs sieht, da es als (subalternes) Herzogtum bezeichnet wird [H. 71]. Überraschend auch die Aussage, dass Karl, der doch fast alles zwischen Zürich und Hamburg, zwischen Arles und Regensburg gründete oder initiierte, wenig mit den zu seiner Zeit gebauten 232 Klöstern zu tun gehabt habe:

„Die Wahrheit sieht aber ganz anders aus: Im Unterschied zu den meisten Herrschern des Mittelalters besaß Karl der Große ein eher distanzierendes Verhältnis zu Klöstern und Mönchen. Er hat kaum neue Klöster gegründet und auch nur wenige großzügige Schenkungen an bestehende Abteien veranlasst“ [H. 89].

Das ist irgendwie verständlich, nachdem er doch die Christen in Palästina, Pantelleria und Nordafrika mit großen Geldbeträgen unterstützt hätte. Jedoch:

„Karl machte Einhard, der seinen Vitruv zum obersten Baumeister des Reiches. Man konzentrierte die wiedergewonnenen Fähigkeiten vor allem auf den Bau von Kirchen und Klöstern“ [H. 107]

Von Einhards Funktion als oberstem Baumeister kann sein Biograph PATZOLD jedoch nichts berichten.

Horst FUHRMANN hat schon 1996 ein real existierendes steinernes Denkmal gegen meine These vorgebracht, das die Karlszeit zweifellos dokumentiere: das Epitaph für Papst Hadrian († 795), eingemauert in der Vorhalle des

Petersdomes, verfasst von Alkuin. Die beiden HARTMANNS bewundern es: „in goldenen Buchstaben in schwarzem Marmor gehauen“ [H. 91]. Es sticht allerdings vollkommen von den sonstigen Schriftstücken der Karolinger ab: verfasst in römischer Majuskel, in makellos einheitlicher Schrift und ohne die bei der Minuskel gebräuchlichen Wortabstände. Niemand weiß, wo diese Tafel im alten Petersdom eingelassen war und wie sie dann in die erst 1614 fertiggestellte Vorhalle des Neubaus gekommen ist. Der Verdacht, es handle sich um eine Arbeit der Renaissance, liegt nahe, nachdem es vielerorts derartige Pseudo-Epitaphe (etwa in Altötting für König Karlmann) oder Effigien gibt (z.B. Pseudo-Grabdenkmäler in Saint-Denis für Pippin d. J. und Bertrada, die Eltern Karls, geschaffen 1263/64).

Die Minuskel stammt gar nicht aus Karls Umkreis, sondern es ist geklärt, „dass schon in der Zeit von Karls Vater Pippin diese neue Schrift entwickelt wurde, weil die Zeit reif dafür war“ [H. 109]. In Irland war die Zeit bereits um 600 dafür reif gewesen, doch Österreichs Mediävistik-Doyen Herwig WOLFRAM tat die Vorläufer mitteleuropäischer Minuskel aktuell als „Krampf“ ab (s. S. 61).

Als Schlusspunkt haben sich die beiden Mediävisten als 101. Frage eine spezielle aufgehoben: „Hat Karl überhaupt gelebt?“ [H. 148]. Damit sind sie unter den hier besprochenen Büchern die einzigen Autoren, die *das erfundene Mittelalter* erwähnen. Die Antwort fällt so aus, wie es der Stellvertreterin der scheidenden Präsidentin der *Monumenta Germaniae Historica* gebührt. Mein Verweis auf die wenigen baulichen Überreste wird mit dem Hinweis auf die vielen Handschriften gekontert, die buchstäblich ins Unermessliche wachsen: „nämlich ca. 10000 Manuskripte, die meist mehrere Hundert eng beschriebene Blätter umfassen“ [H. 149]. Auch bei vorsichtiger Taxierung lägen uns also vielleicht 7.000 ‘Bücher’ vor, die jeweils mehr als 200 Seiten umfassen, und insgesamt 2, vielleicht auch 4 Millionen Pergamentblätter umfassen würden. Da sie stärker sind als Papierseiten, lässt sich bei 1 mm Stärke für sie eine Regallänge von 2- bis 4.000 Metern kalkulieren. Diese Übertreibung lässt an die Anekdote denken, wonach sich Rudolf SCHIEFFER, der ehemalige Präsident der MGH, auch deshalb fürs frühe Mittelalter als Studienfach entschieden habe, weil er die Schriftstücke dieser Zeit zur Gänze selbst lesen könne, die karolingischen vor und nach Karl, die merowingischen und ottonischen Texte selbstredend eingeschlossen. Im Januar 2002 ließ Johannes LAUDAGE für unsere Düsseldorfer Podiumsdiskussion ein Wägelchen mit vielleicht 100 Büchern hereinrollen: So groß sei die karolingische Schriftenproduktion gewesen. Die *Monumenta Germaniae Historica* hat mehr als 300 Bände publiziert, doch sie entstammen der Zeit von 500 bis 1500! [Prantl]

Außerdem hätte für die Hartmanns ein Fälscherteam viel mehr darauf geachtet, Widersprüche zu vermeiden, als es die Karolinger getan hätten.

Zum Dritten gäbe es auch Quellen aus England, Spanien und Byzanz (in der Aufzählung fehlt wenigstens die islamische Welt). Und so steht als Schlusssatz des Buches: „Wie aber hätten Autoren des 10. Jahrhunderts alle diese Texte gefälscht haben sollen?“ [H. 149] Die Beschränkung auf – nach meiner Rechnung – 89 Jahre des 10. Jh. stammt freilich nicht von mir, sondern von den Autoren, die es wohl besonders einprägsam fanden, wenn meine Fälschungsthese auf das schreibschwächste und damit auf jenes Jahrhundert eingeeignet wird. Doch es konnte gemäß meinen Ausführungen das Vordrehen der Uhr noch gar nicht kennen, setze ich es doch erst bei 999 (zuvor 702) an.

PATZOLD, STEFFEN (2013): *Ich und Karl der Große · Das Leben des Höflings Einhard*; Stuttgart Klett-Cotta (WBG-Lizenzausgabe Darmstadt), geb., 407 S., 5 Zeichnungen, 10 Farbabbildungen [= P.]

Der Rezensent muss gestehen, dass ihm der Titel zu schaffen macht. So klein und bescheiden, wie Einhard nicht nur hier vorgestellt wird, hätte er sich niemals so unhöflich, geradezu patzig vor seinem Kaiser postiert. Die einzige mögliche Begründung könnte der Umstand sein, dass Einhard wohl mehr als einmal unter einen Text die Zeile gesetzt habe: Ich Einhard habe zur Kenntnis genommen und unterschrieben (Ego Einhard....) [P. Farbabb. 10, ähnlich S. 26]. Doch das ist keine hinreichende Erklärung.

Der 1972 geborene, in Tübingen lehrende Mediävist PATZOLD geht seine Biographie locker an, malt sich aus, was ihm Einhard bei einem Milchkaffee über Karl erzählen würde und will lieber nicht wissen, was er über das entstandene Buch denken würde [P. 9]. Angesichts des Umstandes, dass er aus nur „wenigen Splittern“ dieses fernen, frühmittelalterlichen Lebens eine Beschreibung formen will, stellt er – ähnlich wie FRIED bei Karl – klar: „Ich erzähle über den Einhard, den ich geschaffen habe“ [P. 19].

„Das Puzzle beginnt an Einhards Grab in Seligenstadt“ [P. 23]. Denn anhand einer erhaltenen Grabinschrift lasse sich mutmaßen, dass auch sein Vater denselben Namen trug, aus anderen Indizien scheint hervorzugehen, dass seine Mutter Engilfrith hieß [P. 27]. Die ersten Lebensjahre dürfte er bei ihnen irgendwo zwischen Main und Odenwald verbracht haben, ungefähr ab dem Jahr 770. Vielfach kolportiert und bespottet ist nur ein Umstand: Einhard war klein und schwächling, „verächtlich“, nach eigener Beschreibung ein „homunculo“, »Männlein«, gerade mal als „Tischbein“ tauglich [P. 25 f.]. Er wurde im Kloster Fulda erzogen, seltsamerweise nicht als Priesterschüler, sondern als Laie, dessen Aufenthalt durch Spenden gedeckt wurde, die dem dahingeschiedenen hl. Bonifaz galten – „von der Lage und einer Leiche profitierend“ [P. 35 f.]. Einhards Leben wirkt wie aus dem Musterkatalog für Karls Bildungsprogramm: Ein jeder bekomme Schulbildung! Also wenigstens einer.

Wohl auch dank solcher Spenden füllte sich die Fuldas Bibliothek, die bei Einhards Eintreffen noch in eine Kiste passte [P. 46]. Nach grausigen Zeichen in den Jahren 786/87 zitterte aber niemand wegen des im Jahre 800 dräuenden Weltuntergang samt Jüngstem Gericht, sondern nur, weil Sündige binnen Jahresfrist von den Würmern zerfressen werden könnten [P. 50]. Der jüngste Tag drohte erst in der *Admonito generalis* von 789 [P. 51].

Mit ungefähr 20 Jahren wird Einhard Mitglied des umherziehenden Hofstaats, dem er gut 30 Jahre lang angehören wird [P. 55]. Bald danach wird Aachen als Residenz ausgebaut. Wenn PATZOLD davon spricht, „noch reichlich vor der Jahrhundertwende begannen die Arbeiten an der Marienkirche“, wohl zur selben Zeit auch die Königshalle [P. 56], runzelt er nicht die Stirn über die kurzen Zeiten, nachdem die Fundamente nicht 789, sondern vielleicht erst 794 gelegt werden. In den Anmerkungen bezieht er sich lieber auf eine ältere Arbeit von Günther BINDING, der mit einem Baubeginn bei 769 rechnete, und die Pfalzanlage deshalb „Mitte der 790 Jahre in weiten Teilen bereits fertig gewesen wäre“ [P. 314]. Vor PATZOLDS geistiges Auge tritt Aachens Bevölkerung, die Baumeister, Steinmetze, Bronze gießer und die übrigen Handwerker, die Münzmeister, die Fernhändler, all die Diener und Mägde [P. 58] – die uns allerdings überhaupt keine Spuren ihres Erdendaseins hinterlassen haben, ist doch der *vicus* Aachen noch immer fast unauffindbar.

Aber es hat dort das – bislang vergeblich gesuchte – Haus Einhards samt Oratorium gegeben, weil eine dafür gedichtete Inschrift von Alkuin überliefert ist [P. 58]. Die ersten, dunklen Hofjahre Einhards überbrückt ein Streiflicht auf Theodulf von Orléans, der seine Mitkonkurrenten gnadenlos verspottet und dem König unerträglich ‘schleimt’: „Größer und breiter als Nil, Donau, Euphrat und Ganges sei Karls schöpferische Klugheit!“ [P. 60].

„Spätestens Ende der 790er Jahre galt Einhard bei Hof als ein Vertrauter des Königs“ [P. 72]. Nun übernimmt Alkuin den zentralen Buchpart mit seinem Kampf gegen Adoptianismus und eine Papstrevolte. „Einhard bleibt in alledem unseren Blicken entzogen“ [P. 77]. Dann erfahren wir viel über das Reich, wenig über Einhard. Als er eine Alpenüberquerung bewältigt, wird die Mühsal deutlich: „Selbst zu Pferd konnte Einhard auf einer derart langen Strecke im Durchschnitt kaum mehr als 25 km bis 30 km pro Tag zurücklegen“ [P. 87].

Der große Karl stirbt. „Der neue Kaiser brachte neue Leute aus Aquitanien mit. Einhards Stellung, ja sein Leben war in Gefahr [P. 91]. Während Einhard auch Ludwig, später genannt der Fromme, als Ratgeber dient, gerät er uns – die wir hier karlsfixiert sind – fast aus den Augen. Er wird Laienabt von St. Peter, und vom dafür geschenkten Land „nannte er haarklein“ jedes Gut, ein *Novum*. Sein Verzeichnisse wurden im 10. Jh. kopiert [P. 102 f.], wie auch Briefe von ihm tradiert wurden.

Für den vielleicht 50-Jährigen galt: „Es war Zeit, ans Ende zu denken“ [P. 131]. Dem Jenseits zugewandt, lässt er die in Teilen erhaltene Basilika von Steinbach, heute Ortsteil von Michelstadt bauen. Für seine Kirche samt Grablege möchte er römische Reliquien erwerben und bekommt die des Marcelinus und des Exorzisten Petrus angeboten. Ab da entspinnt sich eine Räuberpistole, in der es um den Raub von Reliquien geht, um vielfaches Hin und Her, bei dem die Reliquien im Traum eines Beteiligten solange Blut schwitzen, bis sie in der Realität von Michelstadt nach Seligenstadt (damals noch Mulinheim) überführt werden [P. 134-146, 163-167]. Ab 829 ist Einhard wieder in Aachen bei Hof; dort geschehen Dinge, die nicht besonders real klingen:

„Während Einhard seine Karlsbiographie verfasste, zogen Ludwigs Sondergesandte durch das Reich, um jede Sünde zu eruieren, jeden Fehler zu korrigieren“ [P. 207].

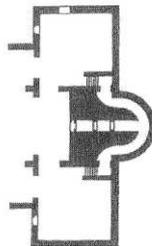
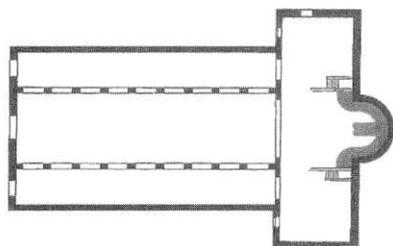
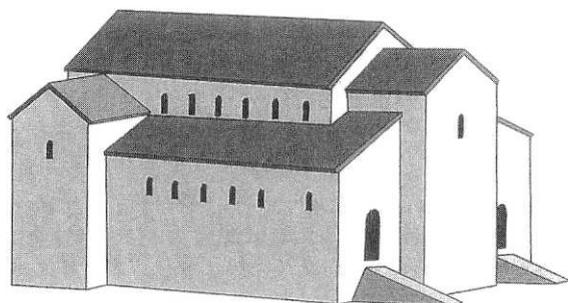
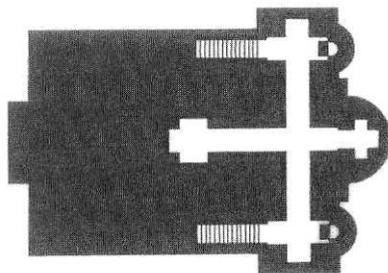
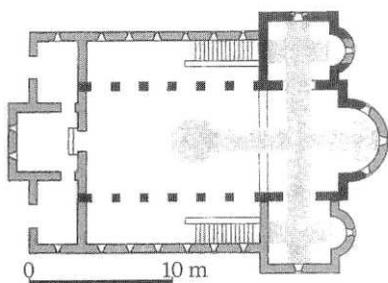
Damals sollte wohl einmal mehr auf dieser Erde ein Gottesstaat realisiert werden. Einhard hingegen baute an seinem privaten Gottesstaat, er als Laienabt von mittlerweile fünf Klöstern, dem er seine zweite Kirche, in Seligenstadt hinzufügte [P. 213], um seinen in Rom geraubten Heiligen die von ihnen gewünschte Ruhestätte zu bereiten. Leider erwähnt Patzold den Umstand nicht, dass diese Kirche aus römischen Ziegeln in Zweitverwendung besteht – ein Unikum in karolingischer Zeit – und seitdem stark verändert worden ist. Wegzudenken sind der Vierungsturm, die Westtürme, der Chor, dem die alte Apsis samt Krypta geopfert wurde, und die Gewölbe in Lang- und Querschiff. Die naturwissenschaftliche Methodik bleibt ihm für die Datierung suspekt, stützt sie sich doch „auf – freilich interpretationsbedürftige – dendrochronologische Daten“ [P. 328].

Im Jahr 830 kann Einhard Abschied vom Kaiserhof nehmen [P. 231]. Während die Welt im Hader liegt, während die Pseudo-Isidorischen Fälschungen entstehen [P. 242], arbeitet Einhard an seiner Märtyrer- und Reliquiengeschichte, später noch an einer Studie über die Kreuzverehrung. Während ein Komet die Franken beunruhigt, wird Einhard am 07. 09. 839 ein letztes Mal in einer Urkunde erwähnt und stirbt an einem 14. März, nach mediävistischer Übereinkunft dem von 840 [P. 282].

Selbstverständlich ist umstritten, wann Einhard die *Vita Karoli* geschrieben hat. „Die Ansätze reichen von 817 bis 836“ [wiki ↔ *Vita Karoli magni*], Patzold plädiert für 829 [P. 193] und sieht ein Buch entstehen, das die sprachlichen Qualitäten Einhards zeigt, aber nichts über den Verfasser aussagt [P. 193].

„Die Zutaten, die Einhard dafür brauchte, waren Feder und Pergament, ein gehöriger Schuss Sueton, viel Cicero, etwas Sulpicius Severus, vielleicht ein Hauch Tacitus, eine Prise Augustin“ [P. 194].

Das Rezept ist fast zeitlos. Weil der Buchtext nichts über Einhard verrät, kann er in verschiedenen Jahrhunderten geschrieben worden sein. PATZOLD hat dar-



Steinbach: Grundriss (nur dunkles Mauerwerk Bestand), Krypta und Rekonstruktion des um 827 gesehenen Zustands / **Seligenstadt:** erstes, bei 830/40 gesehenes Baustadium (später auch 11., 13., 19. Jh.) und Krypta [Imhof/Winterer, 234, 232]

über keine Vermutungen angestellt. Für ihn steht der karolingische Schreiber des 9. Jh. außer Frage, war er doch „einer der berühmten Denker Europas“ [P. 289]. Den Anmerkungen ist noch ein interessantes Detail zu entnehmen.

„Die Zweifel von Fried 2004, S. 344-356, an der historischen Existenz eines Mönchsvaters Benedikt sind unbegründet: Vgl. WOLLASCH 2007. - Interessanter ist allerdings die Frage, ob man dem Benedikt Gregors I. auch die »Regula Benedicti« zuschreiben dar: Vg. zusammenfassend MELVILLE 2012, S. 31-39“ [P. 312].

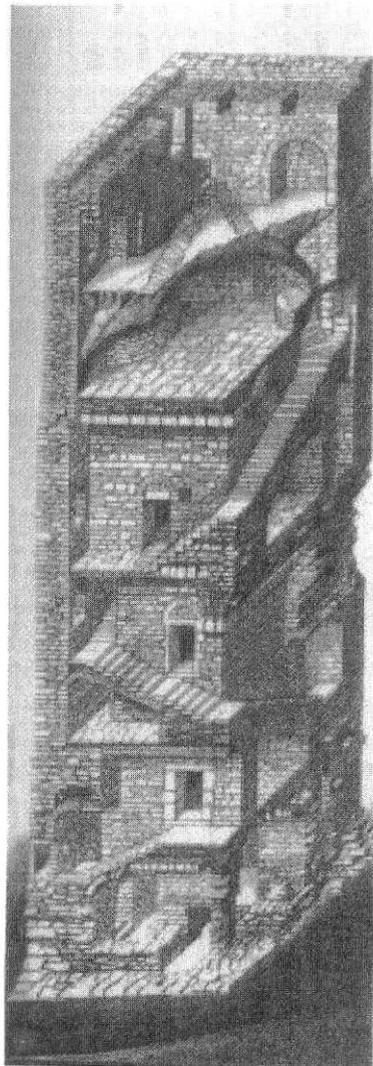
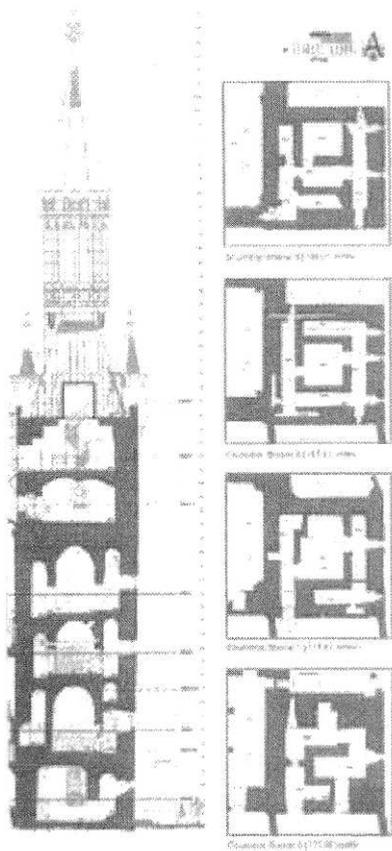
Natürlich erfahre ich gerne, dass meine Fiktionalisierung Benedikts [Illig 1994], von FRIED [2004, 344] als Zweifel getreulich übernommen und damit mediävistisch ‘geadelt’, mittlerweile zerstreut sind. Nach diesem ‘Karl-Spezial-Heft’ lässt sich dem nachgehen.

Unterm Strich ist es erstaunlich, dass man auch einer Figur ohne viele Eigenkonturen, wie Einhard nun einmal eine ist – obwohl unvergleichlich greifbarer als fast alle anderen Höflinge –, eine Biografie widmen kann. Es geht vielleicht nur dann, wenn die Regierungszeiten von zwei Kaisern als Hintergrundfolie benutzt werden können.

PIEPER, Dietmar / SALTZWEDEL, Johannes (Hg. 2013): *Karl der Große · Der mächtigste Kaiser des Mittelalters*; Deutsche Verlags-Anstalt, Wiesbaden (identisch mit *Spiegel-Geschichte*-Heft 6/2012), geb., 283 S., zahlreiche SW-Abb. [= PS]

Diese Neuerscheinung ist keine echte, denn ihr Inhalt ist im November 2012 als Heft in SPIEGEL GESCHICHTE erschienen. Johannes SALTZWEDEL kümmert sich in diesem Umfeld um die großen Zusammenhänge, obwohl er vom Studium her anderes im Auge hatte: *Gesicht der Welt. Physiognomisches Denken in der Goethezeit* lautete der Titel seiner Dissertation.

Zum Auftakt wird Johannes FRIED interviewt, der ja (s. S. 11) bei Tours und Poitiers nur eine sarazenische Streifschar sieht. Im SPIEGEL-Buch weiß einer der damals anwesenden Reporter, dass 15.000 Franken bis zum Abend 20.000 Gegner abfertigten [PS 58], um zwei Seiten später die FRIED'sche Streifschar ins Rennen zu schicken. Fränkische Mönche konnten Greifhände aus Eisen anpassen [PS 74], Schwerter wurden in Sachsenblut gehärtet [PS 77], Vergewaltiger mussten 960 Silberdenare Strafe zahlen [PS 75] – zwei solche Untaten entsprächen damit allen seitdem aufgefundenen Denaren der Karlszeit. Aber Hauptsache Christ: „Immer wieder gelang es Bonifatius, Scharen von Heiden ins Taufbecken zu bugsieren“ [PS 82]. Man sieht förmlich den frommen Mann das noch nicht existente Badebecken von Karls Thermen zweckentfremden und wünscht dem Leser ein weniger schnoddriges Deutsch. Ein anderer Reporter war dabei, als wilde Friesen Bonifaz' „Schwarte“ an



Aachen, Granusturm, Inneres. Der Aufstieg gelingt über Treppen zum Teil entgegengesetzter Laufrichtung, die durch unbeleuchtete Binnenräume erreicht werden. Laut Anette Bruhns ein „überdimensioniertes, prachtvolles Treppenhaus – das erste seiner Art in Mitteleuropa“ [PS 181; Grafik links: *gib*; rechts: *rwth*]

einen Baum nagelten. „Damit hatten sie das Christentum gleichsam aufgespießt und entmachtet. Voodoo an der Waterkant“ [PS 83 f.].

Einhard-Biograph Steffen PATZOLD müht sich hier an Papst-Attentat und Karlskrönung, muss aber aus dem historischen Nähkästchen plaudern: „Historiker stochern im Nebel der kargen Halbwahrheiten“ [PS 143], „So fischen Historiker wieder in ihren trüben Quellen nach Plausibilität“ [PS 144]. Dann wieder treten Personen auf, die mehr als 400 Jahre lang gelebt haben: Karl war so mutig, schreibt Sebastian BORGER, dass

„Harun umgehend dem Frankenkaiser die Hoheit über Jerusalem einräumte. Jahrhunderte später bringt es der Kaiser sogar zu einer eigenen Reise nach Jerusalem“ [PS 155].

Ob er bei diesem alten Spiel einen freien Stuhl gefunden hat, bleibt offen. Aber Harun, dem „morgenländischen Milliardär“ [PS 157] ist selbstverständlich nichts zu schwer.

Bei den Pfalzen wird der Ton wieder kritisch. Über Karls Gebiet „waren vermutlich über hundert von ihnen verteilt“ [PS 173]; bislang wurde an 65 gedacht. Gegen den Grazer Archäologen Manfred Lehner und seine allzu schnell vergehenden Holzhütten [Protokoll 2013, 629] gilt nun: „ein königliches Haus, »außen aus Stein und innen in Holz«“ [PS 172].

„Der Nachweis ist schwierig, denn Archäologen müssen sich oft durch tausend Jahre Zivilisationsgeschichte graben, ehe sie auf karolingisches Gemäuer stoßen – sofern sie wissen, wo sie graben sollen. In Dortmund und Magdeburg muss es große Pfalzen gegeben haben, so verraten Aufzeichnungen; wo genau, ist allerdings bis heute unbekannt“ [PS 173].

Gleich darauf wird Aachens Granusturm, ein dunkles Treppenlabyrinth, bei dem in jedem Stockwerk ein Raum zu durchqueren ist, als „überdimensioniertes, prachtvolles Treppenhaus – das erste seiner Art in Mitteleuropa“ gesehen [PS 181]. Zum Glück ist es auch das letzte seiner Art. Aber dicht daneben das Kuppelgewölbe der Kirche: „Es war zu seiner Zeit das höchste nördlich der Alpen“ [PS 184] – FRIED lässt grüßen (s. S. 29). Und der Thron! „»Wir wissen nicht einmal sicher, ob dieser Wolpertinger wirklich aus karolingischer Zeit stammt«, sagt der Kunsthistoriker“ [PS 185]. Außerdem verlieren des Kaisers Knochen ihren vermeintlichen Besitzer:

„Erstaunlich am kaiserlichen Skelett: »Der Besitzer hatte keine gut ausgeprägte Muskulatur«, so der Domexperte. »Auf einen durchtrainierten Reiter deuten sie eher nicht«“ [PS 188].

Es folgt [PS 190] dann jene Gehässigkeit, die schon früher im Heft [3/2012, 520] zitiert worden ist; wir verzichten auf die unüberlegte Einschätzung der Fossa als „visionärer Kanalbau“ [PS 212] und auf dieses Buch.

IMHOF, Michael / WINTERER, Christoph (2013): *Karl der Große · Leben und Wirkung, Kunst und Architektur*; Michael Imhof Verlag, Petersberg (2005), Pb. Großformat, 240 S., ca. 700, auch ganzseitige Farb-Abbildungen [= IW]

Der Erwerb dieses preiswerten Buchs rechtfertigt sich allein schon wegen der zahlreichen Abbildungen, die zu allen Bereichen von Karls 'Leben' bereitgestellt werden, in der zweiten Hälfte dann speziell für alle jene Orte, an denen man glaubt, Karolingisches finden zu können. Die alphabetische Liste reicht mit ihren 31 Eintragungen von Aachen bis Werden und bringt auch sonst übergangene Kirchen, so in Büraberg, Cazis, Chur oder Cividale, um auch hier dem Alphabet zu folgen. Dank der Bilder lässt sich zum Beispiel das Apsismosaik von Germigny-des-Prés in seinem Goldglanz genießen, wobei das Rätsel bleibt, wieso hier (vermutlich) ein einziges Mal die alttestamentarische Bundeslade in den kirchlichen Mittelpunkt gerückt worden ist [IW 7]. Wir begegnen erneut dem *Psalterium Aureum*, St. Gallen, und diesmal auf der Doppelseite jenen Brünnen, die Fried angesprochen hat (s. S. 12). Die Bildlegende ist ehrlicher und aufschlussreicher:

„Alle Krieger tragen vermutlich zeitgenössische Bewaffnung und Rüstungen, auch wenn nicht alle Gegenstände archäologisch nachgewiesen sind. Auffällig sind haubenartige Helme, die Schuppenpanzer (?), Flügellanz, Rundschild und Steigbügel“ [IW 33].

Der Text ist auch sonst kritischer als manche biographische Schilderung. So machen sich die beiden Autoren immerhin Gedanken, wo nun eigentlich die Karlsgebeine zwischen Erhebung, 1165, und Schreinschließung, 1215, 'zwischenengelagert' waren [IW 71].

Zu finden sind die Gedenkstätten für Roncesvalles/Roncevaux ebenso wie ein Konterfei Alkuins in der Bamberger Alkuin-Bibel. Präsentiert werden die vier Evangelistenseiten des *Lorscher Codex*, mit denen Gert ZEISING [1999] die Handschrift auf nach 970 datieren konnte. Ihre Initialen-Seite für das Matthäus-Evangelium [IW 91] lässt sich mit der des *Book of Kells* vergleichen, dessen Entstehung ich nicht um 800, sondern bei 1006 ansetze [Illig 1996, 324]. Es lassen sich die Handschriften der Aachener „Hofschule“ einsehen, ebenso die dortigen Bronzearbeiten [IW 100 f.], die BREDEKAMP so eigenwillig schildert. Oder es wird eine 3D-Rekonstruktion der Ingelheimer Aula gezeigt, die zwingend wie ein römischer Bau wirkt [IW 168].

Obendrein wird das meiste von dem sauber abgebildet, das im Rahmen der Texte dieses Heftes eine Rolle spielt, einschließlich der Flechtwerke von Saint-Pierre-aux-Nonnains in Metz [IW 182 f.] oder der originalen Karlsstatue in Müstair. Auch Details können studiert werden, etwa die filigranen Stuckarbeiten im Tempietto von Cividale (die der Dacheinsturz von 1222 zuverlässig heruntergerissen hätte) [IW 143], oder das rätselhafte Ornament an der Lor-

scher Torhalle [IW 176] oder gar ein 'falschdrehendes' Hakenkreuz an einem Kapitell im Graubündner Cazis [IW 137]. Dazu endlich einmal die gesamte Wand der Kirche von Mals, nicht nur der weltliche Stifter, der auch hier als Parade Franke mit typischer Tracht vorgewiesen wird [IW 180 f.]. Zwei winzige Kritikpunkte: Die Karlsstatuette ist seitenverkehrt abgebildet [IW 185], und für Germigny-des-Prés wird der heutige Aufriss mit dem niedrigeren Turm gezeigt [IW 91] – doch das lässt sich korrigieren [vgl. etwa *richesheures*].

Der Charakter einer Büchersendung verbietet Preisangaben im Heftinneren, aber es lässt sich sagen: Dieses Buch ist wohlfeiler und zugleich um Längen besser als BREDEKAMPS [79] wörtlich zu nehmende „Selbstverfahrungen“.

Literatur

- Bredenkamp, Horst (2014): Der Kaiser am Läuterungsberg; *FAZ*, 15. 01.
- Frank, Werner (2005): 21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; *Zeitensprünge* 17 (1) 4-14
- Fried, Johannes (2013): *Karl der Große · Gewalt und Glaube*; München
- (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München
- gib* = GIB e.V.-Ereignisse 16 - 2008
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (1997): Arno Borst contra Ivan Illich; *Zeitensprünge* 9 (3) 330-343
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf, dann München, heute Berlin
- (1994): Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39
- Melville, Gert (2012): *Die Welt der mittelalterlichen Klöster*; München
- Prantl, Heribert (2014): Ein Monument wankt. Die „Monumenta Germaniae Historica“ sind das Gedächtnis von Kerneuropa. Bayern versündigt sich daran; *SZ*, 24. 03.
- Protokoll* = Protokoll der Podiumsdiskussion am 14. Mai 2013 im Meerscheinschlösschen der Karl-Franzens-Universität in Graz; *Zeitensprünge* 25 (3) 617-648
- richesheures* = <http://www.richesheures.net/epoque-6-15/eglise/45/germigny/germigny-plan01.jpg>
- rwth* = <http://services.arch.rwth-aachen.de/aktuell/2011/ws/granusturmschnitt.jpeg>
- Springfeld, Kerstin (2002): *Alkuins Einfluß auf die Komputistik zur Zeit Karls des Großen* (Sudhofs Archiv, Beiheft 48); Stuttgart
- Wollasch, Joachim (2007): Benedikt von Nursia. Person der Geschichte oder fiktive Idealgestalt? in *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige* 118, 7-30
- Zeising, Gert (1999): „Zwischen den Zeiten“ oder Zeiteinsprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung; *Zeitensprünge* 11 (3) 459-479
- Zwitmeier, Markus (2011): Von der Pfalz Verberie über Aachen nach Compiègne (nach Gavet u.A.); *tribur.de*

Fluxus – Karl – geschwurbelt

Eine Bredekamp-Rezension von Heribert Illig

BREDEKAMP, Horst (2014): *Der schwimmende Souverän. Karl der Große und die Bildpolitik des Körpers. Eine Studie zum schematischen Bildakt*; Wagenbach, Berlin, geb., 174 S., 23 Farb- und 69 SW-Abbildungen [= B.]

„Karl der Große setzte auf einen fluiden Herrscherstil, auf Wasser- und Lichtströme, auf permanente Übertragung und Respons, kurz: den FLUXUS.“ [B., gesamter Klappentext]

Präzise zu Karls Todestag ist ein Buch erschienen, das sich von allen anderen einschlägigen Werken deutlich abhebt. Hier hat der Kunsthistoriker Horst BREDEKAMP einen Band präsentiert, der zwar ebenfalls von den Textzeugnissen der Karolinger ausgeht, aber ganz neue Seiten von Karls Persönlichkeit freilegen will.

Der in Berlin lehrende Autor tritt mit der guten Beobachtungsgabe des Kunstgeschichtlers an, kleidet aber seine Funde und Befunde in ein doch sehr eigenwilliges Sprachkleid. Ein paar Beispiele aus dem Abschnitt „3. Die Befriedung in Tiergärten und Tüchern“ [B. 51-57], dessen Überschrift bereits das Problem demonstriert:

„Der entscheidende Schritt bestand darin, die Raubtiere auf Dauer in einem geschützten Bereich zu halten, um sie zu lebenden Bildern ihrer eigenen Befriedung zu machen.“ [B. 52]

„Die Tiergärten Karls des Großen erweisen sich als Teil der Strategie, lebendige Körper in Bilder ihrer selbst zu verwandeln, die über den ihnen zugewachsenen Symbolwert eine utopische Form gemeinschaftlicher Bindung vorführten. Im Aachener Zoo wurden Tiere gehalten, die von ihrem Status als Bestien in die Seinsform lebender Bilder überführt worden waren, welche die Rückkehr zu einem prälapsalen Status auswiesen“ [B. 54].

„Wie die Tiere in eingewobener Form distanziert und sublimiert werden konnten, belegt ein um 800 in Byzanz oder Syrien entstandenes Seidengeewebe, das in zwei Registern jeweils paarweise zugeordnete Löwentöter zeigt [...]. Sie sind mit Sandalen, Chlamys und einer Tunika bekleidet, die als Pathosformel wellenförmig nach hinten weht“ [B. 56].

„Auf den später über König Odo erfassbaren kostbaren Kleidungsstücken assimilieren sich prachtvolle Tiere mit den Körpern der Träger. Auf diese Weise werden lebende Bilder zu Stoffbildern distanziert, die sich ihrerseits den Körpern der Träger assimilieren. Der Vektor dieses Doppelspiels

von Nähe und Distanzierung mündet schließlich in den Bereich der bildenden Kunst und ihrer Materialien der Elfenbeine, der Steine und der Bronzegüsse“ [B. 57].

Trotz all dieser spezifischen Beobachtungen fehlt BREDEKAMP die nötige kritische Distanz gegenüber den Schriftquellen. So sieht er unter Karls Fittichen nicht nur den unvermeidlichen Elefanten, sondern auch einen nordafrikanischen Löwen, einen numidischen Bären, Wildhengste aus Arabien und vermutlich Affen [B. 53]. Über Panther, Tiger, Nashörner, Schlangen und Krokodile will er nicht befinden, weil er den zugrunde liegenden, BREDEKAMP sehr wichtigen Text Walahfrieds nicht allzu sehr auf seinen Wahrheitsgehalt prüfen will. Aber er hält es für möglich, dass als bronzene Bärin im Eingangsbereich des Aachener Doms „eine heute ausgestorbene Art des Höhlenbären dargestellt [ist], wie sie bis in die keltische Zeit existiert hat“ [B. 140]. Die Eiszeit in Aachen!?

Nur zwei Seiten weiter geht er auch Notker Balbulus auf den Leim, wenn der ein Gleichnis erzählt. Vor Pavia habe Karl, gekleidet in „einen gewöhnlichen, preiswerten Schafspelz“, die Hofgesellschaft zur Jagd genötigt. Die Hofschranzen, „in Seide, kostbare, mit Pfauenfedern ausgestattete Vogelhäute oder auch teure Hermelinpelze gekleidet“, kamen nach der Jagd und einer Nacht im Freien schwer ramponiert zurück – so führte Karl „die Verschwendungssucht der Höflinge“ vor. Doch BREDEKAMPS letzter Satz in diesem Absatz erweist das Ganze als Missverständnis, schreibt er doch: „Sein gesamtes Leben über habe er [Karl] für sich selbst und alle Beteiligten auf Kriegszügen allein Rüstung und Wollkleidung geduldet“ [B. 55]. Die Belagerung und Eroberung Pavias gehörte zum Kriegszug von 773/74 gegen die Langobarden [*Reichsannalen*], weshalb hier gar kein Pelz oder Federputz geduldet war.

Im Kern aber geht es um den schwimmenden Souverän. Dank sechs Zeilen Einhards [c. 22] über Karls Badevergnügen ist ein ganzes Buch entstanden, in dem der Kaiser ins Schwimmen gerät. BREDEKAMP erinnert an das Durchqueren des gewaltigen Jangtse durch Mao Zedong, ein echter Kampf mit den Elementen, und an das Schwimmen Mussolinis an kalten Januartagen [B. 14] – und stellt diesen Mannestaten Karls Baden und Schwimmen in den Aachener Thermen gegenüber. Im weniger gewählten Jargon heutiger Jugend wäre Karl schlicht und einfach ein Warmduscher. BREDEKAMP sieht das anders: „vielmehr gehört das Schwimmen zu den immer wiederkehrenden Formen der politischen Körperikonologie“ [B. 17]. Das mag für den Buchautor so sein und verdient sicher manchen Gedanken; andere Formulierungen sind klar missglückt, etwa die Vorstellung, das buchtenreiche und bis 5.200 m tiefe Mittelmeer diene als Verstärker für, ja für was eigentlich:

„Aus der Frage, ob nicht das mittelalterliche Europa in seiner christlich-jüdisch-muslimischen Prägung als Trias definiert werden müsse, konnte er

[Karl; HI] schließlich eine neue Bestimmung gewinnen, insofern er das gesamte Mittelmeer bis hin nach Damaskus als einen konsistenten Resonanzraum begriff“ [B. 9].

Darauf geht es um das Schwimmen in Antike und Mittelalter und um das Ertrinken Barbarossas, das sich für einen Kaiser einfach nicht gehörte. „Christliche Herrscher mussten die Fähigkeit besitzen, sich über Wasser zu halten und zu schwimmen oder aber die Wasser zurückzuhalten“ [B. 25]. Damit geht es um „Karl als Vorschwimmer“ seines Reiches [B. 27, 28].

BREDEKAMP gerät nun in den Bereich der Archäologie und damit in Untiefen, will er doch zeigen, wo Karl sich zu Wasser ließ. Nun sind seine Thermen ein Problem, weil sie im Gegensatz zu den römischen Anlagen eigentlich nicht bekannt sind. Für die in Frage kommenden „Kaiserthermen (Thermen am Büchel), die Karl neu installieren sollte“ [B. 29], gilt: „Wie Keramikfunde belegen, wurde dieses Becken zur Zeit der späten Merowinger oder der frühen Karolinger verfüllt und vermutlich neu genutzt“ [B. 30]. Nachdem Karl in Aachen zu den frühen Karolingern gehört – sein Vater Pippin d. J. ist der erste, weil die Dynastie nach Karl Martell benannt ist –, müsste es sehr wunder nehmen, wenn damals die Becken verfüllt worden wären, um sie gleich anschließend neu auszuheben und dabei auch noch Keramikscherben im Becken zu lassen, die den schwimmenden Souverän beim Fußfassen verletzt hätten. Das vom Stadtarchäologen Andreas SCHAUB herrührende „neu genutzt“ kann sich deshalb nicht auf neuerliche Nutzung als Bad beziehen.

Die jüngste Äußerung zu Aachens Archäologie sieht das etwas anders. Hier geht es zunächst um die Frage, ob die Thermen eigentlich zur Pfalz gehören. Leo HUGOT ließ 1965 als Stadtkonservator ein Pfalzmodell bauen, bei dem östlich der Pfalzkapelle Karls Badehauses und ein Karree mit freiem Innenhof lag, „ein großes, von Arkaden gesäumtes (imaginäres) Freibad“ [Kraus, 110 (Abb. 23), 115]. Bei seinem Plan von 1981 hat „er auf eine Darstellung des ohnehin weitgehend frei rekonstruierten Badebezirks verzichtet“, ebenso bei seinem Modell. Es war der Aachener Kurator des Stadtgeschichtlichen Museums Burg Frankenberg, der die Thermen aus eigenem Antrieb neuerlich anfügte [ebd. 114]. Seitdem ist dort nicht mehr gegraben, wohl aber gegrübelt worden:

„Offen bleiben muss die Grenze im Osten, wo sich das schriftlich überlieferte Bad befunden haben muss, dessen exakte Ausdehnung zwischen Hof und Büchel aber nach wie vor nicht gesichert ist. Immerhin konnten bei archäologisch-bauhistorischen Untersuchungen in den Jahren 1960/61 am so genannten »Kaiserbad« Mauer- und Beckenreste dokumentiert werden, die mit guten Gründen als Teil einer karolingerzeitlichen Badeanlage bestimmt wurden“ [Kraus, 323].

Dort sitzen „karolingerzeitliche Mauern unmittelbar auf römischen auf“ [ebd.].

Insofern ist man hier hinter HUGOTS Verzicht auf die Thermen zurückgefallen und zeigt nur geringe Skepsis: „Es ist deshalb fraglich, ob das Bad zum engeren Pfalzgebiet zählte“ [ebd.]. Im neuen, derzeit entstehenden Pfalzmodell werden keine Gebäude gezeigt werden, die nicht hundertprozentig erforscht und nachgewiesen sind. Insofern fehlt nicht nur der Verbindungsgang mit seinem Mittelbau (einst Torbau), sondern es fehlen auch Karls Thermen [Feldhaus/Hautermans].

BREDEKAMP hält sich daran und zeigt „eine Rekonstruktion der Anlagen, die in vielen Teilen fiktiv ist, die aber zumindest atmosphärisch ein angemessenes Bild zu geben vermag“ [B. 31], wobei die Abbildung des überholten Modells von Leo HUGOT aus den 60er Jahren im Buch auch noch durch eine andere mit vertauschten Seiten ersetzt worden ist. Vielleicht weil die Therme Probleme aufwirft, darf für ihr direktes Umfeld im Rückgriff auf Walahfrid Strabo ganz spekulativ, aber stringent geschlossen werden,

„dass hier nicht allein von Rinnsalen, sondern von kraftvoll fließenden Gewässern auszugehen ist, welche die Möglichkeit boten, zu schwimmen oder zumindest zu baden. Dies muss Spekulation bleiben, aber zumindest ist als Möglichkeit vorzustellen, dass diese Gewässer [...] auf einfache Weise in Staubecken gefangen werden konnten, die zum Schwimmen geeignet waren“ [B. 32].

Gerne hätte ich folgende Stelle im Buch gefunden, die Andreas *Platthaus* [2014] so beschreibt:

„Das heute in den Aachener Dom integrierte, aber vollständig erhaltene Oktogon deutet Bredekamp als ein Lichtkunstwerk, bei dem alle Details – Kuppelgestalt, Fensterplatzierung, Mosaizierung, Metallschmuck – der Schaffung einer Ambiguität dienen, die der Berliner Kunsthistoriker in die Kategorie des Fluidums, des Fließenden, fasst“.

Dieses „Lichtkunstwerk“ konnte ich nicht aufspüren, aber es wäre bei anderer Betrachtung von hohem Interesse. Denn ich sehe den Bau nicht nur wegen seiner schweren Eisenanker erst um 1100 oder bald danach erbaut. 1137 entsteht aber bereits der Gründungsbau der Gotik in St-Denis; ab da spielt das Lichtkunstwerk eine exzeptionelle Rolle, wird doch die Wand „diaphan“, durchscheinend und in mehreren Schichten gestaffelt, mit Lichtwirkungen, die beim Brechen des Lichts an den Kreuzrippengewölben, an den großen Fenstern, den Mosaiken und dem farbigen Schmuck der Kathedrale besonders intensiv werden. Mit anderen Worten: BREDEKAMP hätte mit seinem Lichtkunstwerk recht und würde die Datierung des Aachener Zentralbaus im 12. Jh. bestätigen, ohne dies auch nur ansatzweise zu wollen.

Bei Einhard [c. 22] bevölkern außer Karl „nicht nur seine Söhne, sondern auch Adelige und Freunde, manchmal sogar sein Gefolge und seine Leib-

wache“ das Bassin, während der kapriziöse BREDEKAMP Adelige ablehnt und lieber das Wort Optimaten belässt und das Gefolge (satellitum) als Palastwache präzisiert [B. 37 f.]. So ergibt sich folgende Situation, bei der ein Leser durchaus den Boden unter den Füßen verlieren kann:

„Die Beteiligten hatten sich gegenüber einem Element zu bewähren, das ihnen den Grund unter den Füßen wegziehen konnte. Im Fluxus des Einsteigens in das Wasser und im Spiel mit dessen Fließen muss sich eine eigene Form der sozialen Bindung eingestellt haben, die durch die gestaffelte Teilnahme umso subtiler hierarchisch gewirkt haben mag, je egalitärer das gemeinsame Schwimmen angelegt war“ [B. 39].

„Im Schwimmen und Baden lag ebenso ein religionspolitisches Element wie auch ein performatives Vergnügen, in dem eine effektive soziale Komponente mitschwang“ [B. 43].

Professionelle Kunstbetrachter sind einfach anders.

Bei Politik und Auswahl des Nachfolgers argumentiert BREDEKAMP einigermassen umwegig, wenn es darum geht, wann ein fränkischer König oder Kaiser von seinem Sohn gestürzt werden könne. Er greift dafür auf die nicht zuständige *Lex Baiuvariorum* zurück, bei der der Herzog sein Sache „vor Gericht vertreten, militärische Kampagnen durchführen, als Richter auftreten, sein Pferd kraftvoll besteigen und seine Waffen tragen“ können muss, um Herzog zu bleiben [vgl. Br 35]. Kein Wort vom Schwimmen, ergo:

„Im Schwimmen konnte Karl der Große alle Erwägungen dieser Art im Keim ersticken, indem er seine überlegene Konstitution gerade auch im Kontrast zu seinem Erstgeborenen präsentierte“ [B. 35].

Hier lässt sich anfügen, dass der Erbauer eines prälapsalen, also eines Paradieses vor dem Sündenfall keineswegs das Leben der Tiere schützt, sondern nur allzugerne auf die Jagd ging:

„Der politische Gehalt seines schwimmenden Körpers gewann in der Körpersemantik der Jagd eine weitere Dimension der kaiserlichen Leibikonographie, die auch eine mentale Qualität besaß“ [B. 51].

Nach dem Bändigen der Meeres- oder zumindest Beckenwellen geht BREDEKAMP über zum Bändigen der Haarwellen, wobei er das Verdienst einheimst, die Zuschreibung der berühmten Karlsstatuette an Karl den Kahlen einfach dadurch zu widerlegen, dass er auf das kunstvoll gekämmte, volle Haar des Dargestellten hinweist und dann auf Haarsemantik, Statuenpolitik und Körpersemantik zu sprechen kommt [B. 48 f.]. Das ändert freilich für den Rezensenten nichts daran, dass die Statuette gemäß Gert ZEISING [468] erst nach 1500 anzusetzen ist.

Es folgt das Kapitel „Verlebendigungen“ [B. 63], in dem fünf Seiten dem elfenbeinernen Tuutilo-Diptychon gewidmet werden. BREDEKAMP hält es fast

für eine Kontaktreliquie Karls des Großen; besonders interessiert ihn daran die Darstellungen des Gallus-Bären und die Wirkung:

„Gegenüber dem Zeichencharakter des Körpers bildeten sie [die beiden Diptychen], obwohl Artefakte, keinen Gegensatz, sondern eine eigene Sphäre, die sich zur Welt des Körperlichen sowohl distanziert wie auch kontinuierlich definierte. Hierin wirken Elfenbeine als ein Übergangsphänomen“ [B. 64].

Den eigentlichen Problemen der Tuotilo-Arbeit hat sich BREDEKAMP nicht genähert. Denn das Zentrum der Tafel, die Himmelfahrt Mariä, beachtet er nicht; dabei ist gerade die Frage nach der Marienverehrung im frühen Mittelalter eine höchst brisante, wie Franz SIEPE [2001] auch an diesem Elfenbein herausgearbeitet hat, das die für die Karolingerzeit problematische Aufschrift „Ascensio“ und nicht „Assumptio“ trägt. Er hat auch darauf hingewiesen, dass Julius von SCHLOSSER 1891 den Tuotilo der Zeit um 900 als „ein bloßes Konstrukt“ und eine „Künstlerlegende“ erkannt hat [Siepe, 149]. Daraus erschloss sich SIEPE die so genannte „regressive Methode der Geschichtsschreibung“, wie sie ein Katholik beschrieb und ein Protestant zitierte:

„»Man stellt fest, daß die gegenwärtige Kirche an die Himmelfahrt [Assumptio] Mariens glaubt, erklärt es sodann wegen des Beistandes des *Heiligen Geistes* für unmöglich, daß sie in einem solchen Glauben irren könnte, und *schreitet* von der so gewonnenen Einsicht in die Deutung und Würdigung der Lehrüberlieferung *rückwärts bis zum Urchristentum*« [zit. nach Boeckler 155]. So führen Erfordernisse der katholischen Dogmatik (Traditionsbeweis!) mehr oder weniger notwendigerweise zu – aufklärerisch gesprochen – Manipulationen in der Geschichtsschreibung. Und wer daran denkt, wie notwendig der – nachträglich noch zu erbringende – Traditionsbeweis für die Definition des Assumptio-Dogmas von 1950 gewesen sein dürfte, mag verstehen, warum und wozu [der Prof. und spätere Kardinal] Scheffczik den Pseudo-Hieronymus-Brief »cogitis me« einem Autor des 9. Jahrhunderts zuschlug“ [Siepe, 153; seine Hvhg.].

Über die Bärenstatue geht es zum Reiterstandbild des Theoderich, das Karl aus Ravenna habe herbeischaffen lassen. Niemand außer Walahfried weiß, wie es aussah, niemand kennt den Ort seiner Aufstellung. Hier entzündet sich die Phantasie BREDEKAMPS, geht es doch um „Statuenpolitik“ [B. 69]. Hier revoltiert sein Rezensent Andreas Platthaus, den die willkürliche Zuordnung von Bachläufen stört:

„Das ist wichtig, weil Bredekamps Situierung der verlorenen Theoderich-Statue im Osten der Pfalz unmittelbar vor den Badeanlagen (und somit an dem für einen politischen »Schwimmer« wie Karl natürlich zentralen Ort) allein darauf fußt, dass Walahfrids Gesprächspartner aus demselben Fens-

ter übers Wildgehege und auf das Reiterstandbild blicken. Wenn jedoch für des letzteren Position auch der westliche Vorplatz der Pfalz – wo die bisherige Forschung es ansiedelte – durch den Text gedeckt wäre, bricht Bredekamps Konstrukt der kaiserlichen Legitimation im Badehaus hier zusammen. Dann hätte es keine besondere Heraushebung des Thermalbereichs gegeben und somit auch kein Wellness-Zentrum fürs Selbstverständnis Karls des Großen.“

So haben auch andere gespürt, wes Geistes Kind BREDEKAMP ist, der nicht von ungefähr in diesem Heft noch einen weiteren problematischen Auftritt erhält. Neu ist dem Rezensenten, dass die Reiterstatue als Brunnenfigur gesehen wird, die von einer ganzen Schar anderen Figuren begleitet wurde, welche sich „den Weg durch die Wasser bahnt“. BREDEKAMP sieht einen bacchantischen Trupp mit Musikanten, die Glocken und Instrumente schlagen, dazu eine verzückte Mänade und einen nackten, fellgeschmückten Dunkelhäutigen. Hier formen sich bei ihm Bilder von figurenumstellten römischen Wasserbecken, also wie in der Hadriansvilla bei Tivoli oder in Welschbillig (Billiaco) nahe Trier [B. 78]. Beide Anlagen waren kaiserlich-imposant:

„Ab der Mitte des 2. Jahrhunderts ist eine römische Villa rustica im Bereich der neugotischen Pfarrkirche St. Peter in Ortszentrum von Welschbillig nachweisbar. An ihrer Stelle entstand im späten 3. Jahrhunderts ein bedeutend größeres herrschaftliches Anwesen, das im 4. Jahrhundert aber nochmals umgebaut worden ist. Diese Villa schloss sich U-förmig an ein 58,3 mal 17,8 Meter großes Prachtbassin an, das von vermutlich 112 Hermen umstellt war. 70 Hermen waren bei der Ausgrabung erhalten und stammen wahrscheinlich aus dem 4. Jahrhundert, ein weiterer, erst 1958 gefunden, konnte nicht sicher zugeordnet werden. Ein Großteil der aufgefundenen Köpfe dieser Hermen, heute im Trierer Landesmuseum, lassen deutlich unterschiedliche Völker, z. B. Römer, Griechen, Kelten und Germanen sowie Götter erkennen. Es wird vermutet, dass dieses einmalige Wasserbecken zu einem Palast des in Trier (Augusta Treverorum) residierenden Kaisers oder zumindest eines Verwalters des 220 Quadratkilometer großen Langmauerbezirks gehörte, in dessen südwestlichem Bereich die Villa lag“ [wiki ↔ Welschbillig].

Wer aber hätte die Aachener Figuren geschaffen, die Walahfrid nur schemenhaft auftreten lässt, wer hätte sie in Stein gemeißelt oder in Erz gegossen, wer sie nach Aachen gebracht? Der Vergleich mit Welschbillig bringt nur bedingt weiter, denn dort fanden sich nur die Köpfe von Hermen, während in Tivoli lebensgroße Steinfiguren standen. Aber Welschbillig macht immerhin die Größenordnungen deutlich: Die dortige Kaiservilla ergäbe eine Quadratfläche von 15 auf 15 km, während die Aachener Pfalz bequem auf einem Geviert von 1 x 1 km unterzubringen wäre, also auf einem Zweihundertzwanzigstel

der Fläche. Anstatt Walahfrids honigtriefende Hymne an Ludwig den Frommen als Phantasieprodukt zu brandmarken, wird sie von BREDEKAMP in den Rang eines nützlichen Reiseführers in die Vergangenheit gebracht und selbst Schattierungen ihrer Phantastereien ausgeleuchtet: So schreibt Walahfrid über Karls Statuen: „Seine goldenen Bilder spielen auf den hohen Säulen“, nachdem sie gerade noch den Weg durchs Wasser gebahnt haben. Worauf BREDEKAMP über die spielenden Figuren aufklärt: „dass sich diese Figuren an sich selbst erfreuen [!?!], dass sie »schmücken« und dass sie dem Dargestellten »spotten«“ [B. 81].

BREDEKAMP fährt mit Bronzearbeiten fort, indem er beleglos behauptet, dass die Merowinger die Technologie des Bronzegusses weitergeführt hätten [B. 89]. In Aachen imponieren ihm am meisten die großen Bronzetürflügel, deren Reflexion ihn fasziniert, zumal Vergoldung den Effekt noch weiter gesteigert haben könnte [B. 95]. „Die Aachener Bronzetüren [...] müssen unzweifelhaft als Riesenspiegel gewirkt haben“ [ebd.], also jeden Eintretenden mit seinem Bild verdoppelt haben, weshalb BREDEKAMP spürt, „dass der latent ikonoklastische Grundzug der karolingischen Bildtheologie für diese vakanten Flächen [...] den Anstoß gegeben hat“ [B. 94]. Das Gegenteil wäre deutlich plausibler, doch der Buchautor bleibt unbeirrt:

„Mit ihren Tierköpfen vollziehen die Aachener Türen *ad vivum* im Bereich der Kunst, was die zoologischen Gärten mit ihren lebenden Bildern gezähmter Raubtiere *ad corporem* vorführten. Die Übergänge sind fluid, und sie wirken vor und zurück. Vor dem Hauptportal trat Karl der Große vor sein eigenes, verschwommenes Spiegelbild, das einem ähnlichen Fluxus aus Licht entsprang, wie es das Wasser gegenüber dem Schwimmer bedeutet hatte. [...] Mit ihrem strömenden Spiegelcharakter besitzen sie [die Bronzetüren] eine Affinität zur Fläche des Wassers. Karl der Große schwimmt im Wasser wie im Licht“ [B. 102 f.].

Das ist die Quintessenz des Autors. Ihm erscheint es dabei unnötig, den von ihm benutzten Begriff Fluxus von der Sinnggebung abzugrenzen, die ihn seit 1960 umgibt:

„Fluxus war gleichzeitig eine Form der Aktionskunst, eine Bewegung unter Künstlern gegen elitäre Hochkunst, und der Versuch, neue kollektive Lebensformen zu schaffen“ [wiki ↔ Fluxus].

Die Aachener Pfalz mit ihrem imaginierten Schwimmbecken, ihren veritablen Bronzetüren und ihrem vermeintlichen Figurenbrunnen war sicher keine Form von Aktionskunst und schon gar kein Aufstand gegen elitäre Hochkunst, sondern genau diese. Ob die Pfalz eine neue kollektive Lebensform darstellte, darf in Frage gestellt werden; unmittelbar danach hätte Karls Sohn den Badebetrieb eingestellt und die Badeanstalt dauerhaft verkommen lassen.

Nachgetragen werden kann, was mit dem schematischen Bildakt des Untertitels gemeint ist. Sein Sinn

„bezieht sich auf die Schemata des gestischen, in »lebende Bilder« verwandelten und in seinen Bewegungen kodifizierten, umfassend Zeichen gebenden Körpers und dessen Übergang in vorzugsweise plastische Kunstwerke, von denen handlungsrelevante Impulse ausgingen“ [B. 10].

Damit ist der nunmehr überzeugte BREDEKAMP-Leser gewappnet und muss sich nur noch auf ein paar spezielle Worte einstellen, etwa auf „emotiv“ [B. 23], die „Fluidität fähiger Amtsträger“ [B. 36], „amoenisch“ [B. 52], die „Körpersemantik der Jagd“ [B. 51], „prälapsal“ [B. 54], „lozieren“ [B. 67], „auraaktive Größen“ [B. 99], „präsenziöse Zeit“ [B. 132] oder „fluidales Weltbild“ [B. 146]. Hier dürfte Bredekamps Begriff der „Selbstverfängung“ greifen [B. 79]; Rezensent Andreas *Platthaus* [2014] spricht lieber von „rhetorischer Affekthascherei“. Abschließend sei noch ein beliebiges Zitat herausgegriffen:

„Wohl kaum eine Tätigkeit erlaubte einen sprechenderen Ausweis dieses Prinzips als das gemeinsame Schwimmen, das alle Beteiligten gegenüber dem Wasser gleich werden ließ“ [B. 33].

Das ist tief gegründet – aber wie sieht es mit dem Gehen aus, das alle gegenüber Boden und Erde gleich werden lässt, oder mit dem Atmen, das alle gegenüber der Luft gleich werden lässt oder mit der gemeinsamen Flucht, die alle gegenüber dem Feuer, dem vierten Element gleich werden lässt?

An dieser Stelle sei der später erschienene Passus von Christine *Tauber* [2014] eingerückt, die ebenfalls mit BREDEKAMPS Sichtweise und Argumentation nicht recht glücklich geworden ist:

„dem Leser [wird] zum Ende des Buches hin einiges an Gutgläubigkeit abverlangt, denn hier zeigt sich der Bredekamps Habitus eines konjekturalen Denkens ganz offen: »Vermutlich« ist hier (abgesehen von »Karl«) das wohl meistgebrauchte Wort, und der argumentative Dreisprung läuft stereotyp nach dem immergleichen pseudodialektischen Schema ab. Schritt 1: »Eventuell/Vielleicht/Möglicherweise/Vermutlich war x oder y der Fall«; Schritt 2: In einer Zeit, in der die Quellen quantitativ nicht gerade übersprudeln und damit ihr Vetorecht nur bedingt wahrnehmen können, »spricht nichts dagegen dass...«; Schritt 3: »Daher muss es notwendigerweise so gewesen sein« – quod erat demonstrandum.

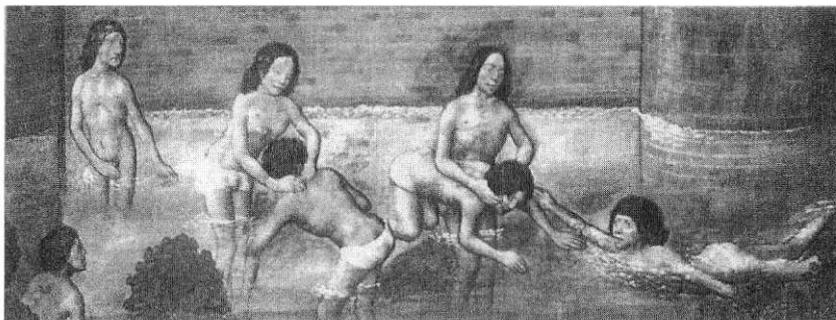
Sämtliche Grenzen der Sinnlogik verflüssigen sich in diesem darstellerischen »Panta rei«, wenn Ursache-Wirkungs-Verhältnisse beliebig umgekehrt, Objekte zu handelnden Subjekten, Strukturgeneralisierungen vor die genaue Befundanalyse verlagert, der metaphorische und der eigentliche Wortgebrauch heillos vermischt werden und so unter der Hand aus Dichtung Wahrheit wird und der alchemistisch agierende Autordemiurg aus pseudofluiden Materialien Leben schafft.“

Aus meiner Sicht haben wir hier einen weiteren Fall von des Kaisers neuen Kleidern und seiner eigenen Nacktheit. Das ist aber in diesem Fall keine anstößige Aburteilung, nachdem BREDEKAMP selbst seinen Kaiser Karl nackt oder fast nackt zur Schau stellen möchte, auch wenn seine drei einschlägigen Illustrationen [B. 18 f.] um fast 700 Jahre nachhinken.

Allerdings steht auch BREDEKAMP selbst nackt da; der vielfach mit Preisen Ausgezeichnete und als einer besten deutschen Wissenschaftler gesehene Kunsthistoriker hat sich hier selbst decouvriert. Dass zeitgleich zum Entstehen seines superfluidalen Karls-Buchs auch seine Galilei-Forschung Schiffbruch erlitt (s. S. 233), kann das nur bestätigen.

Literatur

- Feldhaus, Martina / Hautermans, Heiner (2014): Wo Karl wohnte, weiß man noch immer nicht; *Aachener Nachrichten*, 23. 01.
- Kraus, Thomas R. (2013): *Aachen · Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Band 2: Karolinger – Ottonen – Salier · 765 bis 1137*; Aachen (Stadtarchiv Aachen · Beiheft der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 8)
- Siepe, Franz (2001): Muttergottes in dunkler Zeit. Bericht über eine schwierige Annäherung; *Zeitensprünge* 13 (1) 132-161
- Tauber, Christine (2014): Wer in den Löwenspiegel blickt, wie soll der aufzuhalten sein? Karl der Große, seine Badehose und die Vorzüge der karolingischen Kurzhaarfrisur: Horst Bredekamps Studie „Der schwimmende Souverän“; *SZ*, 11. 03. wiki = *Wikipedia* · *Die freie Enzyklopädie*; <http://de.wikipedia.org/wiki/> → Artikel
- Zeising, Gert (1999): „Zwischen den Zeiten“ oder Zeiteinsprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung; *Zeitensprünge* 11 (3) 459-479



„Schwimmunterricht in einem Stadtgraben, 1480-1483“ [*Les Anciennetez des Juifs selon la sentence de Josephus*, Paris, Bibliothèque nationale de France, gemäß Bredekamp, 18].

Blätterrauschen zu Karls 1200. Todestag

Ein Potpourri von Heribert Illig

„Erde vor 1200 Jahren von starkem Gammablitz getroffen“ [heise].

So einen Hype kann es in jedem Jahrhundert nur einmal geben, nachdem Karls Geburtstag allzu vage und seine vielen Hochzeitstage unbekannt sind. (Das hier benutzte Wort „Hype“ steht umgangssprachlich für ›Höhepunkt‹, im Englischen laut *Duden* hingegen für ›Betrug‹.)

Allseits wurde der alle bewegende Tod des Gläubigen, des Barbaren, des Heiligen oder des Gewalttätigen, des europäischen Oberhaupts oder gar des schwimmenden Souveräns ausführlich gewürdigt. Die erschienenen Bücher sind in der Presse ausgiebig besprochen worden, woran sich wiederum die Buchautoren beteiligt haben. Wenn dann ein Mediävist das Buch von PATZOLD bespricht, der das Buch von BREDEKAMP bespricht, der wiederum das Buch des Mediävisten FRIED bespricht – dann sind wir geradewegs bei der ironisch-skeptischen Botschaft des Neurobiologen Wolf SINGER gelandet, der im Jahr 2000 den Mediävisten zu Aachen ins Stammbuch schrieb:

„Und so scheint mir, daß es weder die Außenperspektive noch den idealen Beobachter geben kann, die beide erforderlich wären, um so etwas wie die eigentliche, die wahre, die tatsächliche Geschichte zu rekonstruieren. Wenn dem so sein sollte, dann können wir im Prinzip nicht wissen, welcher der möglichen Rekonstruktionsversuche der vermuteten wahren Geschichte am nächsten kommt. Und so wird jeweils in die Geschichte als Tatsache eingehen, was *die Mehrheit derer, die sich gegenseitig Kompetenz zuschreiben*, für das Zutreffendste halten“ [vgl. Illig 2000, 630].

Dementsprechend gibt es hierzulande – nachdem Meinungsmacher und Richter identisch sind – allein die Wahrheit der kompetenten Mediävisten, während jede andere Wahrheit niedergehalten wird – fast jede. Aus diesem Grund geht es hier bei dieser ‘Presseschau’ weniger um Bestätigungen des immer fast gleich gesehenen Karlslebens, nicht um all jene Zeitungsberichte, die mangels eigener Meinung die offiziöse Lesart wiedergeben, sondern um eigenständige und konträre Haltungen. So sind zum Beispiel die vertreten, die sich daran stören, dass mit Karl ein blutiger Gewalttäter verherrlicht oder ein Europäer gelobt wird in einer Zeit, die den Begriff Europa noch gar nicht kennen konnte.

Johannes FRIED soll als gewichtigster Buchautor den Reigen eröffnen, zumal er auch in Zeitungsartikeln und Interviews das Wort ergriffen hat. So

setzt er das Zeichen: „Der Schöpfer aller Dinge hatte ihn für immer zum Triumphator bestimmt, so kommentierte ein Zeitgenosse seine Siege“ [Fried 2014b].

„Karl der Große war mehr als das, was er selbst, Einhard oder ihre Zeitgenossen bis heute sichtbar hinterließen. Wie aber dieses Mehr, ein ganzes Menschenleben erfassen?“ [Fried 2014a].

Immerhin ließ sich der *Beiname* aufklären:

„Das kaiserliche Epitheton «magnus» verschmilzt zunächst mit seinem Titel, dann mit seinem Namen und lebt in Charlemagne oder Carlomagno weiter, eine wohl einzigartige Kontamination und Werturteil. Das Denkmal, das ihm Einhard noch aus der Nähe setzt, wird zum überlebensgroßen Standbild aus unerreichbarer Ferne, zur Legende, zum Mythos“ [Hägermann, 682 f. laut Wierßing, 64].

FRIED verwendet generell nur den Titel *Vita Karoli*, ohne den üblichen Zusatz *magni*, den Walahfrid hinzugefügt habe. Selten wird kommentiert, dass Einhard seine Schrift über die Taten seines Herrn, „des trefflichen und hochberühmten Königs Karl“ [Vorwort] nicht dem Kaiser widmet, als ob die Kaiserkrönung mit rund 30 Jahren allzu lang zurücklag.

Angesichts seiner ungeheuren Leistungen wird auch auf Karls Niederlagen hingewiesen, bei der die erste scheinbar ohne Gräueltat abließ, denn *Roland* fand in den Pyrenäen „ein heroisches Ende, dessen sich alsbald das Heldenlied annahm“ [Fried 2014b]. Die zweite in *Osnabrück* ist weniger rühmlich:

„1972 entschied Bischof Helmut Hermann Wittler, den Karlstag in Dom und Diözese als Eigenfest aufzuheben. Damit endete eine fast achthundertjährige Tradition, die auch andernorts gepflegt worden war. Heute wird Karl nur noch in Aachen und Frankfurt mit einem eigenen Gottesdienst am 28. Januar geehrt“ [Queckenstedt].

Da tut es doppelt weh, wenn die dortigen Hase-Sümpfe auch direkt vor dem Jubiläum keine Funde freigeben, die älter als 1314 sind [Seyfert]. Aber dafür hält *Frankfurt* die Position. Dort wird der Todestag seit Jahrhundert festlich im Dom begangen, weil Karl im Jahr 794 eine Reichssynode nach Franconofurd berufen habe. Es werden sogar die 14 Strophen der für die Heiligsprechung komponierten Karlssequenz angestimmt. Heuer hielt Kardinal Lehmann die Kaiserlaudes [Süßmann]. Hier konnte das Gottesgnadentum ebenso erfahren werden wie die Kirche als Kulturträgerin. Allerdings erinnert es auch an die Spannung zwischen Papst und weltlichem Reich [Schloeman].

Dafür gedachte *Weishaupt* eines Wortes von Johannes Paul II., das er im Jahr 2000 gesprochen hatte:

„Diese Synthese hat ihre Grundlage im Evangelium Jesu Christi. Denn Europas Einheit wurde nicht vom geographischen Standpunkt aus umschrieben. [...] Auf der Suche nach seiner Identität darf *Europa* nicht

darauf verzichten, mit aller Kraft das kulturelle Erbe zurückzugewinnen, das von Karl dem Großen hinterlassen und mehr als ein Jahrtausend lang bewahrt wurde. So wollen wir jene Werte wiederentdecken, in denen die tiefere ›Seele‹ Europas erkennbar wird.“ [Alle *fettkursiven Hvhg.* hier durch HI]

Andreas *Kilb* sieht da nichts, das wert wäre, wiederentdeckt zu werden:

„Haben wir nichts Besseres zu tun, als bei ›Europa‹ immer noch an die Karolinger zu denken, diese Sippe von Schlächtern und Ehebrechern, die sich aus der Hefe des nachrömischen Landadels zu Herrschern des Frankenreichs aufschwang, die alten Merowingerkönige ins Kloster schickte und irgendwann nach 900, von Auszehrung und Familienhader gebeutelt, ruhmlos erlosch? Was haben wir mit Karl am Hut, wenn uns schon Bismarck und der Alte Fritz mittlerweile wie versteinerte Großexsen eines vordigitalen, unmotorisierten, präkambrischen Erdzeitalters erscheinen?“

Dieser Karlsgegner findet dann aber doch ein echtes Karlsverdienst:

„sein Instinkt sagte ihm, dass der Papst und er nicht in der gleichen Stadt regieren konnten, und diese Einsicht war die Geburtsstunde des Okzidents.“ [Kilb]

Dieser Geburt Europas steht *Gambara* verhalten gegenüber, indem er Jacques LE GOFF zitiert: „Im 9. Jahrhundert hat die Idee von Europa nicht existiert.“ Außerdem sei Karl rückwärtsgewandt gewesen, weil er das römische Reich wieder aufleben lassen wollte. Aber er ist doch der Stammvater Europas und des Okzidents! Hier antwortet *Gupta* lakonisch mit einem ‘Nein’. Dann aber doch der von Deutschland? Oder der von Frankreich?

„Die Antwort kann nur lauten: Er war ein Franke. Karl dachte nur an sein eigenes Reich, das er durch Eroberungen vergrößern und durch seine Gesetzgebung reformieren wollte“ [Gupta].

Dirksen legt hier nach:

„Historiker zweifeln inzwischen an vielem, was aus dem Leben des wahrlich legendären Herrschers und Heiligen überliefert ist. Sogar daran, dass Karl der erste große Europäer war.“

Um die einsetzende Verwirrung zu steigern, schreibt *Di Blasi* sehr skeptisch und hat dabei den „fränkischen Lobhudler Einhard“ im Visier:

„Kaiser Karl der Große ist 1200 Jahre nach seinem Tod freilich ungreifbarer denn je. Unter ihm soll das Reich geblüht haben, sollen Pfalzen, Burgen und Kathedralen erbaut worden sein. Merkwürdigerweise aber zeugen *kaum Steine* davon. Die meisten schriftlichen Quellen sind Jahrzehnte oder Jahrhunderte nach dem Tod des Frankenherrschers entstanden. Die Texte sind zum Teil so fabulös und sagenhaft ausgeschmückt, dass fragwürdig ist, ob, wenn man die Dichtung abzieht, tatsächlich Wahrheit übrig bleibt. [...]

Man muss nicht so weit gehen wie Heribert Illig (›Das erfundene Mittelalter‹), der den Frankenherrscher auf die Legitimierungsfunktion beschränkt und für eine glatte Fälschung mittelalterlicher Geschichtsschreiber hält (›Phantomkaiser‹) – aber bis zu Napoleon wurde dieser Herrscher vereinnahmt und seit der Herausbildung der EU wird er als ›Vater Europas‹ in Stellung gebracht.“

Auch *Hartlap* hat gewisse Zweifel:

„Karl philosophierte ausdauernd über die Frage, ob es ›das Nichts‹ gäbe. Er scharfte [sic] die Geistesgrößen des alten Europa um sich und rettete beiläufig die Antike. Außerdem schuf er die Grundlagen für das, was die Geschichtsschreibung in Abgrenzung zum Mittelalter *Neuzeit* nennt, *Frühe Neuzeit*. Ein Tausendsassa, dieser Karl. [...] Selbst den störrischen Sachsen leuchtete nach 30-jährigem Menschen-schlachten im Namen Gottes ein, dass es seine guten Seiten hatte, sich taufen zu lassen.“

Tief beeindruckt ist derselbe Autor von Karls *Bildungsinitiative* [Hartlap]:

„Zuerst kommt das Wissen, dann das Tun,‹ befand der Herrscher [...] Deshalb gab Karl ein Vermögen für dauerhaft haltbares Pergament aus.“

Das bezog sich auch darauf, dass unter Karl dem Papyrus nicht mehr zuge-
traut wurde, bis in alle Ewigkeiten zu überdauern. Der Papst oder zumindest
seine Kanzlei war anderer Meinung, schrieb sie doch bis 998 auf Papyrus.
Vermutlich hatte sie noch einen größeren Posten, der mäuse- und nässege-
schützt lagerte, während die Merowinger 300 Jahre früher auf Pergament
übergangen [vgl. Illig 1999, 209]. Apropos Bildung. *Seitz* lag daran, wegen
PATZOLDS Einhard-Buch auf einen Umstand hinzuweisen.

„Nicht das göttliche Schicksal stand im Vordergrund, sondern ein unter-
nehmerischer Mensch, der aus eigenem Wollen heraus Erfolg im Leben
hatte. Eine solche Vorstellung war weniger christlich, eher humanistisch
und nahm antik-heidnische Ideen auf. [...] Schade nur, dass Patzold nicht
die ganze Passage zitiert, sonst hätte der Leser erfahren, wie neben Ein-
hards Gelehrsamkeit auch sein Kunstsinn bestaunt wurde, dass er auch
Architekturmodelle verfertigte und Pfeile schmiedete. Er war vielseitig
veranlagt, ein allseits gebildeter Mensch, ein Typus, den man in der italie-
nischen Renaissance *uomo universale* nannte.“

Wenn dann noch bei *Seitz* auf das Konto Einhards kommt: „Es sei nicht um
Karl gegangen, sondern um ihn selbst“ und er die Karls-Vita, bei der er „mit
formeller Artistik prunken wollte“, verfasst habe, um sich als ehrgeiziger Höf-
ling Respekt zu verschaffen – unwahrscheinlich, weil er das Buch direkt vor
seinem Abgang vom Hof oder gar erst in Seligenstadt verfasste –, dann sehen
wir einen richtigen egomanischen, karriere-betonten Renaissance-Menschen

vor uns, keinen stets devoten Laienabt. *Seitz* rügt schließlich an PATZOLD, er „unterlässt es, Einhards Hauptwerk inhaltlich zu untersuchen“ und es somit „ein wenig zu unterschätzen“.

Auch *BREDEKAMP* ist auf der Bildung Spuren, wenn er FRIEDS Buch rezensiert: Das

„Buch lässt das Tempo und die Mobilität erkennen, mit denen sich die Menschen bewegten. Die Reisen, die Kriegszüge, die umfassende Umwälzung der Bildungsansprüche und -methoden, die Injektion der Neugierde in alle Kulturbereiche, **die Entfesselung der Schrift- und Bildkünste, all dies wäre in der Summe auch im zwanzigsten Jahrhundert miraculös.**“

Unbedingt zuzustimmen ist bei der selbst fürs 20. Jh. miraculösen Summe, nicht aber bei der Geschwindigkeit. Bei FRIED war der Krieg „gemächlich wie das Leben“ (vgl. S. 112), bei seinem Rezensenten *BREDEKAMP* ist alles prestissimo – eine Art Karlswunder. Da muss es auch nicht wundern, wenn Millionen an Pergamentblättern beschriftet worden sind. Allerdings bemängelt *Wiegmann* das Fehlen dieser Blätter.

„Gerade für die Zeit der Merowinger und Karolinger ist das Rinnsal der Überlieferung teils so dünn, dass Verschwörungstheoretiker ganze Bestseller über ›Das erfundene Mittelalter‹ (Heribert Illig) schreiben konnten. [...] Bei so schwieriger Quellenlage ist der Bedarf an historischer Forschung besonders groß. Genau wie das Risiko von Fehlurteilen.“

So geraten wir in ein Dilemma. Weil die Überlieferung nur tröpfelt, weil es keine Bodenfunde gibt, gibt es meine Theorie. Warum wissen aber selbst meine Gegner nichts von den entfesselten Schriftkünsten und ihren millionenfachen Produkten, wie sie vom Ehepaar HARTMANN [149] behauptet werden (s. S. 35)? Schließlich ist auch *Wiegmann* Historiker, der über Pseudo-Isidor promoviert (hat). Nur weil er sich für ganz besonders gut informiert hält, glaubte er sich erlauben zu können, mich öffentlich als „Sektenführer“ zu verleumden [Illig 2009, 770; 2010, 494]...

Die sowohl überfließenden wie vor sich hin tröpfelnden Quellen werden *Wiegmann* und HARTMANN unter sich ausmachen müssen. FRIED wiederum muss Vorwürfe *Wiegmanns* einstecken, weil er „im anschaulichen Erzählerton“ schreibe, sich bei Pseudo-Isidor „mit fremden Federn“ schmücke und weil ihn die Verbrechen eines „Selfmade-Staatsmann“ gegen die Menschlichkeit wenig interessieren (s. S. 10).

Ähnlich unwohl fühlt sich *LEIFERT* bei Äußerungen des Mediävisten Jürgen DENDORFER, einem in Freiburg lehrenden WEINFURTER-Schülers:

„Der Historiker Dendorfer stellt das Lebenswerk Karls des Großen in einer unerträglichen **Verharmlosung** dar, wenn er von Großreichsbildung, den kulturellen Errungenschaften durch Bildungsreformen, der Festigung

des Reiches im Innern und dem Schutz des Glaubens nach außen durch Expansion des Christentums spricht. Menschen kommen da nicht vor. [...] Kein Wort von den unzähligen Toten, Massendeportationen, Versklavten, Witwen und Waisen, die alle zur höheren Ehre Karls und der heiligen Kirche ihre Opfer bringen mussten. [...] Der Hinweis bildungsbefflossener Verehrer auf die kulturellen Leistungen Karls hat den Stellenwert von Hitlers Autobahnen. Sie waren ein willkommenes Abfallprodukt der aggressiven Expansionspolitik und dienten ausschließlich dem Machterhalt, wobei immer der liebe Herrgott als Galionsfigur und Rechtfertigung erhalten musste.“ [Leifert]

Zuvor war DENDORFER von *Dick* interviewt und gleich zum Auftakt mit einer 'taktlosen' Frage behelligt worden:

„Können wir denn mittlerweile sicher sein, dass dieser Mann kein Phantom war - ›Karl der Fiktive‹, wie in den 1990er Jahren publiziert wurde?

Dendorfer: Da kann man sich sehr sicher sein – die Thesen Heribert Illigs, die Sie ansprechen, sind vielfach widerlegt worden.“

Ihm ist also sogar der Name des Urhebers präsent. Gleich darauf geht es wieder um eine der üblichen Kreationen der Mediävisten: Wie stand es damals mit dem Breisgau? Ein Karlsbesuch in Schlettstadt „lässt darauf schließen, dass hier eine **Pfalz bestanden** haben muss“ [Dick]. So leicht entstehen königliche Wohnorte. Einer solchen Kreation leistet auch *Weissmann* Vorschub, noch dazu in seiner Kolumne *GegenAufklärung*:

„Es verstarb im gesegneten Alter, kurz nach ihrem 100. Geburtstag, meine Grundschullehrerin. Ihr verdanke ich [...] den Stolz auf die karolingische Pfalz in meinem Heimatdorf, von der kein Stein mehr zeugt“ [Weissmann].

Karlheinz Weissmann ist in Northeim geboren und dort vielleicht der letzte, der an diese Pfalz glaubt. Auf *Wikipedia* [↔ Northeim] wird keine Pfalz genannt; der Ort selbst erwähnt nur einen wohl einer Urkunde entnommenen „fränkischen Herrenhof“ [northeim]. Er fehlt auf *Wikipedias Liste karolingischer Bauwerke*, für die zumindest Fragmente verlangt werden. Er fehlt aber auch bei Bernd Remmler [*Die verschwundenen Paläste Karls des Großen*]. Insofern handelt es sich doch wohl eher um ein Desiderat.

Andere Autoren erfinden gleich selbst eine Antwort auf ihre Frage. So stellt *Thomas* [2014a] zu WEINFURTERS Buch fest:

„Und wenn er die Frage stellt, ob denn alles erfunden sei, gerade auch das, was die Nachwelt Karl in der Tat andichtet, dann ist das eine semi-rhetorische Frage. Nein, nicht alles erfunden, aber ungeheuer viel.“

Deshalb hält *Thomas* WEINFURTERS Ansatz insofern für irrig, weil er zwar davon ausgehe, dass es gemäß Einhard um „Beseitigung jeder Unbestimmtheit“ gehe; doch WEINFURTER müsse eine „regelrechte Schreib-Euphorie“ kon-

statieren, „mit allem, was dazugehört: Beschönigungen, Verklärungen, Vertuschungen, Verdrehungen, Entstellungen, Fälschungen“ [ebd.]. Hier ist zu widersprechen: All die Unbestimmtheiten entstammen Entstellungen und Fälschungen, weshalb Mediävisten ‘emendieren’ müssen, um leidliche Bestimmtheiten zu schaffen. Dass dies auch 2014 nicht einmal ansatzweise gelungen ist, zeigt diese Sammlung von Medienstimmen. *Austilat* sieht auch das positiv:

„Illigis mehr als gewagte These ist überwunden, ein paar Anhänger gibt es immer noch. [...]

Johannes Fried nennt es die Wiedergeburt des logischen, überprüfbaren Regeln unterworfenen Denkens. In der Forschung spricht man von der karolingischen Renaissance. Eine Bilanz, derer man sich nach 1200 Jahren noch erinnert. Nicht schlecht für einen Herrscher, der wahrscheinlich Analphabet war, aber als Erster die Bildung zur Chefsache machte.“

Kainberger interviewt den österreichischen ‘Altmeister’ Herwig WOLFRAM und erfährt dabei:

„Die karolingische *Minuskel* ist einfach und klar. Man kann sie lesen, ohne Paläografie studiert zu haben. Dagegen sind die Schriften der Merowinger, Iren und Angelsachsen ja ein Krampf!“

So souverän kann man mit einem sonst gesehenen 200-jährigen insularen Vorlauf in der Schriftentwicklung umgehen. Ähnlich robust seine Meinung zur Sachsen-‘Mission’:

„Der über dreißig Jahre dauernde Sachsenkrieg hat bei den Sachsen selbst erstaunlicherweise keine überaus negative Erinnerung bewirkt – nur, dass sie Christen geworden sind. Und sie führten dann die Christianisierung der ostelbischen Slawen mit derselben Brutalität durch, wie sie es selbst erlebt hatten.“ [Kainberger]

Noch robuster gebärdet sich mit Burkhard *Müller* ein evangelischer Pfarrer aus Bonn, der lange als Sprecher an der ARD-Sendung „Das Wort zum Sonntag“ mitgewirkt hat. Gegen die *Sachsen* sieht er den beständig angreifenden Karl offenbar in einer defensiven Position:

„Karl hatte besonders Mühe mit den Sachsen. Mit ihnen gab es einen ersten 30jährigen Krieg auf deutschem Boden. [...] Zwar wurde Karl weiter zu regional begrenzten Kämpfen gezwungen, aber der Krieg ebte ab.“

Es handelte sich demnach mehr um eine Friedensinitiative, von der Kirche nach Kräften gefördert:

„Dem Papst ließ Karl dann nur noch dies zu tun: »Eure Aufgabe ist es, Heiligster Vater, mit zu Gott erhobenen Händen ...unser Waffenwerk zu unterstützen ...«“ [Müller].

Es mag vielleicht in Verden „irgendeine gigantische Grausamkeit“ stattgefunden

den haben, doch dürfe das nicht dem König angekreidet werden. Leider ist ihm deswegen im 20. Jh. Unrecht geschehen [ebd.]:

„Das Ansehen Karls hat unter dem Massaker in Verden sehr gelitten. Im vorigen Jahrhundert machten völkisch-nationale und dann nationalsozialistische Gruppen Karl den Großen als Charlemagne zu einem Franzosen-König, der den germanischen Sachsen die Freiheit nehmen und sie mit dem Schwert zum Christentum zwingen wollte. Karl wird nun bewusst schlecht gemacht. Das Schimpfwort »Sachsenschlächter« kommt auf.“

Ähnlich offen geht der Pfarrer mit all den vom Hof berichteten Geschehnissen hin, die auf vieles hindeuten, doch nicht auf *gelebtes Christentum*.

„Es gab ein erotisches und auch homoerotisches Treiben am Hof. Karl liebte schöne Frauen. Er hatte 4 oder 5 Ehefrauen. Und gleichzeitig neben diesen auch Konkubinen. Karl hat den kirchlichen Moralkodex für sich nicht streng beachtet, sondern ging damit elegant und großzügig um. [...] Es war ein freies und lockeres Leben am Hof des Kaisers.“ [ebd.]

Hätten Protestanten einen Beichtspiegel, dann würde der von *Müller* Folgendes enthalten: „O Herr, ich habe elegant gesündigt. Gehen wir großzügig damit um!“

Wir sollten uns aber nicht mit Quisquilien aufhalten. Denn nun zieht *Müller* die ganz großen Bögen von den Karolingern zur *Gegenwart*, die uns bislang gefehlt haben.

„Das Regieren und Missionieren »mit eiserner Zunge« à la Karl, das ist lange vorbei. Es war ein Prozess, den Karl selbst ausgelöst hat. Durch seine leidenschaftliche Förderung der allgemeinen und kirchlichen Bildung und der Wissenschaft hat der Frankenkaiser dazu beigetragen, dass sich auf ehemals fränkischem Boden – und nur dort – die scholastische Theologie entwickeln konnte. Ohne Scholastik keine Reformation. Ohne Reformation keine neuzeitliche Aufklärung.

Dass wir heute auf dem Gebiet des Frankenreichs, in Europa, in der »westlichen Welt« in pluralen, liberalen Rechtsstaaten leben; dass Kirchen über sich selbst entscheiden dürfen; dass Staat und Kirche getrennt sind; dass wir in Europa einen so modernen Lebensstil haben: das hat Karl der Große mitbewirkt. Dafür verdient er – nach 1200 Jahren – unseren späten Dank.“ [Müller]

So lässt sich Geschichte vergewaltigen. Die 300 Jahre nach Karl entstehende Scholastik ruht allein auf Karls fränkischen Schultern – ohne Einflüsse etwa aus England, Spanien oder Süditalien – und führt nach weiteren 400 Jahren direkt zur Reformation (samt evangelischer Kirche) und nach erneut 200 Jahren zur Aufklärung? Ihre Forderung im 19. Jh. nach Trennung von Kirche und Staat sei eine Erkenntnis Karls? Da führt Karl einen permanenten Kampf

mit dem Papst, wer nun eigentlich an der Spitze der Gesellschaft stehe, da wird der gesamte Staat christlich organisiert und ausgerichtet, da liegt die Bildung allein in der Hand der Mönche, da kann Karls Nachfolger der Idee eines Gottesstaates noch näher kommen – und dann resultierte daraus die Trennung von Kirche und Staat? Und dafür späten Dank? Und Dank auch dafür, dass sich zumindest die katholische Kirche durch lange Jahrhunderte energisch der Modernisierung der Gesellschaft entgegengestellt hat? Klangen *Müllers* 'Worte zum Sonntag' ähnlich wahrheitswidrig? Eines ist klargestellt: Das ist nicht allein *Müllers* Privatmeinung, sondern 'von oben' abgesegnet:

„Die redaktionelle und inhaltliche Verantwortung für diesen Beitrag liegt bei Pfarrer Reinhold Truß-Trautwein, Senderbeauftragter für Deutschlandradio, Rundfunkarbeit im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP), für den Medienbeauftragten des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland.“

Auch *FRIED* [2014a] gibt uns christliche Haltung zu bedenken:

„Wir heute messen wie einst die Römer den Erfolg im Leben. Der Tod wird eher verdrängt, es sei denn, er ließe sich heroisieren. Zu Karls Zeit aber war es der *Tod*, der ein *Leben* auszeichnete, ein ruhiges, Gott zugewandtes Sterben, ein seliger Tod. Noch zählte das Erbe der Heiligenviten. Karls irdischer Tod wurde nur kurz beweint; ihm folgte im Urteil mancher Zeitgenossen ein Debakel im Jenseits mit schweren Leiden und Bußen. Einhards *Vita* aber sparte, Sueton folgend, das alles aus.“

FRIED spart hier aus, dass in den Heiligenviten sehr häufig das Martyrium am Ende eines Lebens stand. Der hl. Martin aus dem 4. Jh. gehört zu den frühesten, denen ein gewaltsamer Tod erspart geblieben ist (kein roter, sondern ein „weißer Heiliger“). Nach dem Tod sollte es weiter christlich zugehen. So berichtet *Hautermans* über den Fund dreier zweifellos karolingischer Skelette im Pfalzbereich:

„Andererseits sei Aachen in dieser Zeit auf dem Weg zu einer Kaiserpfalz gewesen, und da habe die damalige christliche Verwaltung sicher für eine geregelte Bestattung gesorgt: »Man durfte die Toten nicht im Garten begraben«, so Stadtarchäologe Dr. Markus Pavlovic“.

Rother [2014c] präsentiert neue Aachener Karls-Funde von Sven Schütte. Peinlicherweise war der hier als neu gefunden präsentierte Goldnagel im Staubsauger schon vor zwölf Jahren der Presse bekannt [vgl. Illig 2001, 522].

Thomas [2014b] betont, dass selbst Karls '*Finanzreform*' nicht nur monetäre Aspekte berücksichtigte, sondern gerade auch christliche:

„Im Gegensatz zur Minuskel war die Münzreform keine Jahrtausenderfindung, dennoch prägend über das Mittelalter hinaus. Gemeinsam mit seinem »Preis-edikt« (Fried), auch das festgehalten in 56 Kapiteln des

»Frankfurter Kapitulars«, versuchte der König gegenzusteuern. Ausdrücklich dem »Geiz« und der »Habsucht«, der »Gier« und dem »Neid«, anders gesagt: den Todsünden. Noch anders: der wirtschaftlichen Spekulation.“

Über alle vermeintlichen Widerlegungen des *erfundenen Mittelalters* hinweg bleiben allerorten Zweifel: So bringt *Tackenberg* einen Hinweis, der auf die nicht widerlegbaren Zahlen von Albrecht MANN [1965] zurückgeht:

„Der Kunsthistoriker Kunibert Bering erkennt für die Regierungszeit Karls des Großen den Neubau oder die Wiederherstellung von 232 Klöstern, 16 Kathedralen und 65 Pfalzen. Viele Bauwerke sind jedoch nur noch fragmentarisch erhalten, da sie im Lauf der Zeit überbaut und zerstört wurden.“

Genannt werden Aachen, Corvey, Enger, Herford, Nimwegen, Paderborn und Wallenhorst. In diesem Ort nahe Osnabrück soll Karl 777 eine Kirche weihen haben lassen. Um 800 sei eine Saalkirche entstanden, von der sich allenfalls die Langmauern in Teilen erhalten haben.

Dirksen bemängelt, unter Karl seien „verlotterte Klöster reformiert“ worden. Nachdem bislang kein einziges gefunden worden ist – einziger Kandidat Müstair –, fragt es sich allerdings, welche hier reformiert worden sind, zumal ja die meisten (232) Klöster gerade erst unter Karl erbaut worden seien.

Grimm betont die Erfindungskraft der Karolingerzeit:

„Mönch Notker beschrieb das Leben Karl des Großen. Seine farbige Schilderung über den Kaiser wurde viel gelesen, hatte aber einen Schönheitsfehler: Sie war frei erfunden. Notkers Werk kann der Nachwelt dennoch eine Menge erzählen – über Karl, die Legende. Denn es wurde stilbildend.“

Nur indirekt belegbar ist schließlich der Bericht aus der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*, der nahe dem 28. 01. erschienen sein muss (ein Hinweis von Jan Beaufort):

„Vor 1200 Jahren

Es ist erstaunlich, wie Karl, der Riesengroße, herausleuchtet aus Zeiten, die vor und nach ihm stockduster waren. Bevor Karl kam, waren die letzten Reste der römischen Zivilisation erloschen, es gab kein Geld, keine Straßen, Handel und Wirtschaft waren zum Erliegen gekommen. Und als Karl gestorben war, 814, ging es so duster weiter: keine Bauten, kaum schriftliche Zeugnisse, und das bisschen Geschichte, das sich ereignet hat, füllt kaum ein paar Monate. Dazwischen aber: die karolingische Renaissance, Pfalzen, Kuppeln, Schulen – und ein Held, der Sachsen massakriert, Römer regiert, den Vormarsch der Araber aufhält. Weil die Quellen fehlen, behelfen sich Historiker mit Phantasie, heißt es in den Rezensionen zur neuesten Karls-Biographie.“

Am 28. 01. widmete sich das stets anonyme *Streiflicht* auf Seite 1 der *Süddeutschen Zeitung* dem Säkularereignis:

„Wenn wir an diesem Dienstag mit der gebührenden Ergriffenheit daran denken, dass Karl der Große auf den Tag genau vor 1200 Jahren gestorben ist, sollten wir uns vielleicht auch kurz daran erinnern, wann und wo er geboren wurde. Wir sind davon nicht annähernd so präzise unterrichtet, aber eine ziemlich sattelfeste, jedenfalls sehr anrührende Legende besagt, dass er 742 in der Reismühle zu Gauting auf die Welt kam. Dorthin hatte es Bertha verschlagen, die von Intriganten verfolgte Braut Pippins, und als sich Pippin auf der Jagd selbst in die Mühle verirrte, fand er die Verschollene und zeugte unverzüglich einen Sohn mit ihr: Karl, den man später den Großen nannte. Wie es sich trifft, lebt ein paar Kilometer nördlich von Gauting der Historiker Heribert Illig. Auch er hat sich ausgiebig mit Karl dem Großen beschäftigt, doch nennt er ihn nicht den Großen, sondern den Fiktiven, wie es ihn seinen Forschungen zufolge überhaupt nicht gegeben hat. Wie das? Weil es, so Illig, die Zeit von 614 bis 911 nicht gegeben hat.

Mit der These vom »erfundenen Mittelalter« hat Illig ähnlich großes Aufsehen erregt wie Erich von Däniken mit seinen Landeplätzen Außerirdischer, und der Grimm, mit dem ihn die Zunft schurigelte, hatte seinen Grund auch darin, dass die doofen Medien in ihrer Lust an Sensationen von der »Phantomzeit« und den dahinter vermuteten Machenschaften mehr als angetan waren. Um Heribert Illig weit ausgreifende Spekulationen auf einen ihrer Kerne zu reduzieren, so wird Kaiser Otto III. unterstellt, dass er darauf versessen gewesen sei, sich sowohl im Glanz eines überragenden Vorgängers als auch in dem eines während seiner Ägide stattfindenden Jahrtausendwechsels zu sonnen. Also habe er im 7. Jahrhundert einfach drei Jahrhunderte dazuerfunden und diese zunächst hohle Epoche durch willige Helfer ausstaffieren lassen: mit Ereignissen, mit Personen wie Karl dem Großen und natürlich mit Urkunden, die all das beweisen. Eben jetzt ist wieder ein Belegstück aufgetaucht. Es handelt sich dabei um die Tür, durch die Karl der Große tagtäglich zur Kirche ging. Illig dazu: »Wehe dem Kaiser, dessen Leben an alten Brettern hängt.«

Es ist schön, dass einer, der auf diese Weise in die Geschichte eingetreten ist, das mit solcher Plastizität tat. Derb von Gestalt sei Karl der Große gewesen, heißt es in einem Geschichtsbuch, kurzackig und mit einem wuchtigen Rundkopf ausgestattet. Die Frage, ob er mit diesem Rundkopf gegen den Rahmen der erwähnten Tür stieß, kann verneint werden: Die Tür ist 1,92 Meter hoch, wohingegen Karl 1,82 Meter maß. Sein Geist dagegen: hell und rasch, manchmal allzu rasch dreinfahrend. Die Sachsen,

die er bekehrte, könnten davon ein Liedchen singen, doch wenn es Karl nicht gegeben hat, sind sie auch nicht bekehrt worden, und so wird wohl aus dem Liedchen ebenfalls nichts werden.“

Zurück zum Eingangszitat: Für den Gammablitz vor 1.200 Jahren „bleibt [...] eine faszinierende Möglichkeit: Als Karl der Große gegen die Langobarden und Sachsen gekämpft hat, als der Dom in Salzburg eingeweiht wurde, als England erstmals einen König hatte – da traf von allen unbemerkt ein Strahlungsschauer auf die Erde, der das Resultat einer unvorstellbaren Katastrophe tief im All war, deren Spur wir im Inneren der Bäume gefunden haben. Wissenschaft ist cool!“ [Freistetter]

Vorab die sonstige Literatur

(Karls Jubiläumsliste der Publikationen folgt ab Seite 67)

Ebner, Martin (2006): Der Rätselgraben von Treuchtlingen; Südwestpresse, 07. 10.

Freistetter, Florian (2014): *Ein Gammablitz vor 1200 Jahren*; 21. 01.

<http://scienceblogs.de/astrodicticum-simplex/2013/01/22/ein-gammablitz-vor-1200-jahren/>

Hägermann, Dieter (³2001): *Karl der Große. Biographie*; Berlin

heise (2014) = *Erde vor 1200 Jahren von starkem Gammablitz getroffen*; 21. 01.

<http://www.heise.de/newsticker/meldung/Erde-vor-1200-Jahren-von-starkem-Gammablitz-getroffen-1786967.html>

Illig, Heribert (2010): WikipediA und die Wahrheit. Erfahrungen mit einem Mammutprojekt; *Zeitensprünge* 22 (2) 489-496

- (2009): Diverses; *Zeitensprünge* 21 (3) 764-770

- (2001): Vom Rütteln (an) der Wahrheit. Zur weiteren Diskussion der Phantomzeitthese; *Zeitensprünge* 13 (3) 513-523

- (2000): Den Mythos erinnern, Karl vergessen. Rings um den Historikertag zu Aachen; *Zeitensprünge* 12 (4) 626-638

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München

Mann, Albrecht (1965): Großbauten vorkarlicher Zeit und aus der Epoche von Karl dem Großen bis zu Lothar I.; in Braunfels, Wolfgang / Schnitzler, Hermann: *Karolingische Kunst* = Bd. 3 des fünfbandigen Werks: *Karl der Große, Lebenswerk und Nachleben*; Düsseldorf

northeim = <http://www.northeim.de/861.html>

Remmler, Bernd (2010): *Spurensuche: Die Karolinger. Die verschwundenen Paläste Karls des Großen*; Berlin

Gedrucktes zum Karls-Jubiläum

1. Zeitungen und Zeitschriften

- Austilat, Andreas (2014): Der erste Europäer; *Der Tagesspiegel*, 25. 01.
- Bönisch, Georg (2014): Riese mit Fistelstimme; *Spiegel Online*, 28. 01.
- Bredenkamp, Horst (2014): Der Kaiser am Läuterungsberg; *FAZ*, 15. 01.
- Di Blasi, Johanna (2014): Karl der Krieger; *Dresdner Neueste Nachrichten*, 25. 01.
- Dick, Alexander (2014): Freiburger Historiker Dendorf über Karl den Großen; *Badi-sche Zeitung*; 28. 01.
- Dirksen, Jens (2014): Kaiser der Legenden - Karl der Große regierte mit Schwert und Wort; *Der Westen*, 27. 01. (28. 01. *WAZ*)
- dpa (2014): Experten: Mainz hat wohl zweitälteste Kirche in Deutschland; *Focus online*, 25. 02.
- DPA, SZ (2014): Die Kaisertür; *SZ*, 22. 01.
- Ebner, Martin (2014): Mythos Karl; *d'Lëtzeburger Land*, 10. 01.
- Feldhaus, Martina / Hautermans, Heiner (2014): Wo Karl wohnte, weiß man noch immer nicht. Ausgrabungen und alte Dokumentationen führen zu neuen Erkenntnissen. Das neue Pfalzmodell weist Unterschiede zum Vorgänger von Hugot auf; *Aachener Nachrichten*, 23. 01.
- Felten, Franz J. (2014): Keine Pfalz in Mainz – vor 1200 Jahren starb Karl der Große; *Wiesbadener Tagblatt*, 01. 03.
- Franz, Angelika (2014): Irene von Byzanz: Von der Macht verblendet; *Spiegel-Online Wissenschaft*, 09. 02.
- Fried, Johannes (2014b): Weltpolitik am Mittelmeer; *Neue Zürcher Zeitung*, 25. 01. - (2014a): Ein Leben erzählen; *Die Zeit*, 02. 01.
- Funke, Bernd (2014): St. Johannis in Mainz laut Experten wohl zweitälteste Kirche in Deutschland; *Allgemeine Zeitung (Rhein Main Presse)*, Mainz, 25. 02. - (2013): Römerspuren unter St. Johannis; *Allgemeine Zeitung (Rhein Main Presse)*, Mainz; 27. 08.
- Gambaro, Fabio (2014): Le Goff: „Non è vero che Carlo Magno fu padre dell' Europa“; *Repubblica*, 27. 01.
- Gebbink, Andreas (2014): Die vergessene Residenz; *Der Westen*, 01. 02.
- Grimm, Rico (2013): Als Kaiser Karl zur Schule kam: Staatstragende Anekdoten über den großen Regenten; *Spiegel Online*, 27. 11. [Notker]
- Gupta, Oliver Das (2014): „Karl der Große dachte nur an sein eigenes Reich“ *Süddeutsche.de*, 28. 01. [Interview mit Matthias Becher]
- Hammelehle, Sebastian (2014): Der Kaiser ist nass; *Spiegel Online*, 28. 01.
- Hartlap, Detlef (2013): Wo er auftrat, war das Reich; *Prisma* Nr. 51/2013 für das TV-Programm vom 21. 12. bis 27. 12.
- Hautermans, Heiner (2013): Karolinger in gestreckter Rückenlage; *Aachener Nachrichten*, 30. 11.
- Heidegger, Gerhard (2014): Von Karls 'Hufe' zum heutigen Huber; *ORF.at*, 28. 01. [Interview mit Karl Brunner]

- Heringlehner, Ralph (2014): Karl der Große lebt. 1200. Todestag: Über mehr als ein Jahrtausend hinweg beeinflusst der frühmittelalterliche Kaiser noch heute den Alltag. Europa sähe ohne den von Legenden umwobenen Herrscher anders aus; *Main-Post, Bote vom Haßgau*, 25. 01.
- Hilgers, Jana (2014): Karlsfest 2014: Es geht wieder um die Wurst; *Aachener Nachrichten*, 18. 01.
- Hiltibold (2014): 2014 - Das Jahr des Heribert Illig und seiner Phantomzeit? [alias Richard X aus Graz]
<http://hiltibold.blogspot.de/2014/01/2014-das-jahr-des-heribert-illig-und.html>
- Hinrichs, Matthias (2014): Karls Spuren führen tief unters Rathaus; *Aachener Zeitung*, 07. 01. (*Eschweiler Nachrichten*, 08. 01.
- h.r. (2014): Karl der Große – Mythos und Wirklichkeit; *FAZ Regionalteil Darmstadt*, 19. 02.
- Jaeger, Isabelle (2014): Karl der Grosse im Fadenkreuz der Wissenschaft; *SRF (Schweizer Rundfunk und Fernsehen)*, 21. 02., 12:57
- Kainberger, Hedwig (2014): Er brachte Münzen, Schrift und Bücher [Interview mit Herwig Wolfram]; *Salzburger Nachrichten*, 04. 01.
- Kilb, Andreas (2014): Der Mann, der Europa aufräumte; *FAZ*, 28. 01.
- Leifert, Josef (2014): Eine unerträgliche Verharmlosung seines Lebenswerks [Leserbrief]; *Badische Zeitung*, 05. 02.
- Lokoschat, Timo (2014): „Karl der Große hat nie gelebt!“; *Abendzeitung*, München online, 28. 01.
- Müller, Burkhard (2014): Karl der Große · Kaiser zwischen Mission und Schwert, zwischen Glaube und Gewalt · Später Dank aus Europa; *Deutschlandradio Kultur*, 23. 02. [Pfarrer i.R., Bonn]
http://www.deutschlandradiokultur.de/karl-der-grosse-kaiser-zwischen-mission-und-schwert.1124.de.html?dram:article_id=278223
- Niederhäuser, Peter (2014b): Der beste aller Kaiser; *Zürcher Oberländer*, 27. 01.
 - (2014a): Karl der Grosse und das Oberland; *Zürcher Oberländer*, 27. 01.
- Pappert, Peter (2014): Begraben, ausgegraben und noch ganz lebendig; *Aachener Nachrichten*, 29. 01.
- Patzold, Steffen (2014): Der Kriegsherr als Erneuerer von Wissen und Gelehrsamkeit; *FAZ*, 28. 01.
- Platthaus, Andreas (2014): Souverän ist, wer über die Badeanstalt verfügt; *FAZ*, 28. 01.
- Queckenstedt, Hermann (2014): Karls Kamm ein Fall für den Zoll. Schnitzerei wieder in Osnabrück; *Neue Osnabrücker Nachrichten*, 13. 02.
- red (2014): Aachen ganz im Zeichen des Karstfestes. Ging schon der Frankenkönig durch die „älteste Tür Deutschlands“? *Aachener Nachrichten*, 26. 01.
- Ricci, Marco (2014): Una lapide a San Claudio a 1200 anni dalla morte di Carlo Magno; *Cronache maceratesi*, 28. 01. [Zur Aachen-These von Francesco Carnevale]
- Risch, Christoph (2014): Kleiner Mann ganz groß - Einhard, Berater von Karl dem Großen; *Wiesbadener Tagblatt*; 22. 03. [Patzold-Rezension]
- Rother, Sabine (2014c): Der Goldnagel im Staubsaugerbeutel; *Aachener Nachrichten und Eschweiler Nachrichten*, 11. 03.
 - (2014b): Keine DNA-Analyse der Knochen; *Aachener Nachrichten*, 31. 01.

- (2014a): Durch diese Tür betrat Karl seinen Dom; *Aachener Nachrichten*, 22. 01.
- Schloemann, Johan (2014): Von Gottes Gnaden; *SZ*, 28. 01.
- Schug, Markus (2014): Alter Dom viel älter als gedacht; *FAZ*, 27. 02. [Mainz]
- Seyfert, Gunhild (2013): Alte Schätze aus dem Hasesumpf; *Osnabrücker Neue Zeitung*; 07. 11.
- Seitz, Erwin (2013): Das Männlein aus Seligenstadt war mehr als ein Günstling des Kaisers; *FAZ*, 21. 12.
- Sepp (2014): Karl der Große als Mensch; *Der Vinschger* 5/14, 12. 02.
- Soisson, Robert (2014): Karl der Große: Eine Legende? [Leserbrief] *Lëtzebuurger Journal*, 04. 02.
- Streiflicht* (2014) = Das Streiflicht [Anonym]; *SZ*, 28. 01.
- Süßmann, Johannes (2014): „Ein heiliger Barbar“: Lehmann feiert Karlsamt in Frankfurt; *Frankfurter Neue Presse*, 26. 01. (dito *Frankfurter Rundschau*, ebd.)
- Tauber, Christine (2014): Wer in den Löwenspiegel blickt, wie soll der aufzuhalten sein? Karl der Große, seine Badehose und die Vorzüge der karolingischen Kurzhaarfrisur: Horst Bredekamps Studie „Der schwimmende Souverän“; *SZ*, 11. 03.
- Thomas, Christian (2014b): Sagenhafte Anfänge; *Frankfurter Rundschau*, 22. 01.
- (2014a): Bedeutender Mann im Gegenlicht; *Frankfurter Rundschau*, 21. 01.
- warstein* (2014): Qualitätsmanagement bereits 1200 Jahre alt (Vortrag Dr. Rüdiger Krüger); *soester-anzeiger.de*, 20. 02.
- Weishaupt, Gero P. (2013): Karlsjubiläum, 600 Jahre gotische Chorthalle des Domes, Heiligtumsfahrt; *kathnews*, 29. 12.
- Weissmann, Karlheinz (2014): GegenAufklärung; *Junge Freiheit*, Nr. 12/14, 14. 03
- Welt (2014): Norddeutschland um das Jahr 800; *Die Welt*, 25. 01.
- Wiegelmann, Lucas (2014): Karl, der Größte; *Die Welt*, 26. 01.

2. Karls-Bücher ab 2012

- Bastert, Bernd (Hg. 2014): *Karl der Große in den europäischen Literaturen des Mittelalters · Konstruktion eines Mythos*; Berlin (Buch + E-Book)
- Beiser, Emanuel (2012): *Karl der Große und die Awaren · Die Awarenkriege Karls des Großen* – Akademische Schriftenreihe, Bd. V189934 (54 S.); München · Ravensburg
- Bredekamp, Horst (2014): „Der schwimmende Souverän“ · *Karl der Große und die Bildpolitik des Körpers · Eine Studie zum schematischen Bildakt*; Berlin
- Deutsches Historisches Museum (Hg. 2014): *Kaiser und Kalifen · Karl der Große und die Mächte am Mittelmeer um 800*; Mainz · Darmstadt (mit Beiträgen von M. Becher, M. Borgolte, H. Bredekamp, A. Effenberger, J. Fried, R. Schieffer und B. Schneidmüller)
- Ferdinand, Hans-Jürgen (2013): *Kaiser Karl · Historischer Roman um Karl den Großen*; Bayreuth
- Frey, Martina (2013): *Die Tränen der Irminsul* (Roman); Zürich
- Fried, Johannes (2013): *Karl der Große · Gewalt und Glaube*; München
- Güldemeister, Ernst (2013): *Karl der Große*; Paderborn
- Hack, Achim Thomas (2011): *Abul Abaz. Zur Biographie eines Elefanten*; Badenweiler

- Hartmann, Martina / Hartmann, Wilfried (2014): *Karl der Große und seine Zeit · Die 101 wichtigsten Fragen*; München
- Historischer Verein Ingelheim (Hg. 2013/14): *Karl der Große in Ingelheim* (Beiträge zur Ingelheimer Geschichte, Heft 54); Ingelheim
- Imhof, Michael / Winterer, Christoph (2013): *Karl der Große · Leben und Wirkung, Kunst und Architektur*; Petersberg
- Kraus, Thomas R. (2013): *Aachen · Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Band 2: Karolinger – Ottonen – Salier · 765 bis 1137*; Aachen (Stadtarchiv Aachen · Beiheft der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 8)
- Mathieu, Sabine (2014): *Rathaus, Dom und Charlemagne · Karl der Große und seine Pfalz*; in Aachen Special: Centre & Route Charlemagne; Aachen
- Meyer, Lena (2013): *Karl der Große und Aachen. Herrscheridee zwischen Kult und Instrumentalisierung*; München
- Mielke, Thomas R. P. (2013): *Karl der Große* (Roman); Köln
- Patzold, Steffen (2013): *Ich und Karl der Große · Das Leben des Höflings Einhard*; Stuttgart
- Pieper, Dietmar / Saltzwedel, Johannes (2013): *Karl der Große · Der mächtigste Kaiser des Mittelalters*; Wiesbaden (identisch mit Spiegel-Historie-Heft 2012)
- Riek, Markus / Goll, Jürg / Descœudres, Georges (2013): *Die Zeit Karls des Grossen in der Schweiz*; Sulgen · Zürich [Begleitpublikation zur Ausstellung im Landesmuseum Zürich]
- Schneider-Ferber, Karin (2013): *Karl der Große · Der mächtigste Herrscher des Mittelalters*; Stuttgart
- Stiel, Josef (2013): *Karl der Große erzählt Geschichten*; Herzogenrath
- Vetter, Jane (2013): *Karl der Große - Kaiser wider Willen?* Akademische Schriftenreihe Bd. V13025; München · Ravensburg
- Vogt, Fabian (2013): *Die Tochter des Verräters: Ein atemberaubender historischer Roman um Karl den Großen*; Gießen
- Vogt, Judith C. / Kuhn, Michael (2014): *Karl - Geschichten eines Großen · Anthologie zum Karlsjahr*; Aachen
- Weinfurter, Stefan (2013): *Karl der Große. Der barbarische Heilige*; München
- Wieder, Wolfgang (2012): *Die Kriegszüge Karls des Großen*; Wolfenbüttel
- Wiegandt, Iris (2014): *Karl der Große - Der Kaiser, der Dom und die Krone*; Berlin (Hörbuch)
- Wierßing, Johannes (2013): *Schmalkalden. Eine kleine Stadt mit großer Geschichte*; Wetzlar
- Zierold, C. (2012): *Karl der Große und Ludwig der Fromme · Eine Betrachtung in den Bereichen Bildung und Kirche - Akademische Schriftenreihe Bd. V202874 (25 S., Seminararbeit)*; München · Ravensburg

Karl der Große auf dem Bildschirm

Heribert Illig

Tote leben nicht nur länger, sie tun auch der Wirtschaft gut. Dass Aachen auf seinen Standortfaktor Nr. 1 gerade im Jubiläumsjahr nicht verzichten kann, liegt auf der Hand. Aber Karl ernährt außerdem Journalisten und Buchautoren – den Verfasser eingeschlossen –, obendrein kurbelt er die Filmbranche an. Passenderweise wurden zum Dreikönigsfest gleich zwei Filme im Fernsehen gezeigt: Zunächst den TV-Historienfilm von Gabriele WENGLER, dazu als ZDF-History: *Mit Feuer und Schwert - Das dunkle Jahrhundert*. Flankierend dazu ging es um jenen Vulkan, der vielleicht die 'Weltkatastrophe' des Jahres 536 verursacht hat: der Ilopango in El Salvador.

Gabriele Wengler: *Karl der Große*

gesendet am 03.01. 2014 im WDR, © 2013

Regie: Gabriele Wengler,

Buch: Christoph Weber, Robert Krause

Schauspieler: Alexander Wüst (Karl) und Thomas Morris

„Karl der Große ist eine TV-Dokumentation mit Spielszenen, die den mächtigsten Mann des Mittelalters wieder zum Leben erwecken.

Die hochkarätige Mischung aus Spielfilm und Dokumentation verspricht einem Millionenpublikum eine faszinierende Reise an die Wiege der europäischen Kultur. Neben den aufwändig produzierten Spielszenen steht die wissenschaftliche Spurensuche nach der historischen Herrscherfigur im Mittelpunkt. Wer war Karl der Große wirklich? Dank experimenteller Archäologie und den Forschungen der weltweit führenden Experten lüftet der Film einen über Jahrhunderte gewebten Schleier aus Legenden und Halbwahrheiten, der sich um Karl rankt.“

So aus der Werbung für diesen Film, dessen Vorführung in Aachen auch die Karlspreisstiftung unterstützt hat [*karlspreis*].

Am Schleierlüften beteiligen sich – alphabetisch gereiht – die „weltweit führenden Experten“, als da sind: Matthias BECHER, Johannes FRIED, Wilfried HARTMANN, Dame Jinty NELSON, Frank RÜHLI, Rudolf SCHIEFFER und Joachim SCHLEIFRING. Dieser 90-Minuten-Film ist zusammengestellt worden aus drei Teilen à 60 Minuten. Da also im Grunde die Hälfte fehlte, kann nicht kritisiert werden, dass manches übergangen worden ist, etwa die Aachener Pfalzkirche und ihr Bau.

Was können wir bei dieser „faszinierenden Reise“ lernen? Herausgearbeitet wurde zunächst der Konflikt zwischen den Brüdern Karl und Karlmann. Sie sind sich nie grün und werden am selben Tag, aber in zwei verschiedenen Orten gekrönt. Karl bekommt ein Reich, das sich wie eine schmale Sichel im Norden und Westen um den kompakten Kern von Karlmanns Reich legt und viel schlechter zusammenzuhalten ist – ein rein optischer Landkartenvergleich ließe an Kroatien und Bosnien denken. Bei einem Aufstand der Aquitanier verweigert Karlmann den zugesagten Beistand. Wegen demselben Delikt hat Karl den Tassilo noch 25 Jahre nach der Tat ins Kloster gesteckt. Karlmann starb hingegen kurz darauf, „unter mysteriösen Umständen“. Nach dieser verschwörungstheoretischen Aussage wird ein sichtlich besorgter Johannes FRIED eingeblendet, der Spekulationen und Fakten getrennt wissen möchte: Der im Film unterstellte Karlmannmord durch Karl sei nicht beweisbar. So können wir bei der einstigen Aussage von André CLOT [1991, 108] bleiben: „Der Himmel griff in den Lauf der Dinge ein.“

Ab da kann sich der Film auf Karl konzentrieren. Der „Leuchtturm Europas“ ist hochgewachsen, brünett und trägt immer dunklen Vollbart, nie den von Denaren oder der Reiterstatuette her bekannten Schnurrbart. Er darf nicht mit der tradierten, zu hohen Stimme sprechen; er wird als Krieger und wüster Barbar vorgestellt, der jedoch kein rostiges Kettenhemd aus Eisenringen trägt, sondern eine edle Rüstung aus kleinen Platten. (Sie ist dem Archäologen unbekannt, doch der hat genauso wenig ein karolingisches Kettenhemd.) Karl sticht renitente Sachsen persönlich ab, bricht bei Wut in einen Urschrei aus und altert bis hin zum Totenbett nicht. (Sein Nachfolger Ludwig der Fromme darf beim Sterben dabei sein, während er gemäß den Schriftquellen erst drei Wochen später in Aachen eintrifft.) Dass ihn Kultur auch nur tangieren könnte, ist diesem Karl nicht anzusehen. Die ihm zugeschriebene Maxime: „Erst kommt das Wissen, dann das Tun“ bleibt für den Film ein Gelehrtentraum, noch dazu ein fiebriger.

Hübsch ist der Schleiertanz rings um die Höhe seiner Gestalt. Es wird sogar Joachim SCHLEIFRING aufgeboten, der 1988 anhand des Skeletts eine Statur von 1,82 m ermittelt hat. Dieses dem Kaiser nicht angemessene ‘Mickermaß’ darf aber nicht ausgesprochen werden; stattdessen ist von einer stattlichen Gestalt die Rede und von der Mutmaßung, es handle sich um das Skelett eines Greises, das schon einige Zentimeter geschrumpft sein dürfte. Es klingt, als würden die Knochen und nicht die Bandscheiben schrumpfen, aber er muss nun einmal seine Franken um Haupteslänge überragt haben.

Auch sonst blieb herkömmlicher Wissensstand vielfach gewahrt. Obwohl Eisen im Reich extrem rar gewesen sein soll, galt bei der Belagerung von Pavia: „Das Eisen füllte die ganze Ebene aus“, womit auch dem entsprechenden Erzählstrang Notkers Rechnung getragen war. Nicht zugemutet wurde

uns als dritte KarlsGattin eine mädchenhafte Hildegard von allenfalls 13, 14 Jahren, die nach neun Kindern im Alter von 25 Jahren starb. Ihre Darstellerin verkörpert bei der Hochzeit eine etwa Zwanzigjährige, weshalb der Jugendschutz nicht eingreifen musste. 799 ist Papst Leo III. in Rom „schwer misshandelt worden“. Wie er wieder zu Kräften kam, seine Zunge und das Augenlicht wiedergewann, blieb dahingestellt; anstandslos absolvierte der rekonvaleszente Schwerverletzte die 1.500 km lange Reise von Rom über die Zwischenstation Spoleto bis nach Paderborn, um dort mit Karl zu parlieren.

So stand der Krönung nichts mehr im Wege, die in schönen Bildern präsentiert werden konnte. Ihr folgte nur zu schnell der Tod zu Aachen.

Der Ilopango

gesendet in ZDF INFO am 04.01.2014:

Reihe: Katastrophen, die Geschichte machten · Der unbekannte Vulkanausbruch

Buch: Mick Grogan. Ursprünglich vom Sender ZIN, Kanada © 2013

Hier wird in der mittlerweile bevorzugten Methode illustriert: möglichst knappe Expertenmeinungen, zum Ausgleich realistisch nachgestellte Szenen, die zur Verstärkung der Wirkung in penetranten Wiederholungen eingebettet werden: Immer wieder rollt dieselbe pyroklastische Woge über das klägliche Modell eines Maya-Tempels hinweg, immer wieder hastet ein Ur-Maya durch Maisfelder, immer wieder windet sich Iustinian I. in höllischen Schmerzen auf seinem Pestlager. Eindringlicher geht es nicht. Iustinian ist auch der Grund, diesen Film hier zu nennen, denn auch beim nachfolgenden windet sich Iustinian wie in Krämpfen.

Dabei wäre ja der eigentliche Informationskern durchaus spannend und weiterführend. Auf der Suche nach der Ursache der weltweiten Katastrophe, die David Keys dendrochronologisch bei +536 ansetzt, werden Vulkanologen in El Salvador fündig, am Kratersee Ilopango. Hier habe 535 ein gigantischer Ausbruch stattgefunden, der 2.000 km² sofort zerstörte – das wäre ein Karree von 45 km Kantenlänge und damit mit dem Vesuviusausbruch von +79 vergleichbar. Beim Ilopango seien aber unvorstellbare 84 Kubikkilometer Materie in die Luft geschleudert worden – der größte Ausbruch der Menschheitsgeschichte. (Vor acht Jahrzehnte dichtete Erich Kästner während des Dritten Reichs misanthropisch darüber, wie die damalige Weltbevölkerung in einer Kiste von 1 km Kantenlänge verstaut und dann in einem unzugänglichen Andental deponiert werden könnte, um kein weiteres Unheil anzurichten.). Robert DULL hat diese Katastrophen-Eruptions-Idee entwickelt und im Film vorgestellt, weitere Forscher wie Paul AMAROLI, Roberto GALLARDO, CARLOS PULLINGER und zum Schluss der uns wohlbekannte Dendrochronologe Mike BAILLIE tragen ihre Statements vor.

Dass ein derartiger Ausbruch die Maya-Zivilisation zerstört hat, wäre glaubwürdig; allerdings findet der große Bruch in ihrer Geschichte erst im 9. Jh. statt, wenn viele Zentren im Tiefland aufgegeben werden müssen. Diese jahrhundertelange Verzögerung ist jedoch nichts im Vergleich zu der frechen Täuschung am Bosphorus, an dem es jetzt weitergeht.

Dort regiert Iustinian I. als mächtigster Potentat seiner Zeit. Wir erfahren zwar nicht, was er eigentlich geleistet hat – für das Christentum, für sein Reich, für die Zivilisation –, aber wir sehen ihn Getränke schlürfend vor einer Architektur, die halbwegs byzantinisch sein könnte. Nun aber die düstere Botschaft: Byzanz kämpft weniger mit dem verdunkelten Himmel und mit Hungersnöten wie die Mayas, nein, der Ausbruch und der damit verbundene Klimasturz hat irgendwo tief in Afrika ein Virus geweckt, das seit Jahrmillionen geschlummert habe: das Pestvirus. In Konstantinopel ankommende Handelsschiffe bringen es mit den Ratten, die sie hier wohl bevorzugt verlassen. Die Bevölkerung wird unter grässlichen Schmerzen dahingerafft, der ebenfalls befallene Iustinian bäumt sich immer wieder – bei immer gleicher Bildfolge – auf dem Krankenlager auf, um schließlich doch zu genesen. Angesichts der Wiederauferstehung eines Uralt-Virus ist es nicht mehr erstaunlich, dass das Pestvirus erst 6 Jahre nach der Katastrophe von 535 geweckt worden ist, sich in Ägypten ausbreitet und 542 in Konstantinopel eintrifft. Der wiedergenezene Iustinian I. erklärt die Seuche 544 für beendet, doch sie tritt 557 und dann 570 auf, worauf sie in etwa zwölfjährigem Rhythmus bis 770 extrapoliert wird.

Nach Meinung der befragten Forscher werden mit diesem Ilopango-Ausbruch die dunklen Jahrhunderte des Mittelalters eingeläutet. Jetzt bräuchte man nur noch die exakte Datierung des Ausbruchs. Anfangs wird das Jahr 530 ± 60 vorgeschlagen, doch das sei nicht genau genug. Deshalb dürfen wir DULL dabei begleiten, wie er einen maya-zeitlichen Baumstamm in der Landschaft findet, der von Asche und Lava zugedeckt und abgetötet worden ist; kleine Einstiche in der Rinde werden von ihm messerscharf als die einstigen Einschläge von herumschwirrenden Bimssteinen erklärt. Und es kommt, wie es kommen muss: Schlussendlich wird die fragliche Zeitspanne auf 530 ± 20 eingeschränkt, q.ed. Wer bei *Wikipedia* [→ Ilopango] nachschlägt, erfährt etwas ganz anderes:

„Über den Zeitpunkt seines großen Ausbruchs herrscht noch Unklarheit, nach Hart und Virginia Steen-McIntyre (1983) in der Zeit 260 (± 114 Jahre), nach Robert J. Sharer (1994): 132–133: Eine neue ^{14}C -Datierung der Tephra ergab das Jahr 429 n. Chr.

Bei seinem gewaltigen Ausbruch wurden 20 bis 30 Kubikkilometer pyroklastisches Sediment (Vulkangestein und Asche) – etwa das zehnfache des Mount St. Helens – ausgeworfen, die das Land in einem Radius von 100

Kilometern zerstörten. Tausende der im Hochland lebenden Angehörigen der Maya starben beim Ausbruch; das Maya-Dorf Joya de Ceren wurde von Gestein und Asche verschüttet – die Überlebenden flüchteten wohl ins Tiefland nach Guatemala und Belize.

1951 bezeichneten Howel Williams und Helmut Meyer-Abich diesen großen Ausbruch nach der Tephra als Tierra Blanca Joven (TBJ). Man nimmt heute mindestens drei frühere Ausbruchsserien (TB2, TB3 und TB4 vor etwa 60.000 Jahren) an, die die Caldera formten. Robert Dull, der die TBJ-Eruption 2001 auf das Jahr 430 datiert hatte, bringt sie nun in Verbindung mit der Wetteranomalie von 535/536.“

Einmal mehr erfahren wir, dass dendrochronologische und Radiokarbon-Ergebnisse sich wie Wachs in den Händen ihrer Produzenten und Abnehmer verhalten können. Dazu eine global wirkende Katastrophe, die nur ein einziges Maya-Dorf zerstört und das völlig ungelöste Rätsel, wie ein die Sonne verdunkelnder Ascheschleier ein Virus wiederbeleben kann. Es ist zu hoffen, dass Robert DULL seinen Namen nicht zu Recht trägt.

Mit Feuer und Schwert – Das dunkle Jahrtausend

ZDF 05.01. 2014, um 00:15, tatsächlich also 06.01.

„Am Anfang war der Untergang: Mit dem Römischen Imperium verschwand um 500 n. Chr. eine ganze Zivilisation im Chaos. Straßen verwilderten, Siedlungen verwaisten, Bibliotheken versanken. Der Weg zurück zu Glanz und Gloria war steinig in Europa. Im Gebiet des heutigen Deutschland lebten weniger als vier Millionen Menschen – die meisten waren Hörige, die ihr Ackerland pachten mussten. Die Kirche verbot den Sex an 140 Tagen im Jahr und schickte angebliche Hexen auf den Scheiterhaufen.“ *[phoenix]*

So die Einstimmung auf diesen düsteren Film. Im Schnelldurchgang geht es durch fünf Jahrhunderte. Wir steigen bei Iustinian I. zu, der wieder als Pestkranker leiden muss, hier aber deutlich rascher seine Qualen überwindet. Die Pest erfasst in Schüben ganz Europa. Ein Drittel der Bevölkerung stirbt, Acker- und Weideland verödet, weshalb nun die Preise ins Unerschwingliche gestiegen sind und die Bevölkerung zum Tauschhandel zurückgekehrt wäre – seltsam, da nicht nur die Bauern starben, sondern auch die Konsumenten, denen ‘Geld zwar nicht fremd war’, das sie aber auch schon vorher nicht hatten. Da auch keine Wege mehr gepflegt werden, leben viele Menschen abseits jeder Zivilisation.

Die Sarazenen wollen nun diese Einöde erobern, weil sie vermutlich so große Schätze verspricht – im Film finden wir uns jedoch 3.000 km weiter in der Schlacht von Tours und Poitiers wieder. Mit größter Selbstverständlich-

keit werden Zahlen, Taktik und Zweck erfunden, in diesem Fall unter der Aufsicht englischer und amerikanischer Forscher erlogen und als bare Münze dargeboten: Die Moslems rückten mit 50.000 Mann an, die Franken, die auch Langobarden und Sachsen in ihren Reihen zählen, stehen mit ihrem Heer von 15.000 Mann bereit. Einen Kilometer breit ist ihre Schlachtreihe gewesen, und fünf Mann tief – es muss einen kenntnisreichen Kriegsberichtserstatter direkt vor Ort gegeben haben, dessen Aufzeichnungen erst 2013 gefunden worden sind. Die viel besser ausgerüsteten Sarazenen greifen mit ihrer Reiterei an, während Karl Martell auf sein Fußvolk vertraut. Während es dem Feind standhält, lässt Karl seine aquitanische Reiterei das Schlachtfeld umgehen und den Tross attackieren, der neben Lebensmitteln auch die bereits erbeuteten Schätze mit sich führt. Indem die Franken im feindlichen Lager hausen, hätten sie – so der kundige Kriegsberichtserstatter – die Schlange keineswegs am Schwanz, sondern am Kopf gepackt. Der um seine Fourage mehr als um die Glaubensausbreitung besorgte Sarazene lässt zum Rückzug blasen, worauf die Franken alle niedermetzeln. Gezeigt wird die übliche ‘Seife’ aus Kommentaren von ein, zwei Expertensätzen und illustrativen, nachgestellten Szenen. So erfährt man, dass die Franken damals und später auch zu des großen Karls Zeiten hohe Helme trugen, die wie eiserne Mitren aussehen – es könnte freilich so gewesen sein, weil wir keinen einzigen zeitgenössischen Helm kennen. Keiner der beiden Karle, also weder Großvater noch Enkel, trägt ein Kettenhemd, sondern eher Harnische aus kleinen Platten, doch anders gefertigt als in Film Nr. 1.

So also war das mit Tours und Poitiers. Der Weg ist bereitet für den großen Karl. Er tritt anfangs glattrasiert auf, dann mit Kinnbart wie Johannes Fried. Er lässt die Sachsen aufs Grausamste massa., nein missionieren, widmet sich seinen Beischläferinnen und darf – eine Premiere – mit der Kutsche fahren. Nachdem sich die deutschen Karlsexperten darauf verständigt haben, dass er mit 66 Jahren gestorben sei, darf er hier doch – gemäß Einhard – 72 Jahre alt werden.

Bereits zu seinen Lebzeiten plündern die Wikinger Klöster und Städte. Weil sie alle Münzen zusammenraffen, sind leider für Bevölkerung und Forscher keine mehr übrig geblieben – schon wieder droht die Tauschwirtschaft. Doch Albert the Great tritt ihnen als würdige Gestalt entgegen; seine Krone ist mit Bourbonenlilien geschmückt und beeindruckt die Brandschatzer. Und so endigt ein Jahrtausend der brutalen Eroberungen. Die Zuschauer sind erschüttert, was einst für Kriege zwischen Christentum, Heidentum und Islam gewütet haben.

„In ZDF-History entführt das Team um Guido Knopp den Zuschauer zurück in die Zeitgeschichte. Die bedeutendsten Ereignisse der *Neuzeit* werden rekapituliert, recherchiert und neu aufgearbeitet. Dabei wird Ge-

schichte verständlich und anschaulich erklärt und greifbar gemacht. Nicht nur lehrreich sondern unterhaltsam und spannend. Eine exzellente Mischung und genau das Richtige für Neugierige...“ [tcsshow; Hvhg. HI]

Neuzeit also. Das wird sicher stimmen, weil ja auch die Scheiterhaufen für die eingangs genannten Hexen fast alle erst nach 1486 angezündet worden sind, nach Erscheinen des *Hexenhammers* von Jakob Sprenger und Heinrich Kramer (d.i. Henricus Institoris).

Ebenfalls bei **Phönix** hat es eine ganz große Diskussion gegeben, die zweifellos ins Mark getroffen hat, aber dem Berichterstatter entgangen ist:

Phönix 23. 02. 2014, 13:05: *History live · Karl der Große - ein Franzose?*
Prof. Guido Knopp diskutiert mit

- Stefan Weinfurter, Historiker und Mittelalter-Spezialist
- Pierre Monnet, Direktor des l’Institut Français d’Histoire in Frankfurt
- Martina Hartmann, Leiterin des Lehrstuhls für mittelalterliche Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München

„Doch was waren die konkreten Errungenschaften der Herrschaft Karls des Großen? Wie waren die gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, rechtlichen und religiösen Verhältnisse seiner Zeit? Wie kam es, dass die Nationalsozialisten in Karl dem Großen ein Vorbild sahen? Und geht der europäische Gedanke auf das Frankenreich Karls des Großen zurück? War er mehr Deutscher, mehr Franzose oder eher Europäer?“

Johannes Fried bei Alexander Kluge

Nachdem Alexander *Kluge* in der Vergangenheit der von FRIED kritisierten und als solche apostrophierten „Karlsruhe“ wiederholt Vorschub geleistet hat, indem er mich vor die Kamera seiner Sendepattform *dctp* geholt hatte, durfte der Zuschauer gespannt sein, ob FRIED bei einem ebensolchen Interview darauf antworten musste [Kluge 2014]. Doch es folgte kein einzige ‘peinliche’ Frage, sondern Kluge gab dem Mediävisten Gelegenheit, sein Wissen über die damalige Welt auszubreiten. Dieses Wissen ist deutlich begrenzt, wie FRIED freimütig einräumte, etwa mit der lakonischen Antwort auf die vielen, von *Kluge* herbeigewünschten Quellen: „Nicht so viele.“ Insofern wurde etwa bei den Badegewohnheiten gleich die Grenze zur freien Spekulation überschritten. Den einzigen Hinweis auf sie gibt Einhard [c. 22] in zwei Sätzen:

„Er lud nicht nur seine Söhne, sondern auch Adelige und Freunde, manchmal sogar sein Gefolge und seine Leibwache zum Baden ein. Oft badeten mehr als hundert Leute mit ihm.“

Für FRIED und *Kluge* ergab sich daraus das Flair eines türkischen Bades mit einem „relativ großen Becken“, bei dem offen bleiben musste, ob es von

Franken gebaut worden war oder noch von den Römern stammte. Der Archäologe – den FRIED selten bemühte – konnte dieses Problem nicht lösen. (Dazu hat HORST BREDEKAMP einen eigenen Text verfasst, der auf S. 45 gewürdigt wird.) Bei der Frage nach dem persönlichen Schutz des Kaisers war FRIED die Erwähnung der Leibwache durch Einhard nicht präsent; er bewegte sich im Ungefähren: „vermutlich hatte er gewisse Leibwächter“.

Generell bescheinigte Deutschlands Mediävist Nr. 1 dem Frankenreich eine Infrastruktur und Logistik, die – eigentlich – niemals das zulassen konnte, was man dem großen Feldherrn zuschreibt. Da waren die Städte nach der Römerzeit winzig klein geworden, beschränkte sich doch laut FRIED beispielgebend das frühmittelalterliche Arles allein auf die römische Arena. Immerhin lässt sich – nach den Pestzeiten des 6. und 7. Jh., deren Folgen für das Frankenreich völlig im Dunklen liegen – ein Bevölkerungszuwachs vermuten, weil im 9. Jh. nicht mehr nur von Huben, sondern auch von Viertelhuben die Rede sei. (Die Hube oder Hufe war die Fläche, die mit einem einzigen Pflug, also von einer Familie bestellt werden konnte. Die mögliche Gleichsetzung mit 30 Morgen verrät noch nichts über die tatsächliche Fläche, hing sie doch von der Pflügeleistung der Tiere ebenso ab wie von der Fruchtbarkeit des Bodens.)

Weiter erläuterte FRIED, dass zwar die Römerstraßen noch existierten, doch in welchem Zustand? Wer da keinen Straßenmeister beschäftigte, der die Strecken abging und rechtzeitig Reparaturen ausführen ließ, der hätte bereits nach zehn Jahren kaum noch benutzbare Straßen. (Dass die Schriftquellen von keiner einzigen Reparatur sprechen, ließ er unerwähnt.) Auf diesen dauerhaft schadensfreien Straßen hätten sich die Heere bewegt, die allerdings kaum mobil waren. Denn FRIED erläuterte, dass die Lebensmittelversorgung vom Heer auch für drei Monate mitgeführt werden musste, was einen gewaltigen Bedarf an Ochsenkarren erzeugte. Da der frühmittelalterliche Ochse gerade mal 15 km, selten genug 20 km am Tage zurücklegt, lässt sich abseits der Sendung – (s. S. 111) – ausrechnen, wie man sich die Heereszüge bis Zaragoza (heute 1.500 km in einer Richtung) oder bis Salerno (fast 1.700 km) vorstellen muss: als auf der Stelle tretenden Heerwurm, bei dem die gemächlich mampfenden und wiederkäuenden Ochsen bereits an ihrem eigenen Futter genug zu ziehen haben.

Da ist es dann doch viel einfacher, die Fehlstellen der schriftlichen Überlieferung zu kaschieren, indem man motiviert, warum Karl das christliche Pamplona überfallen habe – er brauchte doch die Plünderungsbeute, um den völlig sinnlosen, vor Saragossa/Zaragoza gescheiterten Angriff zu finanzieren, der sicher allzu schlechten Informationen geschuldet war und deshalb auf dem Rückweg auch der Vergeltung der Basken zum Opfer fiel, worauf die Rolandsage aufbaut, von der in aquitanischen Texten erste Brocken im 11. Jh.

zu finden sind, die gesamte Sage dann ab 1100, wobei vieles subsumiert worden sei, das mit dem Kern der Sage nichts zu tun habe etc. etc. Über all das muss allerdings nicht mehr argumentiert werden, wenn das Heer niemals Nordspanien erreicht haben konnte.

Natürlich ist auch von *Kluge* und FRIED über die Gebeine Karls im Aachener Schrein gesprochen worden – deren Länge FRIED mit etwa 1,81 m oder 1,82 m taxierte – und über die Körpergröße der fränkischen Unter- wie Oberschicht, die dank häufigeren Fleischgenusses sicher 10 cm größer gewesen sei als das Fußvolk. Aber auch hier sind alle Begründungen und Ergänzungen überflüssig, ist sich doch FRIED nicht einmal sicher, dass es sich um die richtigen Gebeine Karls handelt. Denn in den Schriftquellen werde zwar erwähnt, wie das Grab vor den brandschatzenden Wikingern in Sicherheit gebracht worden sei, aber nirgends sei die Rede davon, dass sie zurückgebracht worden wären.

Ganz ähnlich sieht es aus mit der Volksbildung. Natürlich habe es nicht nur für die späteren Geistlichen, sondern auch für Laien Schulen gegeben – für diese Bildungsinitiative bürge gerade Einhard, der ja kein Kleriker gewesen sei (als weißer Rabe unter allen Mönchen). Allerdings hätte es von derartigen externen Schulen „weniger als gedacht“ gegeben, womit sich die Kulturbemühungen Karls um sein Volk stark relativieren.

Vertieft wurde das Problem von Karls 'Krankheit zum Tode'. Es ging allerdings nicht um die von Einhard berichtete Pleuritis, sondern um die beängstigenden Vorzeichen, die Karl umdräuten. Man dürfe nicht denken, er habe einen Schlaganfall beim Reiten erlitten, wegen dem er dann ein Bein nachzog. Nein, nein, vielmehr sei zu beachten, dass er vor dem Sturz vom Pferd einen Feuerstrahl über den klaren Himmel blitzen sah, worauf ihm die Lanze gleich um mehrere Meter aus der Hand gefallen sei [Einhard, c. 32]. Er, FRIED, habe Erkundigungen eingezogen und dürfe nun mit Fug und Recht als seine eigene Entdeckung präsentieren, dass es sich um einen epileptischen Anfall gehandelt habe. (Da wäre in Parenthese anzufügen, dass er mit dieser Deutung Karl – unausgesprochen – in die Reihe derer einreichte, die von der „heiligen Krankheit“ stigmatisiert waren, wie Alexander, Caesar oder Paulus, Jeanne d'Arc oder Napoleon. Allerdings hat FRIED vielleicht nicht berücksichtigt, dass im Mittelalter derartige Anfälle als göttliche Strafe gesehen werden konnten, die einen harten Exorzismus verlangte.)

Bemerkenswert erscheint dem Rezensenten, dass FRIED einmal mehr betonte, dass Karl und sein Hof apokalyptischen Gedanken anhängen. Der Gelehrte bezog sich diesmal weniger auf die Kalkulation des Augustinus, als auf die des Hieronymus (vgl. S. 25 f.), die das Weltende für das Jahr 800 bzw. für den ersten Tag des Jahres 801 befürchten ließ. Aber auch hier ging er der Konsequenz seines eigenen Denkens aus dem Weg: Er vermied jede

Überlegung zu der Unwahrscheinlichkeit, dass eine Vorausberechnung aus dem frühen 4. Jh. taggenau mit Karls Krönung in Rom bestätigt wird. Diese Unwahrscheinlichkeit lässt alle Gedanken zu Karl, zu seiner Krönung und zu seinem Kaiserzeit genauso obsolet erscheinen, wie die Trägheit der Ochsen jeden Feldzug Karls ad absurdum führt.

Insofern war es denn doch eine erhellende Dreiviertelstunde, in der FRIED – ganz gegen seine Intention – der „Karlsruhe“ massiv Vorschub leistete.

P.S.

Am 22. 02. hat sich meines Wissens nach zum ersten Mal ein russischer TV-Kanal für das erfundene Mittelalter interessiert. Auf *ChannelProXima* gab es die Sendung „*Voina Mirov*“ s *Igorem Prokopenko* „*Bitva vremen*“. Hier ging es um die Frage, ob die Geburt Jesu tatsächlich 2014 Jahre zurückliege und ob es eine Kalenderfälschung gegeben habe. Hier konnte ich das erfundene Mittelalter zunächst während 12 min reiner Interview-Zeit vertreten und wurde dann bis zum Schluss, über 45 min hinweg, immer wieder eingeblendet. Der Inhalt der Sendung ist mir aus sprachlichen Gründen nicht zugänglich.

Medien

Clot, André (21991): *Harun-al-Raschid · Kalif von Bagdad*; München

karlspreis = http://www.karlspreis.de/aktuelles/veranstaltungen/veranstaltungsdetails/article/dienstag-16042013-ab-1000-uhr.html?no_cache=1

kathwb = Aachen: Große Events zum Gedenkjahr für Karl den Großen; *Katholische Presseagentur Österreich*; 23. 01.

<http://www.kathweb.at/site/nachrichten/database/60137.html>

Kluge, Alexander (Interviewer): Karl der Große · Prof. Dr. Johannes Fried über den fernen Kaiser; *dctp, News & Stories, sat1*, 10. 02. 00:25

phoenix = http://www.phoenix.de/content/phoenix/die_sendungen/zdf_history:_mit_f_euer_und_schwert_/784168?datum=2014-01-11

tcshow = <http://www.save.tv/STV/S/obj/TC/tcshow.cfm?PK=7875884&>

Voina Mirov s. https://www.youtube.com/watch?v=g3gk77B_V7Y

Aachen: Macht hoch die Tür! Es kommt der Herr der Herrlichkeit

Heribert Illig

In Aachen wurde eine Woche vor dem magischen Datum 28. 01. ein großer Auftritt für den großen Karl und seinen Dombaumeister inszeniert worden:

„Die Kaisertür

In Aachen ist eine Tür aufgetaucht, die Kaiser Karl der Große höchstpersönlich noch geöffnet haben soll. »Es ist Karls Tür, er hat sie in der Hand gehabt und ist da durchgegangen«, sagt Helmut Mainz, der Aachener Dombaumeister. Sie ist in einem Keller entdeckt worden, wo man sie vor etwa hundert Jahren nach etwa 1100-jährigem Verschleiß deponiert hatte. Das Holz stamme von einem Baum, der zwischen 766 und 880 gefällt wurde. Karl starb im Jahr 814. Für Dombaumeister Mainz ist ein weiteres Indiz für die Authentizität, dass die Tür 1,92 Meter hoch ist und Karl außergewöhnlich groß gewesen sein soll“ [DPA, SZ].



Karls Tür [*Super
Sonntag, Aachen*]

Eigentlich hätte man einen Bediensteten an der Klinke erwartet, aber auf keinen Fall, dass der Kaiser einfach das Türblatt durchdrungen hat. Dieses Türblatt ist wohlbekannt. Königshalle und Dom verbindend, wurde es 1912 aus den Angeln gehoben, abgestellt und 1940 vom damaligen Dombaumeister Joseph BUCHKREMER als Deutschlands älteste – karolingische – Tür beschrieben. Größe 192 x 1,06 m, mit geschmiedeten Beschlägen und Holzdübeln. Wenn der Fachmann hinsieht, bemerkt er, dass das Türblatt nicht immer so derb, wie eine Stalltür ausgesehen hat. Zu Kaisers Zeiten war es vornehm mit Leder überzogen, wie Materialreste noch belegen.

MAINTZ ließ zum großen Jubiläum das Türblatt datieren und dann ein paar Tage lang in der Schatzkammer ausstellen. Die mit Spannung erwarteten Ergebnisse der dendrochronologischen Untersuchung der Eichenbretter durch das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Köln versetzten den Dombaumeister in Hochstimmung. Die Tür ist nicht nur echt, sondern von genau passendem Alter. „Vermutlich wurde der Baum, aus dem man sie gefertigt hat, in der Zeit zwischen 766 und 850 geschlagen“, berichtet er. Respekt für das Labor, das aus den wenigen Jahresringen, die jedes der vier Bretter an seiner Stirnseite zeigt, eine Dendro-Datierung gewinnen konnte.

Auch wenn das anfänglich sogar bis 880 reichende Zeitintervall wohl wegen eines Schreibfehlers schnell auf 850 eingeeengt worden ist, bleibt die Frage, wieso dieses Holz mit 42-prozentiger Wahrscheinlichkeit *nach* Karls Tod weitergewachsen und trotzdem von ihm als Tür genutzt worden ist. Doch wir wissen bereits von der Datierung der anderen Holzrelikte aus dem Dom – Fundamentpfähle und Ringankerrest –, dass man in Aachen vollauf zufrieden ist, wenn wenigstens ein Extremwert des Konfidenzintervalls mit schriftlich tradierten Daten in Einklang zu bringen ist.

Wo diese Kontaktreliquie – schließlich scheint Karl höchstpersönlich das Holz berührt zu haben – in Zukunft aufbewahrt wird, scheint noch offen zu sein. Dabei drängt sich ihr dauernder Verbleib in der Schatzkammer geradezu auf. Der Kontrast zwischen all den kostbaren Zimelien und den rohen Eichenbrettern wäre unüberbietbar.

Diplomaten müssen jetzt allerdings aufpassen: Wer von ihnen an der Hohen Pforte akkreditiert wurde, durfte früher in Istanbul amtieren und residieren. In Zukunft könnte er sich in Aachen wiederfinden.

Literatur

- DPA, SZ (2014): Die Kaisertür; unter Nachrichten, unter Feuilleton; SZ, 22. 01.
Rother, Sabine (2014): Forscher sicher: Karl der Große ging täglich durch diese Tür; *Aachener Zeitung newsletter*; 21.01
Super Sonntag Aachen, 26. 01.;
http://epaper.supersonntag.de/ausgaben/gen_artikeljpg_start.php?datum20140126&wfn = Die Tür Karls des Großen; *Westfälische Nachrichten*, 22. 01. HI

Hammaburg – Hamburg – Humburg ?

Wie mit Gewalt karolingisiert wird

Heribert Illig

Es geschieht Seltsames nahe der Süderelbe. Dort steht das Archäologische Museum, früher als Helms-Museum in Hamburg-Harburg bekannt. Sein Direktor, Prof. Rainer-Maria WEISS startet im Januar einen Überraschungs-Coup 'aus der Rückhand'. Der Ausdruck mag zutreffen, weil die Grabung auf dem Domplatz bereits mit dem Nikolaustag des Jahres 2006 abgeschlossen worden ist, also vor gut sieben Jahren. Er gibt am 25. 01. ein verblüffendes Interview – also nur drei Tage vor dem 1200. Todestag Karls, als wolle er den Aachenern zuvorkommen, ihnen die Show mit der von Karl gegründeten Hammaburg stehen – gewissermaßen: Burg schlägt Türblatt. Dazu gehört auch die Ankündigung, ab Oktober eine Ausstellung zum Thema *Mythos Hammaburg - Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs* zu präsentieren. Dieses Interview im *Hamburger Abendblatt* wird hier gekürzt wiedergegeben (die Fragen von Matthias Gretzschel und Sven Kummereincke stehen in *Kursive*, der Name „Weiss“ am Beginn jedes Statements ist hier entfallen):

„Herr Professor Weiss, gab es einen Moment, in dem ihnen klar wurde, dass Sie die Hammaburg tatsächlich entdeckt haben?“

Diesen Moment gab es tatsächlich, allerdings nicht zum Ende der Grabung. Damals haben wir unser Werkzeug am Domplatz wieder eingepackt und uns gedacht: Schade, war mal wieder nichts. Der große Moment kam für mich erst, als ich vor anderthalb Jahren das noch nicht ganz fertige Manuskript der Grabungsergebnisse von Grabungsleiter Karsten Kablitz durchsah und auf einmal feststellte, dass es da völlig unerwartete Ergebnisse gab.

Warum waren Sie am Ende der Grabungen enttäuscht?

Zunächst schien es nicht viel Neues zu geben. Die Anlage, die Reinhard Schindler in den 1950er-Jahren für die Hammaburg gehalten hatte, war in Wirklichkeit 100 Jahre jünger, was wir ja schon wussten. Und auch die Datierung der Grabung aus den 1980-Jahren, die eine ältere Befestigungsanlage auf das 6. und 7. Jahrhundert datierte, schien sich zu bestätigen. Mit anderen Worten: In der Ansgar-Zeit, also in dem für Hamburg so wichtigen 9. Jahrhundert, klaffte noch immer eine Lücke. Die Hoffnung auf die Hammaburg hatte also wieder getrogen, und auch das Fundmaterial für das neunte Jahrhundert war sehr spärlich.

Und doch gab es eine Sensation, die die Beteiligten zunächst gar nicht so sahen. Waren sie vielleicht zu dicht dran?

Das ist nicht ganz falsch: Karsten Kablitz hat die Anlage in seiner Auswertung der Grabungsergebnisse zwar in die Ansgar-Zeit datiert, sich aber nicht getraut, sie mit der Hammaburg zu identifizieren. [...] Die Anlage war ihm zu klein, vor allem fehlte ihm die Kirche Ansgars, die er nach der schriftlichen Überlieferung im Inneren der Wallanlage zu erwarten glaubte. Hinzu kommt vielleicht eine gewisse Scheu vor der forschungsgeschichtlichen Verantwortung [...]

Als Sie sicher waren, die ansgarzeitliche Hammaburg endlich lokalisieren zu können, war das der glücklichste Moment Ihres Berufslebens?

Nein, aber der wichtigste Tag meiner Hamburger Tätigkeit als Landesarchäologe ganz bestimmt. [...] Zunächst bin ich mit meiner Interpretation bei den Fachkollegen auf tiefe Skepsis gestoßen, sowohl bei den Kollegen der Denkmalpflege als auch beim Ausgräber selbst.

Trotzdem haben Sie sich ganz schön weit aus dem Fenster gelehnt.

Das konnte ich aber erst, nachdem wir die Thesen auf einem großen interdisziplinären und internationalen Symposium diskutiert hatten. Allerdings haben wir schon vorher die Ergebnisse noch einmal vertieft, haben historische Vergleiche gezogen und die Keramik genau analysiert. Und das alles konnten wir auf unserem Symposium im Dezember 2013 einem großen Kollegenkreis zur Diskussion stellen.

Daran waren nicht nur Archäologen, sondern auch Historiker beteiligt. [...] Wie hat die Hammaburg ausgesehen? Wie viele Menschen haben da gelebt?

Kristallisationspunkt war eine sehr bescheidene Befestigungsanlage, die einen Durchmesser von nicht mehr als 50 Meter hatte. Das war die Hammaburg 1. [...] Neben dieser Burg gab es auch ein paar bescheidene Häuschen.

Von wie vielen Menschen kann man hier ausgehen?

Von höchstens 100, wenn denn alle da waren. Das waren der Burgherr mit seinem Gefolge und die Händler. Wir wissen noch nicht einmal, ob es Familien gegeben hat, Kinderspielzeug haben wir jedenfalls nicht gefunden. Auch dass keine Gräber aufgetaucht sind deutet für die frühe Zeit auf eine Händlersiedlung mit zeitweiligem Charakter hin. [...] Allerdings dürfte es erst im 9. Jahrhundert eine permanente Besiedlung gegeben haben. Dafür gibt es in der spärlichen Literatur Belege.

Zum Beispiel?

Etwa der Hinweis darauf, dass Graf Bernhard, der Burgherr, wohl aus dem Geschlecht der Billunger, beim Wikingerüberfall gerade nicht anwesend war. Warum war er nicht da? Vielleicht, weil er mehrere Burgen hat-

te, zwischen denen er gependelt ist. [...] Die Historiker schätzen, dass Ansgar in den zwölf Jahren seiner Hamburger Zeit insgesamt wahrscheinlich nicht mehr als zehn Tage wirklich vor Ort war.

Wir haben eine relativ kleine Anlage von einem Durchmesser von nicht mehr als 50 Metern, die dann um 800 auf etwa 75 Meter vergrößert wird. Das war der erste Wachstumsschub von Hamburg?

Ja, das gehört zu den neuen Erkenntnissen, dass wir es nicht mit einer einphasigen Doppelkreisgrabenanlage zu tun haben, sondern mit der Erweiterung einer älteren Anlage, die früher kleiner war. Und diese Erweiterung geschah kurz vor oder in der Ansgar-Zeit. [...]

War die Hammaburg damals überhaupt so bedeutend? Es gab nahe der Elbe doch viele Burgen, teilweise auch mit Siedlungen.

[...] Man kennt die Burgen wie den Süllberg, die Mellingsburg oder die Rönneburg, kennt aber weder deren Chronologie noch deren Umfeld. [...] Wir können aber sagen, dass die Hammaburg in ein ganzes Netz von Burgen einbezogen war, die jeweils nur acht bis elf Kilometer voneinander entfernt lagen. [...]

Der Kirchenbau durch Ansgar ist literarisch fassbar, aber eben nicht archäologisch. Da ist von einem Kloster die Rede, das sollte man sich aber nicht besonders großartig vorstellen. [...]

Die Hammaburg ohne Kirche, geht das überhaupt?

Das heißt ja nicht, dass sie dort nicht gewesen sein kann. Es kann sein, dass dieses Kirchlein so fragil gebaut war, dass es aufgrund der späteren Planierungen keine Spuren in der Burg hinterlassen hat. Aber auf unserem Symposium vertraten die Historiker die Meinung, dass man die Quellen gar nicht so interpretieren muss, dass sich die Kirche innerhalb der Burg befunden haben muss.

Wo denn sonst?

Sie kann sich neben der Hammaburg, sozusagen in Sichtweite der Burg befunden haben. Da wir in diesem Bereich viel ausgegraben haben und kaum noch Plätze dafür infrage kommen, vermuten wir, dass Ansgars Kirche auf dem Areal der heutigen Hauptkirche St. Petri gestanden hat. [...]

Aber warum sollte die Kirche nicht im Schutz der Burg gestanden haben, es waren doch gefährliche Zeiten?

So gefährlich waren die Zeiten nun auch wieder nicht. [...] Dafür spricht auch, dass selbst die zweite Hammaburg aus dem frühen 9. Jahrhundert keine Wallanlagen hatte, sondern nur mit Gräben und Palisaden abgesichert war. Erst mit der Zeit, als die Zahl der Überfälle zunahm, hat man sich stärker abgesichert – bis hin zum Heidenwall, der dann den ganzen Geestsporn abgeriegelt hat. Aber im 9. Jahrhundert hat es offenbar völlig ausgereicht, die Kirche neben die Burg zu setzen.

Der Wikingerüberfall von 845 ist historisch belegt, lässt er sich auch archäologisch nachweisen?

[...] Ein solches Ereignis, wenn es überhaupt drei Tage lang gedauert hat, muss sich nicht archäologisch niederschlagen. [...] Man hat anschließend auf den Ruinen und dem eingeebneten Burgareal weiter gesiedelt, aber erst einmal circa 50 Jahre lang keine Burganlage mehr gebaut. Diese Siedlungsreste finden wir über den Resten der Burg zwei und unter den Resten der später erbauten, 140 Meter durchmessenden Anlage. Also wissen wir, dass es zwischen etwa 850 und 900 eine großflächige Siedlungsschicht gab, der wir aber keine Burganlage zuordnen können. In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts war die Siedlung größer, auch der Hafen wurde ausgebaut, trotzdem lebten auch damals wohl nur etwa 200 Menschen hier.

Die ersten umfangreichen Grabungen fanden erst nach dem Zweiten Weltkrieg statt.

Ja, in den 1950er-Jahren mit Reinhard Schindler [...] Schon ganz am Anfang entdeckte Schindler den gewaltigen Graben und Wall der Burg drei, die er damals für die Hammaburg hielt. Da die Analysemethoden noch nicht so weit entwickelt waren, hat er das Fundmaterial auf das 9. Jahrhundert datiert, aus damaliger Sicht absolut korrekt. [...]

Wann wurde diese These erschüttert?

Das geschah erst bei der Grabung in den 1980-Jahren, als man Schindlers Burg ins 10. Jahrhundert umdatieren musste. Das ergab die inzwischen deutlich verbesserte Analyse der Keramik. Im weiteren Verlauf entdeckte man im Kern der schindlerschen Anlage die Doppelkreisgrabenanlage, die man auf das 5. oder 6. Jahrhundert datierte. Damit gab es eine Lücke zwischen dem 6. und dem 10. Jahrhundert. Die Ansgar-Zeit war verschwunden. [...]

Sie haben ja die These aufgestellt, dass Hamburgs Frühgeschichte in Teilen neu geschrieben werden muss. Können Sie das noch einmal auf den Punkt bringen?

Zunächst einmal: Hamburg ist eben nicht als planmäßige Reichsgründung Karls des Großen entstanden. [...] Punkt 2: Erstmals ist es dank der neuen Grabungsergebnisse möglich, Hamburgs Frühgeschichte von der ersten Burganlage bis zur Gegenwart lückenlos nachzuweisen. Punkt 3: Auch die Idee, dass Hamburg eine bischöfliche Gründung von Ansgar war, ist nicht mehr haltbar. Ansgar kam bereits in eine feste und gesicherte Infrastruktur.“

Die erste Hammaburg-Initiative durch WEISS

Das ist eine ganz erstaunliche Geschichte, an der als erstes auffällt, dass WEISS wesentliche Ereignisse übergeht [vgl. Illig 2007, 213-217]. 2002 betonte

Ralf BUSCH als damaliger Museumsleiter: „Auch die Hammaburg [...] ist uns archäologisch abhanden gekommen“ [ebd. 214]. Am Ende der Grabung, am 6. 12. 2006 teilte Grabungsleiter KABLITZ der Presse mit: „Entgegen älterer Annahmen befindet sich die Burganlage definitiv nicht auf dem Domplatz“ [ebd.]. Das Volk stöhnte auf. „Die Hamburger aber sind verzweifelt. Denn inoffiziell hieß die Mission stets »Suche nach der Hammaburg«“ [ebd. 215]. Deus ex machina, zum ersten: Am 12. 12. 2006 teilte Museumsdirektor WEISS der beglückten Öffentlichkeit mit:

„Das war ein richtiges Nikolaus-Geschenk [...] Und tatsächlich fanden die Wissenschaftler dort [unter einem Toilettenhäuschen; HI], was sie suchten: Einen komplett erhaltenen Siedlungshorizont aus mehreren Lehmschichten, mit Wallanlagen, Brandspuren und Holzerhaltungen. »Jetzt haben wir eindeutige Spuren, um zu klären, ob es sich um die Hammaburg handelt«, sagt Grabungsleiter Karsten Kablitz“ [ebd. 215].

Ein Journalist setzt so fort:

„Auf der Suche nach den Quellen der Erfolgsmeldungen und Durchhalteparolen landet man bei Kablitz' Vorgesetzten. Hamburgs Landesarchäologe Rainer-Maria Weiss stellt sich dem gewachsenen Frust mit gesteigertem Zweckoptimismus entgegen. er möchte »jetzt noch mal genau wissen, ob es nicht vielleicht doch die Hammaburg sein könnte«. [...] Seine Hoffnung stützt sich auf noch ausstehende C14-Datierungen“ [ebd. 217].

Dabei „hat sich der Erkenntnisstand der Wissenschaftler in den Dezembertagen nicht verändert“ [ebd. 215], also im Dezember 2006.

„Heute ist Karsten Kablitz es leid, ständig mit Dementi zu reagieren, wenn jemand erneut die Hammaburg auf den Domplatz stellen möchte. »Einer behauptet was. Ich werde dann gefragt, woran man das sieht, und kann nur sagen: Man erkennt an den Verfärbungen des Untergrunds den Verlauf der Domburg.« Er habe, gab er auf einem abschließenden Pressetermin zu verstehen, »keine Veranlassung zur Hoffnung auf die Hammaburg hier an dieser Stelle«“ [ebd. 216 f.].

Es dauerte ein volles Jahr. Dann trat am 12. 12. 2007 nicht Direktor WEISS vor die Presse, sondern Beate TREDE als Sprecherin für das Museum: „die Tests haben ergeben, dass die Holzproben nicht aus der Zeit der Hammaburg stammen“ [vgl. Illig 2008, 422]. Damit war eigentlich die Gleichsetzung von Domplatz und Hammaburg endgültig erledigt. Eigentlich.

Von seinem aus Verzweiflung so energisch durchgeführten Vorstoß im Jahr 2006 scheint WEISS heute nichts mehr wissen. Das ist verständlich, würde doch damit deutlich, dass er bereits zum zweiten Mal über seinen Grabungsleiter hinweg die Hammaburg gefunden haben will, als ob er sich den wich-

tigste Tag seiner Hamburger Tätigkeit als Landesarchäologe selbst kreieren wolle. Deshalb muss hier genauer hingeschaut werden.

Rainer-Maria WEISS ist 1966 im oberbayerischen Neuburg an der Donau geboren worden. Der Archäologe kam über das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte nach Hamburg und wurde 2003 Direktor des Helms-Museums. 2005 hat er Karsten KABLITZ angestellt, einen „Quereinsteiger aus der WG mit später Berufung, bescheidenen akademischen Ehren (Magister) und vielen arbeitslosen Lebensphasen“, der „auf Spätmittelalter und Frühe Neuzeit spezialisiert“ ist [Nyary 2005]. Die Hamburger „wählten einen zähen Praktiker mit kriminalistischem Sinn, dem das Handfeste liegt, den keine Eitelkeit ablenkt und keine Pensionsansprüche vor der Zeit ermüden“ [ebd.]. Könnte es bei diesem maliziösen Lob sein, dass man einen guten Arbeiter wollte, der sich akademisch gesehen hinten anstellt, keine großen Ambitionen hat und bis zu seinem Vertragsende am 31. 03. 2007 still vor sich hin gräbt? Wir wissen es nicht, können aber ergänzen, dass der mittlerweile promovierte KABLITZ inzwischen ein eisenzeitliches Dorf auf der 200 km langen NEL-Erdgastrasse ausgräbt [Hesse]. Die von WEISS für Ende 2007/08 angekündigte Grabung bei St. Petri ist bislang nicht begonnen worden. „»Diese Kampagne schließt sich wunderbar an die Domplatz-Grabung an«, sagt Weiss“ [Gall] – so sie durchgeführt worden wäre. Ebenso wenig realisiert worden ist auf dem Domplatz das internationale Archäologie-Zentrum. 2013 ist der Museumsdirektor-Vertrag mit WEISS um weitere fünf Jahre verlängert worden.

Die archäologische Situation

WEISS drückt sich nicht besonders klar aus, wenn es um die Umdatierungen von Befunden geht. Seine Begründung zielt dahin, dass dank gemeinsamer Keramik- und Holzfunde an anderen Orten über die Dendrochronologie auch die Keramik viel genauer, „fast jahrgenau“ datiert werden könne. Der wesentliche Unterschied liegt darin, dass die früher im 5./6. oder 6./7. Jh. angesetzte Doppelkreisgrabenanlage in zwei Phasen aufgesplittet wird, von denen eine vor, die andere nach 800 angesetzt wird.

Was gibt es an archäologischen Spuren am Domhof? Zunächst die Einschätzung vor 2010:

- **Hammaburg 2:** nach 900 die palisadenbestückte Wall- und Grabenanlage des 10. Jh. mit 140 m Ø (VON SCHINDLER 1949–56 ergraben, von ihm noch als Hammaburg des 9. Jh. gesehen), mit dem Heidenwall;
- Ansgar-Zeit ohne archäologischen Befund,
- **Hammaburg 1:** Kreisgrabenanlage mit 50 m Ø, bei den Ausgrabungen von 1980–87 dem 6./7. Jh. (auch dem 5./6. Jh.) zugeschrieben, also ein sächsisches Fischerdorf.

Nun die aktuelle Einschätzung durch WEISS, der jetzt die „forschungsgeschichtliche Verantwortung“ trägt:

- **Hammaburg 3:** nach 900 Erweiterung mit Wall und Graben auf 140 m Ø und Hafenausbau, für 200 Menschen, Heidenwall gehört dazu;
- **burglose** Besiedlung zwischen 850 und ca. 900, möglicherweise erst jetzt permanent besiedelt.

Zerstörung (durch Wikinger 845?), danach Gelände einplaniert;

- **Hammaburg 2:** Weiss: „kurz vor oder in der Ansgarzeit“ (831–865) Erweiterung auf Ø 75 m Doppelkreisgrabenanlage ohne Wälle für maximal 200 Menschen. (Hier werden einige bislang dem 10. Jh. zugeschriebenen Funde zu solchen des frühen 9. Jh.)
- **Hammaburg 1:** ab spätem 8. Jh. (WEISS: „wahrscheinlich im 8. Jh.“), Doppelkreisgrabenanlage ohne Wälle mit Ø 50 m, für höchstens 100 Menschen, nicht ständig besiedelt. (Hier werden bislang dem 5./6. Jh. oder dem 6./7. Jh. – WEISS nennt beide Intervalle – zugeschriebene Befunde zu solchen des 8./9. Jh.) In der Nähe standen einige Häuschen.

Details dazu, warum die anfängliche Anlage vom 6. (oder sogar 5.) ins 8. Jh. gerückt und dann zweiphasig geworden ist, werden wir nicht erfahren, geht es doch hier um ¹⁴C-Messungen, die Außenstehende nur glauben können. Ein „Internationales Symposium“, besetzt mit 30 Archäologen, hat sich am 13./14. 12. 2013 in der *Patriotischen Gesellschaft* der Sicht von WEISS angeschlossen [Trede].

Nur keine Zweifel

Beachtlich ist das Niederhalten von Zweifeln. So staunen die Interviewer 2014 darüber, dass die 811 noch von Karl dem Großen in Auftrag gegebene Taufkirche nicht in der Burg gestanden habe. WEISS schließt das zwar nicht völlig aus – es wird wieder einmal Fragilität vorgeschützt, obwohl in Ansgars zweitem Bischofssitz, in Bremen seit 805 eine steinerne Kirche gebaut worden sei –, findet es aber ganz normal, dass in diesen überaus bewegten Zeiten, in denen die Franken 32 lange Jahre gegen die Sachsen angerannt und die Hammaburg schließlich als vorgeschobenen Außenposten gegen Slawen und/oder Dänen gegründet haben sollen, in denen außerdem laut *Reichsannalen* die Wikinger ab dem Jahr 800 die Nordseeküste bedrohten, weder Schutz für die Kirche noch überhaupt Wälle für das Dorf vorgesehen worden wären. Hätten die Wikinger Karl und seinem Nachfolger Ludwig Brief und Siegel gegeben, das Kaff am Fluss 40 Jahre lang nicht anzugreifen? Dieser Punkt spricht entschieden gegen die Umdatierung in die Zeit um 800!

Nun wäre Hamburg seit 831 Bistum, seit 832 Erzbistum gewesen – und bekanntlich hatte schon Karl dafür eine *civitas* als Voraussetzung verlangt,

ein römischer Begriff für die Gesamtheit der freien Bürger, bei Augustinus für den (Gottes-)Staat, ab dem frühen Mittelalter eine Bezeichnung für Stadt oder Gemeinde. Man kann sich über die Größe einer *civitas* streiten. Sicher ist, dass sie zeitweise weniger als 200 Menschen beherbergt hat, die über zwei Gräben hinweg zu ihrer fragilen Bischofskirche hinüberschauten, die zwischen „ein paar bescheidenen Häuschen“ ihr schutzloses Dasein fristete. Dieses Problem gibt es auch in Münster; auch dort rätselt man, ob ein sächsisches Fischerdorf im Sumpf dem Begriff *civitas* Genüge getan hat. Nun hätte man in Hammaburg die Bischofskirche sogar außerhalb der Gräben gebaut und keine Schutzwälle aufgehäuft. Außerdem sei der Burgherr außer Haus gewesen, als 845 die Wikinger das ‘Gehöft’ dermaßen brandschatzten, dass es keinerlei Zerstörungsspuren (!) hinterließ. Die hiesige *civitas* war also noch Jahrzehnte später nur ein zeitweise bewohnter und ‘regierter’ Ort? Immerhin scheint sie eine bemerkenswerte Eigenschaften besessen zu haben: „»Es gibt genügend Beispiele dafür, dass der Standort eines Doms im Laufe der Zeit gewandert ist«, argumentiert Weiss“ [Gall], weshalb Hamburgs Dom allmählich von St. Petri über eine Distanz von vielleicht 100 Meter Metern an seine gegenwärtige Position gelangt wäre.

Mit ebenso leichter Hand wird Ansgar seiner Eigenschaft enthoben, beim Ausbau der Hammaburg beteiligt gewesen zu sein. Er hätte jetzt eine bestehende Infrastruktur vorgefunden. Außerdem schwächeln die Urkunden:

„Theo Kölzer von der Universität Bonn hält die Urkunden, die den Missionar zum Erzbischof machten, für ver- oder sogar gefälscht. [...] In dessen [Ansgars] Zeit entbrannte womöglich ein Streit mit dem Erzbischof Köln um das Bistum Bremen, der sich durch geschickte Eingriffe in das spärliche Schrifttum entscheiden ließ, so Kölzer. So wurde Hamburg nachträglich zum Sitz eines Erzbischofs und schließlich zur Metropole des Nordens“ [Schrader].

Darf sich WEISS, darf sich Hamburg so nonchalant von Chroniken und Viten absetzen, wenn ihre Aussagen stören?

Wie steht es mit der Missionsarbeit des „Apostel des Nordens“? Obwohl er in zwölf Jahren keine zehn Tage in Hammaburg war, sondern immer als Missionar unterwegs, blieb das Wirken des päpstlichen Legats für Skandinavien, Dänen und Slawen völlig wirkungslos. Die Wikinger erledigten 845 nicht nur die Hammaburg, sondern auch Ansgars Missionsstationen – darunter Birka und Ribe – so gründlich, dass die Christianisierung Schwedens im 10. Jh. wieder ganz von neuem begonnen hätte. Dabei wäre Ansgar ab 851 dort neuerlich missionierend zu Gange gewesen und hätte sogar den dänischen König getauft. Aber das alles erwies sich als Schlag ins Wasser. Erst ca. 1008 wird mit Olof Skötkonung der erste schwedische König getauft [wiki → Olof Skötkonung], künden in der Folge Runensteine vom Christentum. Inso-

fern sind die Spuren von Ansgars Missionsarbeit im Norden verschwunden. Aus unserer Sicht ist klar, dass es sie nie gegeben hat. Nachdem die Missionsarbeit primär in der *Vita Anskarii* des Rimbert, dem Vertrauten Ansgars, geschildert wird [Hoops, 636 f.], der sie gleich nach Ansgars Tod, 865, geschrieben haben soll, ist dieser Hagiographie mit großer Vorsicht zu begegnen.

Seltsam ist auch die Beschreibung des „Nikolaus-Geschenkes“ durch WEISS: „Einen komplett erhaltenen Siedlungshorizont aus mehreren Lehm-schichten, mit Wallanlagen, Brandspuren und Holzerhaltungen.“ Das sollte damals die Hammaburg des 9. Jh. belegen. Aus heutiger Sicht sprächen die Wallanlagen eindeutig dafür, dass der Museumsdirektor im ersten Anlauf einen Teil von Hammaburg 3 zur von ihm gesuchten Hammaburg machen wollte. Hat deshalb die jetzige Funddatierung nichts mit der von 2006/07 zu tun? Doch WEISS klingt 2014 noch immer ganz ähnlich:

„Erdreste, gesammelt bei den verschiedenen Ausgrabungen am Domplatz, brachten unterm Mikroskop doch noch Klarheit in das Rätsel Hamma-burg. [...] Darin fanden sie [die Mitglieder des Forscher-Teams um Weiss] Hinweise auf Spuren von Befestigungsanlagen, Gräben und Wallresten. Eine kleine Sensation für die Geschichte der Stadt. »Es fühlt sich schon sehr gut an. Endlich ist die Hammaburg kein Mythos mehr«, sagt Weiss“ [Tschöpe].

Es geht also nicht um Stratigrafien oder Siedlungshorizonte, sondern immer noch um Wallanlagen. Es geht auch nicht um dendrochronologische Befunde, weil die im mikroskopischen Bereich nicht auftreten können. Es kann sich allenfalls um ¹⁴C-Messungen an winzigen Fundmengen handeln, wie ein Zeitungsbericht heuer bestätigte:

„So gehen die Holzreste einer doppelten Burgbefestigung nicht etwa auf das sechste oder siebte Jahrhundert zurück, sondern auf das achte. Damit sei klar, dass es sich bei der Anlage um die gesuchte Hammaburg handeln könnte. Anderes Material wiederum, das bislang auf das zehnte Jahrhun-dert datiert wurde, ist nachweislich älter und passt ebenfalls zur Theorie. Erstmals, so Weiss, stimmten die Funde nun mit den gesicherten schriftli-chen Überlieferungen überein“ [Wasmund, ebenso wie Lorenz].

Genau dieses Verfahren ist im Lauf des Jahres 2007 gescheitert. Nun werden derartige Resultate mit den ‘gesicherten’ schriftlichen Überlieferungen paral-lel geschaltet, indem man jahrelang teils verjüngt, teils veraltet hat. Und siehe da, welch’ Überraschung, erstmals stimmen Funde und Chroniken überein! Bereits 2006 wirkte der Hinweis auf die in letzter Stunde doch gefundene Hammaburg wie eine aus der Not geborene Fehlinformation. Mehr als sechs Jahre später fragt es sich umso dringlicher: Kann es sich bei ‘WEISS reloaded’ um etwas anderes handeln? Die Hammaburg – vielleicht kein Retorten-, wohl

aber ein Labor-Baby, zwangsweise gezeugt, künstlich geboren und jetzt mühsam am Leben gehalten?

Allerdings laufen bereits Initiativen, den Domplatz entsprechend zu gestalten, irgendetwas in Bronze zu gießen oder in Stein zu meißeln, damit erkennbar wird, dass hier – in bislang randständiger Lage – die Wiege der Hanse-Stadt gestanden habe [Balasko].

Literatur

- Balasko, Sascha (2014): Hamburgs unsichtbare Keimzelle auf dem Domplatz; *Hamburger Abendblatt*, 18. 03.
- Gall, Insa (2007): Suche nach der Hammaburg beginnt von vorn; *Die Welt*, 09. 07.
- Gretzschel, Matthias / Kummereincke, Sven (2014): Hamburg war vom ersten Tag an Stadt der Händler; *Hamburger Abendblatt*, 25. 01.
- hamburg-magazin (2014): Hammaburg entdeckt: Archäologisches Museum Hamburg plant spektakuläre Ausstellung; *hamburg-magazin.de*, 29. 01.
- Hesse, Stefan (2013): *Das Erdgas und die Eisenzeit*; veröffentlicht von Administrator am 08.07.2011 recte 2013. <http://archaeologie-row.de/?p=401>
- HM (2014): Archäologen sicher. Es ist doch die Hammaburg! *Hamburger Morgenpost*, 26. 01.
- Hoops, Johannes (Begründer, 2003): *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*. Bd. 24; Berlin. ↪ Rimbart, 636-638
- Illig, Heribert (2/2008): Hamburger Frust; in »Funde aus dem Frühmittelalter«; *Zeitensprünge* 20 (2) 421 f. innerhalb 419-423
- (1/2007): Die Misere der Mittelalter-Archäologie. Hamburg – Ingolstadt – Münster; *Zeitensprünge* 19 (1) 213-223
- Lorenz, Markus (2014): Hamburgs Geschichte wird neu geschrieben: Archäologe findet die Hammaburg; *Schleswig-Holstein-Courier*, 27. 01.
- Nyary, Josef (2005): Archäologe mit kriminalistischem Spürsinn; *Hamburger Abendblatt*, 12. 07.
- Schrader, Christopher (2014): Scherben unter dem Parkplatz. Archäologen sind mittlerweile überzeugt, den Ursprung Hamburgs gefunden zu haben. Die legendäre Hammaburg, aus der die spätere Hansestadt entstand, lag vermutlich an der Stelle des heutigen Domplatzes. Doch bleibt die Gründungsgeschichte umstritten; *SZ*, 24. 03.
- Trede, Beate (2014): Mythos Hammaburg Archäologisches Museum Hamburg veranstaltet Fachkolloquium zu den Anfängen Hamburgs; *Archäologisches Museum Hamburg*, 15. 01.
- Tschöpe, Tabea (2014): Rätsel um Hammaburg gelöst; *NDR*, 13. 02. <http://www.ndr.de/geschichte/schauplaetze/hammaburg101.html>
- Wasmund, Nico (2014): Hamburgs Ursprung - Archäologe findet die Hammaburg; *shz (Flensburger Tageblatt)*, 27. 01.
- wiki = *Wikipedia · Die freie Enzyklopädie*; <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↪ Artikel
- Willmann, Urs (2006): Daneben gegraben; *Die Zeit online*, 27. 12.

Mainz wie im Fasching

Der älteste Dom Deutschlands

Der nächste Jahrhundertfund, von Heribert Illig

Der Karlsbazillus geht um. Da erfreuen ab 25. Februar sensationelle Meldungen die Welt, wonach die zweitälteste Kirche Deutschlands und die einzige karolingische Kathedrale entdeckt worden seien. Das empfindet der Leser als mit ganz heißer Nadel produzierte, tagesaktuelle Meldung. Nachdem aber das Internet nur wenig vergisst, lassen sich dort Zeitungsartikel finden, die von diesen Funden schon im August letzten Jahres gesprochen haben [Funke, 27. 08. 2013]. Nachdem es hier nicht zuletzt um Stratigrafie geht, bietet sich auch eine schichtweise Darbietung an. Zunächst die historischen Gegebenheiten.

975 begann Bischof Willigis den **Mainzer Dom**. Bei der Einweihung, 1009, brannte das Bauwerk ab. Nachfolger Bardo ließe den Bau bis 1036 herichten und weihen. Nach einem neuerlichen Brand im Jahr 1081 ließ Heinrich IV. um 1100 erneut bauen. An diesem Bau wurde nach dem Tod des Kaisers, 1106, bis ins 13. Jh. weitergebaut [Henze, 411 f.]. So entstand das uns bekannte Gotteshaus.

Dicht neben dem Mainzer Dom steht der sogenannte **Alte Dom**, der bereits vor Willigis' Bau präsent war. Die offizielle Bezeichnung für ihn ist **St. Johannis**, eine Kirche (die seit dem frühen 19. Jh. der evangelischen Gemeinde zur Verfügung steht).

„Unmittelbar westl. des Domes gelegen, enthält sie Reste eines unter Erzbischof Hatto (891–913) entstandenen Kirchenbaues, vermutlich des älteren Domes vor dem Neubau durch Willigis. [...] Durch die Einfügung einer hölzernen Spitztonnenwölbung gelang es, die divergierenden Raumelemente des **im Kern erhaltenen hattonischen Langhauses** und des hochgot., stark erneuerten W-Chores, um 1360, in einer sinnvollen Einheit zusammenzufassen“ [Henze 1959, 421 f.; Hvhg. II].

Vielleicht schon beim Wiederaufbau, auf jeden Fall kurz danach ging man also von einem spätkarolingischen Bauwerk aus, unter Erzbischof Hatto (891–913) errichtet. Wohl Anfang 2010 wurden Sanierung und Ausgrabung des im Zweiten Weltkriegs schwer zerstörten und unzureichend restaurierten Bauwerks begonnen und laufen seitdem. Bereits 2013 wurden Grabungsdetails veröffentlicht.

„Der Fußboden der heute evangelischen Kirche St. Johannis ist der bereits siebte. Immer wieder wurde auf teilweise abenteuerlich dünnen Steinstickungen aufgebaut“;

das im Heizungskeller nachgewiesene Ursprungsgebäude dürfte römisch sein, vielleicht Zivilbau, vielleicht Tempel [Funke 2013]. Im Chor steht braune Erde und Kriegsschutt gute 3 m an; die Hatto-Zeit liegt in einer Tiefe von 2,65 m, weil in der Barockzeit der Boden weit aufgeschüttet worden ist, um die Stabilität der Wände zu sichern. Selbst im Heizungskeller gibt es Erkenntnisse:

„Unter dem »Hatto-Niveau« ist ein Boden aus fränkischer Zeit nachweisbar, und darunter noch einer. Und der steht auf römischem Abbruchschutt, der von »solidem Mauerwerk« stammt.“ [ebd.]

Soweit war das vor einem halben Jahr bereits bekannt.

Es muss ein Karlsbau werden

Ganz neu ist, dass nunmehr die lange bekannten Karolingerreste umdatiert werden. Da Hatto ein bestimmtes Fußbodenniveau zugewiesen wird, ergibt sich aus den noch tieferen Schichten – wer hätte das so dicht beim 28. 01. 2014 erwartet? – ein Karlsbau:

„Im sogenannten Alten Dom in Mainz [...] stecke »ein Uralt-*dom*«, der zu Zeiten Karls des Großen erbaut worden sei, sagte Dekan Andreas Klodt am Dienstag mit Blick auf erste Erkenntnisse neuer Grabungen. »Wir haben hier die älteste Kirche nach Trier in Deutschland.«

Prof. Matthias Untermann vom Institut für Europäische Kunstgeschichte in Heidelberg erklärte, dass sich karolingische Mauerreste vom Keller bis zum Dach zögen. »Das ist eine große Überraschung.« Die Fachwelt habe dies unterschätzt. Karl der Große war vor 1200 Jahren gestorben“ [dpa].

Das ist doppelt verwirrend. Warum sollte eine Kirche aus der Karlszeit plötzlich die zweitälteste Kirche Deutschlands sein? Ist denn bereits akzeptiert, dass die Aachener Pfalzkirche nicht mehr im Rennen ist, weil sie von unserer Seite dem 12. Jh. gutgeschrieben wird? Wohl kaum, aber im Überschwang der Gefühle kann man Aachen natürlich aus den Augen verlieren, genauso wie andere Kirchen, die gerne alt gesehen werden, etwa die Gnadenkapelle von Altötting. Zum anderen wirkt der letzte Satz des Zitates nicht besonders schlüssig, aber das ändert für die Involvierten nichts am Kern der Aussage:

„Landeskonservator Dr. Joachim Glatz: »Das Frühmittelalter ist bis ins Dachgebälk ablesbar. Das ist einzigartig. Im »alten Dom« steckt sozusagen der Uralt-Dom aus der Zeit Karls des Großen.«“ [Funke 2014].

Ein wirklicher Karlsbau wird es vielleicht nicht werden – oder doch? Denn es geht hier nicht um die feinen Architekturunterschiede zwischen mittleren und späten Karolingern. Für letztere gäbe es ohnehin praktisch kein Vergleichsmaterial, während der Abgleich mit der Romanik keine Unterschiede offenbart. Vielmehr sind wieder einmal Urkunden herangezogen worden. Vor Jahren galt noch:

„Unzweifelhaft hat man unter der Johanniskirche bemerkenswerte römische Mauerreste gefunden, die man bedenkenlos auf den Dom St. Martin bezog, da im heutigen St. Johannes feststellbare architektonische Charakteristika auf die Zeit um 900 bezogen und so mit der Nachricht Widukinds in Zusammenhang gebracht werden, wonach Erzbischof Hatto (891–913): *templum Maguntie nobili structura illustrabat*“ [Brühl 1990, 103; seine Hvhg.]

Es gibt aber auch noch ältere Urkunden. „Eine bezeugt die Kathedrale selbst erstmals im Jahre 819“, die andere erwähnt 815 eine „*ecclesia Sancti Johannis Evangeliste*“ am richtigen Ort [Brühl, 103]. Man schreibt also heute lediglich die längst bekannten Mauerreste der Zeit der älteren Urkunden zu. Das ist ein energischer Federstrich, aber kein kritischer Architekturabgleich. Und Karlsbau? Davon darf man wohl ausgehen, wenn die Kirche nur ein Jahr nach seinem Tod als bereits bestehend erwähnt wird. Also neue Ovationen für Karl und die Karlsforscher.

Um den aufschäumenden Gemütern gegenzusteuern, erschien kurz darauf ein Bericht von Prof. Franz J. FELTEN über Mainz. Da war nüchtern zu lesen, dass der große Karl keineswegs so oft in Mainz gewesen ist, wie noch der Katalog über die Bischof Hatto-Ausstellung annehmen wollte [Wilhelmy 2013]: nur eine Urkunde vollzogen, nur eine große Versammlung abgehalten, nie ein längerer Aufenthalt.

Ein Thron?

Außerdem sei das 2004 aufgefundene Fragment eines Throns kritisch zu hinterfragen. Damals war [Spiegel online] zu lesen:

„Auf dem Möbelstück dürfte spätestens im Jahr 790 Karl der Große in der Mainzer Königspfalz gesessen haben. Dieser Königsthron ist nach Angaben des Museums älter als der Marmorthron in der Aachener Pfalzkapelle aus der Zeit um 800, der bisher als ältester galt“ [vgl. Illig 2005, 121].

Damals gab es in dieser Zeitschrift den knappen Kommentar: „Offensichtlich ließ sich ein genetischen Sitzabdruck des Kaisers gewinnen...“ [Illig 2005, 121].

Nun kritisiert FELTEN:

„Freilich war keineswegs ein »archäologischer Beweis« erbracht, sondern eine Hypothese formuliert, die nur auf stilistischen Interpretationen des Dekors und der Form der Bruchstücke basiert. Sie setzt überdies voraus, dass die Bruchstücke nie den Ort gewechselt haben! [...]

Mit ihnen bilde der »Mainzer Thron«, der dann auch entsprechend im Landesmuseum rekonstruiert wurde, einen speziellen Typus von Thronen, die »zunächst den ersten karolingischen Kaisern, dann den deutschen Königen und seit Otto I. den Kaisern des Heiligen Römischen Reiches vorbehalten« gewesen seien. [...]

Diese Behauptung ist angesichts der Vielfalt von Thronformen nicht zu halten. Ihr ist vollends der Boden entzogen, wenn eine soeben publizierte, sehr plausible Deutung der Fragmente als Teile einer Tischplatte aus dem 2.-3. Jh. zutrifft.“ [Felten]

Wie gewonnen, so zerronnen – der Fluch hemmungsloser Karlsphantasterei. Aber ob sich derart nüchterne Ansichten durchsetzen können?

Postskriptum

Es kann sich durchaus lohnen, in einem 55 Jahre alten Architektur-Führer wie dem von Anton HENZE zu blättern. Schließlich gibt es im Rheinland noch weitere alte Kirchen, etwa die Benediktiner-Abtei *Maria-Laach*. Sie wurde 1093 begonnen, sieben Jahre später standen Querhaus und Vierungsturm, auch die Arkaden des Langhauses. Nach einer Bauunterbrechung konnte es 1156 nach seiner Wölbung zusammen mit Krypta und Westchor geweiht werden. Wie wird es beurteilt?

„Der Innenraum, im Gegensatz zum Außenbau streng und wandhaft gebaut, gehört zu den ältesten Gewölbebauten des Rheinlandes. Trotzdem war er urspr. nicht als Gewölbebasilika geplant. Als man sich 1130 entschloß, ihn einzuwölben, ergaben sich daher einige Schwierigkeiten, die in der heutigen Einwölbung abzulesen sind“ [Henze, 432; Hvhg. HI].

Demnach entstehen 330 Jahre nach einer vollständig gewölbten Pfalzkirche zu Aachen immer noch älteste Gewölbebauten des Rheinlandes. Im selben Buch findet sich zu *St. Maria im Kapitol, Köln*, der Hinweis, dass das Langhaus 1049 geweiht worden ist, das Mittelschiff allerdings erst um 1240 sein sechsteiliges Rippengewölbe erhielt [Henze, 33 f.]:

„Die Seitenschiffe tragen noch die frühen, durch Gurte getrennten Kreuzgratgewölbe, schon reife Leistungen einer sich ins Große vorwagenden Wölbetechnik (vor Speyer)“ [Henze, 346; Hvhg. HI].

In *Speyer* wurden in Bauphase I (1027–1061) ebenfalls nur die Seitenschiffe gewölbt, in Bauphase 2 dann auch das Mittelschiff mit Kreuzgratgewölben (1080–1106). Im selben Buch steht zu *Aachen* ohne irgendeinen Ansatz von Überraschung: Die Geschichte der deutschen kirchlichen Architektur

„beginnt in diesen Wänden, in den lapidaren Rundbögen, unter diesen Gewölben. [...] Der erste große, vollständig gewölbte Steinbau nördlich der Alpen [...] tonnengewölbte Eingangshalle [...] gurtlose Gratgewölbe über abwechselnd rechteckigen und dreieckigen Feldern [...] über starken Gurtbögen mit Tonnengewölben gedeckt [...] Kuppel (genauer ein achtteiliges Klostergewölbe)“ [Henze, 7, 8, 12; Hvhg. HI].

Also: Der erste vollständig gewölbte Steinbau Deutschlands ist bereits 240 Jahre alt, als man andernorts gerade mal die schmalen Seitenschiffe, aber

noch nicht das Mittelschiff wölben kann. Aber man wagt sich Jahrhunderte später bereits ins Große vor...

Wenn schon dem Schreiber jenes Buches die eklatanten Widersprüche und Diskrepanzen von mal 240, mal 330 Jahren nicht auffielen, warum sollte das in den nachfolgenden 55 Jahren irgendjemandem anderen auffallen? Ganz offensichtlich können Archäologen und Kunsthistoriker nur in eine Richtung denken: Alles muss möglichst alt werden. Bei dieser Zielsetzung werden selbst die eigenen Argumente erbarmungslos ignoriert. Heuer wird als Unwort des Jahres geprägt: als Steigerung von 'uralt' nun 'karlsalt'.

Literatur

- Brühl, Carlrichard (1990): *Palatium und Civitas · Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert · Band II: Belgica I, beide Germanien und Raetia II*; Köln
- dpa (2014): Experten: Mainz hat wohl zweitälteste Kirche in Deutschland; *Focus online*, 25. 02.
- Funke, Bernd (2014): St. Johannis in Mainz laut Experten wohl zweitälteste Kirche in Deutschland; *Allgemeine Zeitung (Rhein Main Presse)*, Mainz, 25. 02.
- (2013): Römerspuren unter St. Johannis; *Allgemeine Zeitung (Rhein Main Presse)*, Mainz; 27. 08.
- Henze, Anton (1959): *Reclams Kunstführer · Baudenkmäler · Band III · Rheinlande und Westfalen*; Stuttgart
- Illig, Heribert (2005): Alte Kreuze, alte Throne und Byzanz. Bestätigungen in der Mittelalterdebatte; *Zeitensprünge* 17 (1) 111-124
- Schug, Markus (2014): Alter Dom viel älter als gedacht; *FAZ*, 27. 02.
- Spiegel online* (2005): Überraschungsfund: Thron Karls des Großen entdeckt; 18. 02.
- Wilhelmy, Winfried (Hg. 2013): *Glanz der späten Karolinger · Hatto I. - Erzbischof von Mainz (891 - 913) ; von der Reichenau in den Mäuseturm* [Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseum Mainz vom 17. Mai 2013 bis 11. August 2013]; Regensburg

Erste Karlsaustellungen, u.a. in Zürich und Osnabrück, dazu ein Ausblick

Heribert Illig

In Zürich, das auch auf den großen Karl zurückgeht

Es wird Aachen sein, dem mit *Macht · Kunst · Schätze* die Krone der einschlägigen Ausstellungen zum großen Jubiläum gebühren wird. Nachdem aber die dortigen Herrlichkeiten erst ab 20. Juni gezeigt werden, müssen wir uns im Moment mit Präliminarien zufrieden geben. Als erstes hatte Zürich die Pforten geöffnet, nämlich die des Landesmuseums und zwar vom 20. 09. 2013 bis zum 02. 02. 2014. Die Exposition *Karl der Grosse und die Schweiz* stellte die Nachwirkungen seiner Reformen auf das kulturelle Erbe heraus. Eine spezielle Nachwirkung scheint das Bekenntnis der Kuratorin Christine Keller zu sein: „Karl der Grosse war auch unser Kaiser“ [news]. Während sich die Schweizer gegen ausländische Überfremdung wehren, wurde hier vielleicht eine Lanze für einstige, monarchistische Fremdherrschaft gebrochen.

Rund 200 Exponate illustrierten acht thematische Schwerpunkte, wobei seine Reformen in Bildungs- und Münzwesen auffällig eng zusammengeführt worden sind. Dafür wurden nicht nur Münzen, sondern auch Beispiele für die karolingische Minuskel gezeigt, dazu entsprechende Kodexeinbände, zum Teil mit Elfenbeinschmuck. Den Bezug zur religiösen Sphäre wird durch das goldene Brustkreuz dieses ‘Schweizer Kaisers’ vertieft, das aus dem verschollenen Grab Karls stammen soll, aber auch durch Kirchenschätze und Flechtwerksteine untermalt.

„Der visionäre und machtbewusste Herrscher pflegte ein umfassendes Netzwerk und zeigte auch persönlich Präsenz in seinem ausgedehnten Herrschaftsbereich. Dafür reiste er mit einem bis zu 3000 Personen umfassenden Hofstaat und liess im ganzen Reich verteilte Herrschaftssitze, die Pfalzanlagen, erstellen. Eine dieser repräsentativen Bauten entstand auf dem Lindenhof in Zürich. Ob er selbst jemals hier war, ist nicht belegt. Doch zahlreiche Legenden“... [SDA].

Nach dem alten Motto „Kein Rauch ohne Feuer“ bekräftigen diese Legenden allemal Karlspräsenz. Vielleicht hat er hier sogar ein paar Worte Schwyzerdütsch gesprochen. Und von Buchautor Jürg GOLL lernen wir: Ein Teil der Geheimnisse seines Erfolges waren seine «unglaubliche Führungsgabe und sein Sendungsbewusstsein» [Riek/Goll]. Das lassen wir einfach so stehen.

Allerdings erhob Martin *Ebner* einmal mehr sein skeptische Stimme, wie bereits die von ihm geprägte Überschrift deutlich macht: „Mythos Karl. Das

Schweizer Nationalmuseum pflegt Karolinger-Märchen“. Nachdem das *Lëtzeburger Land* (Luxemburg) nicht in jedem deutschen Haushalt aufliegt, bringen wir hier auch Teile des zugehörigen Textes.

„Keine Schwierigkeiten mit staatstragenden Sagen hat das Landesmuseum Zürich. [...] Der Zugang geht durch einen Museumsshop, der eine regelrechte Publikationsflut zum Mittelalter anbietet. Witzigerweise liegen auch die Bücher des Münchner Historikers Heribert Illig aus, die darlegen, dass die ganze Zeit von etwa 614 bis 911 nach Christus nur auf Pergament und Papier stattgefunden habe [...]. Die Ausstellung umfasst acht Themenräume mit rund 200 Exponaten, vom Fränkischen Reich über Karl zugeschriebene Errungenschaften und Kriege bis zu Legenden nach seinem Tod. Wie um Illigs Thesen zu bestätigen, ist das Ganze weitgehend virtuell: vor allem Texte und Rekonstruktionen, dazu altehrwürdige Handschriften aus Klöstern, die bekanntlich niemals Urkunden fälschten, um sich Grundstücke zu ergaunern. Die wenigen handfesten Objekte stammen entweder aus früheren oder späteren Zeiten oder sind dubios. Das Brustkreuz etwa, das Karl ums Jahr 800 höchstselbst getragen haben soll, wurde »um 1165 überarbeitet«. Das Jagdmesser, das »lange Zeit Karl zugeschrieben« wurde, stamme wohl aus dem zehnten oder elften Jahrhundert – der Horngriff aber sei bestimmt aus dem achten Jahrhundert.

Die Erläuterungen zu den Vitrinen sind knackig formuliert. »Die heutige Schweiz stand in enger Beziehung zum karolingischen Herrscherhaus« steht da zum Beispiel: »Karl der Große war in Genf, hat mehrmals die Alpen überquert und vermutlich das Kloster St. Johann in Münstair gegründet...« Das Kleingedruckte der wissenschaftlichen Begleittexte ist dagegen deutlich vorsichtiger: »hat wohl«, »könnte vielleicht«, »denkbar ist«. Ob der große Karl überhaupt jemals in der Schweiz war, wissen auch Mainstream-Historiker nicht so genau: »Eine persönliche Präsenz Karl in der Schweiz ist nirgends sicher verbürgt, wenngleich bei mehreren Alpenüberquerungen zu vermuten.« In Münstair weisen nur »Größe der Anlage und Ausstattung auf eine Gründung durch Karl hin.«

Besuche Karls in Zürich, wo er das Großmünster erbaut haben soll und lange als Stadtpatron verehrt wurde, »sind nicht nachgewiesen, aber auszuschließen sind sie nicht«. Vielleicht hatte er auch rosarote Tanz-Elefanten dabei? Auszuschließen ist das nicht. Psychologisch verständlich ist der Schweizer Karlskult ja: Im Jahr 1233 kaufte Zürich aus Aachen Reliquien des mittlerweile heilig gesprochenen Herrschers und überführte sie in einen Karls-Altar im Großmünster. Wer gesteht sich schon gerne ein, angeschmiert worden zu sein? Lieber feiert die Zürcher Schneiderzunft bis heute jedes Jahr mit einem »Carlimahl« den Todestag ihres großen Helden.“

Gleichzeitig lief bei den Eidgenossen eine Diskussion über die zukünftige Unterrichtsform an Schweizer Schulen. Hier erhob der Psychologe Allan GUGGENBÜHL in der Broschüre „Sonderfälle Schweiz“ warnend seine Stimme:

„Um sich in der Gesellschaft zurechtzufinden, brauchen Kinder Mythen [...] »Rationalität ist keine Grundlage für die Identität eines Landes«, warnt Guggenbühl. »Jede Nation braucht eine Ursprungsgeschichte, die sie zusammenhält.« [Büchi].

Als warnendes Beispiel wurde angeführt, dass der als Realperson ausgemusterte Wilhelm Tell bei Kindern zunehmend in Vergessenheit gerate. Denn heute gilt als Gemeingut, dass der Apfelschuss nichts anderes als eine Adaption aus der nordischen Thidreksage ist [wiki ↔ Wilhelm Tell]. Gerade in diesem prekären Fall könnte Kaiser Karl den Schweizer Kindern hilfreich beistehen.

Beispielsweise mit seinem hier zur Verehrung gezeigten Brustkreuz. Nur rationale Realisten mögen pedantisch darauf pochen, dass es sich um eine Arbeit des 11./12. Jh., vielleicht aus Lüttich, handle: Die Darstellung von Lebensbaum und Christus „verbindet Elemente des maasländischen Stils mit älteren, vielleicht auf karolingische Vorbilder zurückgehenden Stilelementen“, befindet selbst der Führer zur Schatzkammer des Aachener Doms [Lepie, 24; vgl. Illig 1996, 190]. Alle anderen wird es zutiefst aufwühlen, wenn sie erfahren, dass Otto III. es zu Pfingsten des Jahres 1000 dem einbalsamierten Leichnam Karls abgenommen habe. So lässt sich das Rei., nein: die Republik zusammenhalten.

In Osnabrück, das auch auf den großen Karl zurückgeht

Osnabrück hat sich viel vorgenommen. Indem es die Brüchigkeit schriftlicher Quellen demonstrieren will, hat es eine fast unerschöpfliche Auswahl an Exponaten.

„Das »Karlsjahr«, das vor allem Aachen und die angrenzende Region mit vielen Veranstaltungen im Griff hat, erfasst aber auch Osnabrück. Zum 1.200. Todestag Karls widmet das dortige Diözesanmuseum dem Gründer des Bistums ab Freitag eine Sonderausstellung. Im Mittelpunkt stehen die Bezüge zu dem großen Karolinger von der Gründung der Stadt um 780 und der Erhebung zur Diözese um 800 bis in die heutige Zeit, wie Museumsdirektor Hermann Queckenstedt am Mittwoch erläuterte.

Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auch auf Exponaten, die davon zeugen, dass *vieles innerhalb der Karlstradition in Osnabrück eher auf Wünschen und Mythen beruht als auf historischer Wahrheit*. Die Schau wird das gesamte Jahr zu sehen sein.

Unter anderem werden dabei *Urkunden gezeigt, die durch Bischof Benno II. im 11. Jahrhundert verfälscht wurden*. Sie sollten vor allem

die von Karl dem Großen vermeintlich zugestandenen Rechts- und Besitzstände sichern helfen, so Queckenstedt. In einer der gefälschten Urkunden von 804 werde Osnabrück als die erste Kirche im ganzen Sachsenland bezeichnet. Benno fälschte nicht nur das Siegel, sondern gleich auch Teile des Inhalts, »so wie es ihm genehm war«. Auf diese und weitere Rückbezüge auf die Tradition und Autorität Karls fuße auch die Bistums-geschichte der weiteren Jahrhunderte.

Weitere Exponate der Schau sind ein Schachspiel und ein Stab, die ab dem frühen 17. Jahrhundert als Geschenke Karls galten, aber nach wissenschaftlichen Erkenntnissen ins 10. beziehungsweise 12./13. Jahrhundert datieren. Ebenso eine Krone, vermutlich ein Werk des 15. Jahrhunderts, die zu einem Karlsbild gehört haben könnte, das im späten Mittelalter weit über die Grenzen Osnabrücks hinaus bekannt war.

Zu sehen sind auch ein Brustkreuz mit Karl auf der einen und dem Apostel Petrus auf der anderen Seite, wie es die Domkapitulare bis heute tragen, sowie die Elle Karls des Großen. Die Knochen-Reliquie kam Mitte des 19. Jahrhunderts nach Osnabrück.“ [kathweb; Hvhg. HI]

Mit dieser Arm-Reliquie hat es seine besondere Bewandtnis. Als 1866 der Kölner Bischof Paulus Melchers in Aachen eine Karlsreliquie für Osnabrück als seinen früheren Amtssitz erbat, ließen sich die Domherren „in sechs Jahren dreimal auffordern, bevor sie die Elle Karls 1872 in einem feierlichen Akt in der Sakristei des Aachener Domes entgegennahmen, diese jedoch daheim »auf dem Capitelsarchive« deponierten“ [Queckenstedt].

Osnabrück hat auch ein frühes Kapitel zum Umgang mit Urkunden und Fälschungen beigesteuert. Zur Erinnerung: 1681 schrieb der Benediktiner Jean Mabillon sein Werk *De re diplomatica libri sex*. Indem er erstmals antike und mittelalterliche Schriften und Urkunden wissenschaftlich bearbeitete, begründete er die beiden Disziplinen Paläographie und Diplomatik. Er stand durchaus in Konkurrenz zu den jesuitischen Bollandisten, die sich bereits während des gesamten 17. Jh. darum bemühten, die Lebensgeschichten der katholischen Heiligen textkritisch aufzuarbeiten und dabei Legenden von Realität zu scheiden. 1708 ging der Jesuit Jean Hardouin weit darüber hinaus, wollte er doch in seinen *Opera selecta* den Nachweis führen, dass die Antike zu großen und sogar größten Teilen eine Fälschung sei. Daraufhin zwang ihn sein Orden 1709 zum Widerruf.

Der evangelische Fürstbischof Ernst August II. suchte Argumente gegen den Verbleib der Jesuiten in Osnabrück. So beauftragte er den Historiker Johann Georg Eckhart mit einer Urkundenrecherche. 1717 legte dieser 25 Argumente gegen die berühmte Urkunde von 804 vor, womit Karl der Große als Gründervater von Osnabrück ausgerangiert worden wäre. Dabei hatte noch 1690 Chilian Schrader begeistert formuliert:

„Es mögen wol in ganz Teutschland, Trier ausgenommen, keine ältere und schönere Diplomata und Monumenta als eben alhie beyrn Stift Osnabrück zu finden sein.“ [Redaktion]

Nun wurden sie zu Fälschungen, die heute mit Sicherheit der Zeit um 1077 zugeschrieben werden können. Das Domkapitel wählte damals den einfachsten Weg und verwehrte ab da die Einsicht in die fraglichen 'Karolinger-Urkunden'. Dieses Verbot wurde erst 1898 von Bischof Bernard Höting aufgehoben. Als Fälscher wurde Bischof Benno II. von Osnabrück (um 1020–1088) entlarvt [vgl. Koch 2009, 670 f.].

„Im Streit mit den Klöstern Corvey und Herford um die Zehntrechte bewog Benno die Sorge um sein Bistum; mit berühmt gewordenen Fälschungen überzeugte er 1077 das in Worms tagende Fürstengericht und den König und erhielt die Abgaben zugesprochen“ [ÖH].

Benno wird von verschiedenen einschlägigen Lexika als Heiliger oder Seliger geführt und gilt – mit seiner ausgeprägten Sorge um Besitz und laufende Einnahmen – ausgerechnet als Patron gegen die Heuschreckenplage. Insgesamt zehn Urkunden auf Karl den Großen hat er gefälscht.

„Falsch ist also die Urkunde von 803, wonach der Kaiser Karl der Osnabrücker Domkirche die Reliquien der beiden Patronatsheiligen Crispin und Crispinian zuweist und ihrem Bischof Wiho Gerichtsrechte verleiht. Falsch ist auch die Urkunde von 804, wonach Karl in Osnabrück eine Schule für Latein und Griechisch, das spätere Carolinum, gegründet hat“ [Henrichvark].

Diese Fälschungsumtriebe hat Marianne Koch 2009 ebenso untersucht wie ihre gegenwärtige Aufarbeitung. Sie hat gezeigt, wie der seit 2001 in Osnabrück lehrende Thomas Vogtherr sich bemüht, aus den Fälschungen einen wahren Kern herauszuschälen [Koch, 666-669]. Wie gehen Diplomatik und Paläographie heute mit den Fälschungen um, wo doch Karl als Gründer Osnabrücks gefeiert wird und die Stadt die älteste deutsche, durchgehend bestehende Schule besitzen will? Das Gymnasium Paulinum in Münster stünde hier gerne an der Spitze, kann aber seine Gründung von 797 mit keiner Urkunde und keinem Grabungsergebnis bekräftigen. Die Osnabrücker Schule, also das Gymnasium Carolinum hat die Forschungsergebnisse zu seinen Gunsten 'abschattiert'. Benno habe bei seiner Fälschung auf eine echte Urkunde zurückgegriffen:

„Das Carolinum geht davon aus, dass jener Urkundentext, der die Schulen erwähnt, echt ist. Damit trägt die Schule den Namen »Carolinum« zu Recht“ [wiki ↔ Gymnasium Carolinum (Osnabrück)].

Hierzu bemerkt Vogtherr: Die

„moderne Geschichtswissenschaft hat gelernt, bei solchen Urkundenfäl-

schungen zwischen dem historischen Kern und den erdichteten Zutaten zu unterscheiden: Auch wenn die Urkunde von 804 zum Beispiel eine komplette Fälschung ist, »trifft sie doch historisch etwas Richtiges«, so hat Thomas Vogtherr, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Uni Osnabrück, festgehalten. »Natürlich besaß das Bistum, sicherlich auch in unmittelbarer Nähe des Domes, von Anfang an eine Schule, auf deren Bestehen sich das Carolinum getrost zurückführen kann. Nur wird man an dieser Schule nicht von Anfang an Griechisch gelernt haben, sondern das übliche Latein.« [Henrichvark]

Diese Notbremse ist notwendig, galt doch Hrabanus Maurus (um 780–856) lange als der allererste Einheimische, der im Karolingerreich Griechisch gelehrt hat [Bach 1835, 11]. Demnach gab es 804 noch keinen Griechischlehrer 'in deutschen Landen', auch nicht für den vermeintlich des Griechischen mächtigen Karl. Die Nachricht stammt ausgerechnet von Abt Trithemius von Sponheim (1462–1516), dem Freund Conrad Celtis, dem Erfinder der Chronisten Meginfried und Hunibald und von dem Biographen Hrabanus', dessen Lebensbeschreibung „in den Zeitbestimmungen von den augenscheinlichsten Irrtümern wimmelt“ und von Henschen und Mabillon aufgeklärt worden sind [Bach, 3]. Trithemius gönnt Hrabanus in Tours einen Griechen Theophilus als Lehrer, „wenn anders dieser Name nicht zugleich mit dem Märchen erdichtet ist, wornach Hraban in Rom gebildet sein sollte“ [Bach, 11].

Hier gibt es keinen tragfähigen Boden, sondern nur Sumpf. Umso mehr ist auf die Bodenfunde zu achten, die freilich auch und gerade in Osnabrück ständig in engster Abstimmung mit den Quellen bestimmt worden sind. Der Stadtarchäologe Wolfgang Schlüter hat dies immer wieder bestätigt, wie Koch [677] ausführt:

„Die gesamte Schlütersche Grabungsinterpretation für 8. bis 10. Jh. kommt nicht über Mutmaßungen und Allgemeinplätze hinaus, zeitliche Einordnungen bleiben vage, man ist auf die fragwürdige Dendrochronologie und C14 angewiesen. Das alles nur, weil man verbissen die Erwartungen aus gefälschten Urkunden und Karolingerannalen erfüllen will. Ein unbelasteter Geist und ein scheuklappenfreies Auge erkennen in den Befunden schlicht eine kleine Siedlung des 10. Jh., die sich nach 1000 und vor allem im 12. Jh. schrittweise als Marktflecken entfaltet“.

Diese Kritik wurde aber in Osnabrück nicht wahrgenommen, sondern es ging weiter wie schon 1772, als Osnabrück ein Jahrtausend Christianisierung feierte, weil Karl der Große dort eine Missionszelle mit dem Friesen Wiho besetzt habe, der 772 geweiht worden wäre [Henrichvark]. Immer wieder sollte der Spaten die gefälschten Urkunden bestätigen. Besonders fündig wurden die Archäologen im und dicht am Dom:

„So kamen 2002 die Grundmauern eines kleinen Kirchleins zutage, die um 780 gelegt sind und wenige Jahre später zu einer Basilika erweitert wurden. Das wäre der »Grundstein von Osnabrück«. Nebenan im Kreuzgang fanden sich Fundamente der frühmittelalterlichen Domburg. Im Schwemmsand am Haseufer konnten die Archäologen 2006 sogar den Abdruck eines symbolhaften »ersten Spatenstichs« im Grabungsprofil sichtbar machen, den sie auf die Zeit vor 774 datieren. Alles Zeugnisse einer Siedlungstätigkeit, die ohne den Plan des Frankenkaisers zur Eingliederung Sachsens in sein Reich undenkbar wären“ [Henrichvark].

Enttäuschend war nur der Befund am Carolinum, das eine neue Sporthalle baute und zuvor acht Monate lang Grabungen (2012/13) an einem Ort ermöglichte, dessen unberührten Untergrund die alte, nicht unterkellerte Sporthalle geschützt hatte. Dort geht der älteste Fund auf das Jahr 1314 zurück [Seyfert 2013]. Selbst die anschließende Hellingsmauer ist erst 1180 begonnen worden. Angesichts einer auch hier fundlosen Karlszeit lohnt sich sogar der Rückgriff auf den Kirchenhistoriker Niehus. Er fertigte für das zweite Vaticanum ein Gutachten,

„das die im Bistum vorgeschriebenen Gedenkgottesdienste für den »heiligen Karl« [...] auf ihre Rechtmäßigkeit und Zukunftsfähigkeit prüfen sollte. Das Urteil fiel negativ aus“ [Queckenstedt].

So wurde 1972 der Karlstag in Dom und Diözese als Eigenfest aufgehoben.

„Doch warum wurde Karl ausgerechnet den Osnabrückern so wichtig? Indirekt liefert Laurenz Niehus eine Antwort: Während die Münsteraner ihren Liudger, die Bremer ihren Willehad und die Hamburger ihren Ansgar als wundertätigen Gründerbischof verehrten, verlor sich das Leben und Wirken des ersten Osnabrücker Oberhirten Wiho im Dunkel der Geschichte. Karl diente als Ersatzheiliger und wurde doch zum Kern einer nachhaltigen Tradition, die es in ähnlicher Dichte nur in Aachen gibt“ [Queckenstedt].

Für kritische Beobachter gibt es im deutschsprachigen Raum gewisse Zentren, an denen Überlieferungen und Erinnerungen, Wünsche und Hoffnungen, Bedürfnisse und auch Geschäftsinteressen dermaßen zusammenschießen, dass sich – gegen alle Rationalität – Orte der Karlsverehrung bilden und dauerhaft behaupten.

In Obermarsberg, das auch auf den großen Karl zurückgeht

Und schon naht die nächste Ausstellung. In Marsberg wird im Sommer das Heimatmuseum eingeweiht. Der Stadtteil Obermarsberg liegt auf einem fast 400 m hohen Bergplateau, das in vorgeschichtlicher Zeit eine Wallburg mit Holz-Erde-Befestigung trug, in sächsischer Zeit die Eresburg – hart an der

Grenze zu Franken. Weil Karl sie 772 mitsamt der Irminsul zerstört habe, ist für das Museum mit Hilfe des Fördervereins Historisches Obermarsberg „eine Ausstellung mit wertvollen Exponaten geplant, u. a. mit einer Kopie des Schwertes des großen Kaisers“ [Dülme]. Das im Louvre aufbewahrte Original wird auch als Krönungsschwert der Könige von Frankreich bezeichnet. Der Louvre „datiert den Knauf auf das 10. oder 11. Jahrhundert, die Parierstange auf das 12., das Heft auf das 13. und die Klinge auf das 19. Jahrhundert“ [wiki → Joyeuse (Schwert)], andere ziehen den Datierungsbogen vom 5. bis zum 14. Jh. [reims]. Das Schwert steht für die Rivalität zwischen den werdenden Nationen Frankreich und Deutschland:

„König Ludwig VI. erhob die rot-goldene Oriflamme, angeblich die Kaiserfahne Karls des Großen, 1124 zur französischen Kriegsflagge. Das Krönungsschwert der Kapetingerkönige galt als Waffe des fränkischen Imperators. Die Heiligsprechung von Aachen 1165 war der Versuch, etwas dagegengesetzt: Karl, diese starke geschichtspolitische Kraftquelle, sollte nicht allein Frankreich überlassen bleiben“ [Pieper in Pieper/Saltzwedel, 27].

So führt Karls Schwert in andere Zeiten und Gegenden als gedacht. Ebenso wenige Hinweise auf Karl – ob nun Zerstörungen der Sachsenburg oder die Fundamente der von Karl gestifteten Kirchen, ob der ersten von 772 oder der steinernen zweiten von 785 – hat die Eresburg freigegeben, vor allem keine Überreste der Irminsul, die aber den Quellen zufolge nicht unbedingt auf der Eresburg gestanden haben müsste, wie auch nicht verbürgt ist, dass es nur eine einzige derartige Säule gegeben habe.

Alsdann: Auf nach Marsberg, um dem Original-Karl so nahe wie möglich zu kommen (der Handel mit Karlsdevotionalien bietet auch preisgünstige Schwert-Repliken). Die *Reichsannalen* weisen mit einem Satz den Weg:

„König Karl aber beschloß, nachdem er den Reichstag zu Worms gehalten hatte, die Sachsen zu bekriegen; er zog unverweilt dahin, verwüstete alles mit Feuer und Schwert, eroberte die Aeresburg und zerstörte das Götzenbild, das die Sachsen Irminsul nannten“ [*Reichsannalen* → 772].

In Hamburg, das auch auf den großen Karl zurückgeht

Nach dem Aachener Ausstellungs-Dreiklang im Sommer wird im Oktober Hamburg mit seinem Archäologischen Museum in Harburg dank der Hammaburg die Führung in Sachen Karl übernehmen:

„»Die Ausstellung wird als politisch-historische Gesamtschau die Rolle Hamburgs im Spannungsfeld zwischen Heiden und Christen, zwischen Franken, Sachsen, Slawen und Wikingern beleuchten. Damit entfaltet die Schau eine Strahlkraft weit über die Grenzen Hamburgs hinaus«, so Professor Weiss“ [harburg-aktuell].

Die jüngst doch gefunden sein sollende Hammaburg wird in dieser Ausgabe ab S. 83 eigens behandelt.

Literatur

- Bach, Nicolaus (1835): *Hrabanus Maurus der Schöpfer des deutschen Schulwesens*; Fulda
- Büchi, J. (2013): Schauffelt Lehrplan 21 Wilhelm Tells Grab? *Newsxs*, 11. 12.
http://www.newsxs.com/de/go/4503108/20min_Schweiz/
- Dülme, Annette (2014): Stadtgeschichte · Karl der Große steht im Blick des Heimatmuseums; *WAZ Nachrichten aus Brilon, Marsberg und Olsberg*, 16. 01.
- Ebner, Martin (2014): Mythos Karl · Das Schweizer Nationalmuseum pflegt Karolinger-Märchen; *d'Lëtzeburger Land*, 10. 01.
- harburg-aktuell* (2014): Hammaburg entdeckt: Spektakuläre Ausstellung im Harburger Museum; *Harburg-aktuell.de*, wohl 12. 02.
- Henrichvark, Frank (2014): Wie Karl der Große Osnabrück aus der Tauf hob; *Neue Osnabrücker Zeitung*, 28. 01.
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf, heute Berlin
- kathweb (2014): Aachen: Große Events zum Gedenkjahr für Karl den Großen; *Katholische Presseagentur Österreich*, 23. 01.
<http://www.kathweb.at/site/nachrichten/database/60137.html>
- Koch, Marianne (2009): Schliemanns Erbe und Osnabrücks fälschungsgesättigte Gründerzeit; *Zeitensprünge* 21 (3) 664-678
- Lepie, Herta / Minkenber, Georg (1995): *Die Schatzkammer des Aachener Domes*; Aachen
- news = <http://www.blick.ch/news/schweiz/landesmuseum-zuerich-zeigt-karl-der-grosse-und-die-schweiz-id2446273.html>
- ÖH = *Ökumenisches Heiligenlexikon*; http://www.heiligenlexikon.de/BiographienB/Benno_II_von_Osnabrueck.html
- Pieper, Dietmar / Saltzwedel, Johannes (2013): *Karl der Große · Der mächtigste Kaiser des Mittelalters*; München · Hamburg
- Queckenstedt, Hermann (2014): Karl der Große und Osnabrück – eine alte Tradition; *Neue Osnabrücker Zeitung*, 29. 01.
- Redaktion (2004): „Keine ältere Diplomata in Teutschland“; *Neue Osnabrücker Zeitung*; 05. 10.
reims = <http://www.reims-kathedrale.culture.fr/zeremonie.html>
- Riek, Markus / Goll, Jürg / Descœudres, Georges (2013): *Die Zeit Karls des Grossen in der Schweiz*; Sulgen · Zürich [Begleitbuch zur Ausstellung im Landesmuseum]
- SDA (2013): Karl der Grosse im Landesmuseum; (*St. Galler*) *Tagblatt Online*, 18. 09.
- Seyfert, Gunhild (2013): Alte Schätze aus dem Hasesumpf; *Neue Osnabrücker Zeitung*; 07. 11.
- Tackenberg, Marcus (2014): Wo der Geist Karls des Großen spürbar ist; *NOZ*, 30. 01.
wiki = *WikipediA · Die freie Enzyklopädie*; <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel

Karls-Veranstaltungen von Aachen bis Zürich

Aachen: Ab Ende Januar werden in der Domschatzkammer das weltberühmte karolingische Evangeliar und der Quadrigastoff, ein Grabtuch Karls des Großen, zu sehen sein. Außerdem durfte das berühmte Karlstürblatt von den Aachenern bestaunt werden.

<http://www.domradio.de/themen/bistuemer/2014-01-25/startschuss-fuer-das-grosse-karlsjahr>

Darmstadt: Ab 2. 11. bis 25. 1. 2015 wird das Hessische Landesmuseum die Ausstellung *Karl der Große - Der erste Europäer. 1200 Jahre Mythos und Wirklichkeit* gestalten. Prunkstück wird der Gero-Codex, der allerdings erst 970 entstanden ist und – nach Gert Zeisings Analyse – das Vorbild für den Lorsch Kodex von vermeintlich 810 bildete.

h.r. (2014): Karl der Große – Mythos und Wirklichkeit; *FAZ Regional*, 19. 02

Zeising, Gert (1999): „Zwischen den Zeiten“ oder Zeiteinsprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung; *Zeitungsprüfung* 11 (3) 459-479

Freiburg im Breisgau, Augustinermuseum: Karolingerausstellung vom 20. 09. bis 28. 01. 2015 mit Adelhauser Tragaltar

Fulda: Der Fuldaer Geschichtsverein lud für den 20. 03. ein zu einem Vortrag zum Thema „Kloster Fulda und Karl der Große“. Referent Thomas Martin behandelte in Erinnerung an den 1200. Todestag Karls des Großen die Wechselbeziehung zwischen ihm und dem Kloster Fulda und untersucht die Einflüsse seiner Politik auf die Entwicklung des Klosters.

<http://osthessen-news.de/n1245636/fd-region-workshop-kunst-mit-fahrradteilen---vortrag-kloster-und-karl-der-gro-e.html>

Geilenkirchen, 20 km nördlich von Aachen direkt an der niederländischen Grenze gelegen, wie Aachen im Tal der Wurm. Am 20. 03. sprach der dort geborene Mediävist Max Kerner über das Thema „Kreuzzugsheld oder Sächsenschlächter?“

„Wer war Karl der Große nun aber wirklich? Ein bedeutender Europäer? Ein antimuslimischer Heros? Ein Mustergermane? Wie geht die ältere und jüngere Geschichtswissenschaft mit solchen Einschätzungen um? Was ist gar von der abenteuerlichen These zu halten, Karl der Große habe gar nicht gelebt?“

Herstal in Belgien (Thionville) veranstaltet eine Ausstellung *Espace Charlemagne* (Raum Karls d. Gr.) vom 22. 02. bis 27. 04. 2014.

Sie begründet sich damit, dass hier eine seiner Pfalzen stand, er wahrscheinlich hier in La Prealle geboren ist und hier seine ersten Kapitularien, 779, verfasst worden sind; außerdem hat er hier fünfmal Ostern und viermal Weihnachten gefeiert. Der Einladungsbrief im Internet (mit ein paar Übersetzungsschwächen) ist erstaunlich offen, offensichtlich weil man sich mit dem bisherigen negativen Grabungsergebnis einfach nicht abfinden will und neue Ausgrabungen möchte. Zur Pfalz:

„Obwohl ihr Bestehen aus zuverlässigen geschriebenen Quellen bewiesen ist, obwohl ihre politische Funktion ihre Bedeutung beweist, gibt es keine archäologische Spur, die es ermöglicht, sie zu rekonstruieren oder mit Sicherheit zu sagen, wo sie sich befand. Ebenso ist es unmöglich eine Beschreibung oder Abbildung zu finden.

Das Modell der Pfalz ist also reine Einbildung“ [herstal, S. 12].

Oder zur angeblich von Pippin d. J. gegründeten Kirche:

„Was wissen wir von der Kirche? Nicht viel, selbst kein Gründungsjahr. Wurde sie von Pippin dem Kurzen gegründet? Welche Form hatte sie? Welche waren ihre Ausmasse? Mit welchen Materialien wurde sie gebaut? Man kann nichts behaupten. Jedenfalls weisen gewisse Elementen darauf hin, dass es die Kirche der Pfalz sein könnte“. [ebd. 13].

Es gibt dort auch den Pippin-Turm. Er gehört in Wahrheit zu einem Rittergut und wurde 1575 erbaut:

„Lange hat man geglaubt, dass es auf den Fundamenten der karolingischen Pfalz gebaut worden war. Die Ausgrabungen, die 2009 vom SPW [Service public de Wallonie; HI] geführt wurden, haben das Gegenteil bewiesen“. [ebd. 13]

Dabei wissen wir theoretisch so gut über diese Pfalz Bescheid:

„Dokumente lassen das Aussehen dieser Pfälze vermuten. Ein Fragment eines Bestandverzeichnisses beschreibt den ›Hof‹ vom königlichen Landsitz in Annapes (Flandern, Artois). ›In Annapes haben wir eine mit sehr guten Steinen gebaute königliche Pfalz gefunden, drei Zimmer und rundum einen bedeckten Gang mit 11 kleinen Zimmern und darunter einen Weinkeller ; zwei Portale ; auf dem Innenhof gibt es 17 andere holzerne Häuser mit soviel Zimmern und die anderen Nebengebäude in gutem Staat : einen Viehstall, eine Bäckerei, 2 Scheunen, 3 Geschäfte. Ein Hof mit einer starken Umzäunung und einem steinernen Portal. Ein klei-

ner Hof mit einer Hecke umzaunt und mit vielen Bäumen verschiedener Art.<

Warum haben wir nichts gefunden. Das bleibt ein Rätsel“ [ebd. 14]

herstal = <http://www.herstal.be/page-daccueil/pdf/a5-bulletin-169-all.pdf>

Köln, Universität: „Edition fränkischer Herrschererlasse“

Prof. Karl Ubl erhält 5,2 Mio €, um in den nächsten 16 Jahre alle Kapitularien von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen, die aber bis in die Zeit um 600 zurückgehen, digitalisieren, archivieren und kritisch edieren zu können, sowohl elektronisch wie in mehreren Büchern. Es handelt es sich um ca. 300 Gesetzestexte, von denen kein einziger im Original erhalten ist, sondern uns nur als Kopien, als Auszüge aus Sammlungen etc. vorliegen. [Riße]

Riße, Dirk (2014): Forscherpreis für Historiker. Auf den Spuren der Franken; *Kölner Stadtanzeiger*, 25. 02.

Mainz: Die Ausstellung *Großbaustelle 793: Das Kanalprojekt Karls des Großen zwischen Rhein und Donau* begleitet die Forschungsarbeiten und zeigt den Besuchern dieses frühmittelalterliche Projekt. Sie ist vom 30. April bis zum 15. August 2014 im *Museum für Antike Schifffahrt des Römisch-Germanischen Museums* in Mainz zu sehen. Hier erfährt der Besucher neben technischen Details zu dem Bau auch die Bedeutung der Wasserwege im Frühmittelalter. Das „Topexponat“ wird der „Lastkahn Karl“ sein, das 1989 gefundene, 11 m lange Fragment eines Flachbodenschiffs, das sonst im *Deutschen Schifffahrtsmuseum* in Bremerhaven zu sehen ist, so Generaldirektor Falko Daim des RGZM [presse]. Es wird dendrochronologisch auf 808 datiert und repräsentiert die rege Binnenschifffahrt zu Karls Zeiten.

<http://www.shortnews.de/id/1078376/mainz-schau-zeigt-karlsgraben-der-vor-1-200-jahren-rhein-und-donau-verbinden-sollte>

[presse (2014): 1200 Jahre altes Frachtschiff Karl zu Gast in Mainz; Pressemitteilung des RGZM; *Düsseldorfer Abendblatt*, 25. 03. <http://www.02elf.net/pressemitteilungen/1200-jahre-altes-frachtschiff-karl-zu-gast-in-mainz-421146>

Obermarsberg: Der Förderverein Historisches Obermarsberg und das Heimatmuseum der Stadt Marsberg führten im Todesjahr Karls des Großen ein ganz spezielles Konzert in der altehrwürdigen Stiftskirche durch. Am 16. 03. erklangen mehrere Drehorgeln im Rahmen eines Benefizkonzerts „Die Säulen der Erde“

Im Mai wird der Mittelalterexperte Professor Dr. Matthias Becher von der Universität Bonn zu Karl dem Großen einen Vortrag halten. [Sens]

<http://www.sauerlandkurier.de/vermischtes/karl-der-grosse-und-die-eresburg/>
Sens, Kristin (2014): marsberg@sauerlandkurier.de

Sankelmark, Europäische Akademie Schleswig-Holstein: Tagung „Karl der Große · König der Franken, Vater Europas, Sachsenschlächter?“ U.a. am 30. 03. um 9:00 mit dem Vortrag von Prof. Detlef Kraack: „Hat es Karl den Großen nie gegeben? Heribert Illigs Theorie des „erfundenen Mittelalters“.

Flyer zur Veranstaltung

Silvaplana: Am Silvaplana-See fand am 14. 03. die Premiere von „Der König im Schnee“ statt. Giovanni Netzer hat dort vor die grandiose Bergkulisse einen goldenen Palast gestellt, in dem und vor dem Freilichttheater gespielt wird. Vorlage bildet die Legende, Karl sei im Schneesturm fast erfroren und habe zum Dank für seine Errettung das Kloster Müstair gegründet. Netzer begleitet die Aufführungen mit Vorträgen: „Karl (er)finden“. Er plant auch ein Spektakel, das die Alpenüberquerung von Karls Elefanten aufgreift. Nietzsche hätte als ‘Anwohner’ seine Freude gehabt.

<http://www.origen.ch/Spielplan.6.0.html>

<http://www.srf.ch/news/regional/ostschweiz/karls-goldenes-seelenhotel-im-schnee>

Würzburg: Die dortige Universität veranstaltete vom 06. bis 08. Februar eine Tagung zum Thema „Karlsbilder in Kunst, Literatur und Wissenschaft“. Vorträge hielten Wilfried Hartmann, Matthias Exner, Andreas Haug, Matthias Becher, Knut Görich, Stefan Tomasek, Bernd Bastert, Brigitte Burrichter, Philippe Cordez, Anja Grebe, Regine Toepfer, Anuschka Tischer Franz Fuchs, Markus Hien, Adam Oellers, Wolfgang Riedel und Martina Hartmann. Karlsbiograf Johannes Fried hielt am 06. Februar, 19.30 Uhr, im Audimax der Neuen Universität (Sanderring) einen öffentlichen Vortrag zum Thema „Die Aktualität Karls des Großen“.

http://www.mfn.uni-wuerzburg.de/fileadmin/EXT00280/Bilder/Tagungsprogramm_Karlsbilder.pdf

Zürich: Parallel zur Ausstellung *Karl der Grosse und die Schweiz* vom 20. 09. 2013 bis 02. 02. 2014 hielten Benedikt Zäch, Johannes Fried und Franz Kirchwegger Vorträge, dazu gab es eine Ringvorlesung an der Volkshochschule Zürich vom 24. 10. bis 28. 11. 2013. und zwei Debatten im Zentrum *Karl der Grosse* neben dem Grossmünster (28. 01. 2014).

http://www.nationalmuseum.ch/ci/01_zuerich/07_presse/2013/09_18_karl/de_04_Rahmenprogramm.pdf

Wir ziehen (nicht) in den Krieg Überlegungen zur Logistik der Karolinger

Heribert Illig

Ein Kaiser, den in 44 von 46 Regierungsjahren Krieg führt, muss über eine ausgefeilte Logistik verfügen. Zwar bleibt die Bewaffnung der Freien ihnen selbst überlassen, aber der Transport der Nahrungsmittel muss zumindest ab der Aufstellung des Heeres zentral geplant werden. Die Frage, ob genügend Vorräte aus dem Vorjahr bereitstehen, bleibe den Spezialisten überlassen, die sich mit der Leistungsfähigkeit der karolingischen Landwirtschaft befassen. Wie steht es aber mit den Transportmöglichkeiten, also mit Trag- und/oder Zugtieren samt Wagenkapazitäten? Immerhin geht es um Kriegszüge, bei denen hin und zurück Strecken von mindestens 300 km wie nach Sachsen, aber auch von 3.000 km wie nach Saragossa oder Salerno zurückzulegen waren. Gerade hier würde man sich von den jüngsten Publikationen Aufschluss erwarten.

Stefan WEINFURTER [104, 114] spricht im Hinblick auf die Sachsenkriege den „ungeheuren Einsatz an Material und Menschen“ an, dazu „die gepanzerten Reiterschwadronen und die übermächtigen Heereskontingente der Franken“. Damit ist das Thema der Logistik für ihn erschöpft.

Johannes FRIED sieht dagegen schon das sukzessive „Abweiden“ [Hartmann, 53] der Königsgüter als problematisch. Denn die Organisation beim Eintreffen des Königs mit seinem Gefolge in den Pfalzen war

„kompliziert. Es ging um 1000 bis 2000 Menschen – wie viele Ochsen essen die täglich, wie viel Getränk brauchen sie? Wie viel Heu und Weideplatz benötigen die Pferde? Das alles, inklusive Transport und Vorrat, musste jeweils im Voraus organisiert werden“ [Fried laut Pieper/Saltzwedel, 39].

„Ein königlicher Besuch [...] kam den Gastgeber teuer zu stehen. 2000 Mäuler zu stopfen, und sei es nur für einen Tag, dazu die Pferde und weitere Zugtiere – da wurden die Vorräte aufgezehrt, die Ochsen, die Schafe geschlachtet, das Heu verfüttert“ [Fried 2013, 248 f.].

Nun liegen die Pfalzen auf eigenem Gebiet, nicht im Feindesland. Für die Kriegszüge schildert er dann in einem Interview Unmögliches, ohne es zu bemerken:

„Die Heere waren ohnehin nicht groß: Maximal, so schätzt man, umfassen alle mobilisierbaren Kampftruppen 10000 Mann [...]. Man bewegte sich mit Ochsenkarren fort, die mit Glück 20 Kilometer am Tag bewältigten.

SPIEGEL: Und damit über die Alpen? Es muss unendlich mühsam gewesen sein.

FRIED: Das war es. Karls Heer zog 773 in zwei Säulen über den Mont Cenis [heute 2.083 m hoch; HI] und den Großen Sankt Bernhard [2.469 m hoch; HI], um dann gegen die Langobarden einen Zangenangriff zu starten. Eine noch größere Leistung war die Belagerung von Pavia, neun Monate lang!“ [Pieper/Saltzwedel, 40].

In seinem jüngsten Buch schildert er die Rahmenbedingungen, bedenkt aber keine Konsequenzen, da sich sonst das Buch als Makulatur erweise:

„Ohne Fourage war kein längerer Kriegszug möglich. Das Futter für die Pferde wurde kaum auf den Ochsenkarren des Trosses gezogen, allenfalls die Zelte, die freilich bloß für die Herren mitgeschleppt wurden. Die Marschleistung war bei ‹Ochsengeschwindigkeit› entsprechend gering. Mehr als 15, höchstens 20 km pro Tag konnte keine Truppe vorrücken. Der Krieg – so gemächlich wie das Leben – rollte auf schlechten Wegen mit der Geschwindigkeit von Ochsenkarren übers Land, hilflos, wie sich zeigen sollte, gegen die schnellen Segler der Wikinger. Eine Heersäule von etwa 1000 Kriegerern zu Pferd, immer zu zweit nebeneinander, mit Vorhut und Nachhut und dem Troß auf Ochsenkarren dazwischen wälzte sich auf fünf oder mehr Kilometern Länge durch die Lande; wie groß die Heere tatsächlich waren, ist freilich unbekannt“ [Fried 2013, 150].

Hier stutzt der Leser: So wird das kein Krieg werden, da die benötigten Nahrungsmengen mit der Verlangsamung des Heeres, mit so vielen Menschen und mit immer weiteren Tieren zu Volumina anwachsen, die mit der damaligen Landwirtschaft und der geringen Menschenzahl nicht beizubringen waren. Und wer hätte dann das Futter für die Pferde und Ochsen transportiert, wenn nicht die Tiere selbst? Hätten etwa Sklaven Heuballen über lange Distanzen geschleppt?

Auch in anderen, gerade erschienenen Büchern wie denen von BREDEKAMP, HARTMANN, IMHOF, PIEPER, SALTZWEDEL oder WEINFURTER steht nichts Erhellendes. Für Ehepaar HARTMANN gehört die Logistik nicht einmal zu den 101 wichtigsten Fragen, womit es keineswegs allein steht, sondern die meisten Mediävisten repräsentiert. Denn wir können uns auch auf eine große Ausstellung in Paderborn und auf der Würzburger Festung Marienberg beziehen: *Eine Welt in Bewegung. Unterwegs zu Zentren des frühen Mittelalters* [Eggenstein u.a. 2008]. Das Logo der Ausstellung bestand aus Stilisierungen von Rad, Schiff und Straße. Doch die Einleitung schränkte bereits stark ein:

„Das frühe Mittelalter, die Zeit vom 6. bis 10. Jahrhundert, war von Umbrüchen geprägt und voller Dynamik. Die Christianisierung, die Eingliederung großer Gebiete rechts des Rheins in das europaweit bedeutende Reich der Franken und die damit verbundenen dramatischen Veränderun-

gen in Politik, Religion, Wirtschaft und Kultur, in Gesellschaft und Privatleben kennzeichnen diese Zeiten.

Ebenso ist es eine Epoche der Mobilität. Auf den Fernwegen, den Flüssen und Landstraßen sind Missionare, Krieger und Händler unterwegs; der König mit seinem Hofstaat hat keine feste Residenz, sondern reist von Pfalz zu Pfalz. So war das frühe Mittelalter in verschiedener Hinsicht »eine Welt in Bewegung«! [Eggenstein, 10]

Eine grob verharmlosende Formulierung wie „die Eingliederung großer Gebiete rechts des Rheins“ stellt unmissverständlich klar, dass die laut den Chroniken brutal verlaufenden Sachsenkriege kein Thema für diese Ausstellung waren. Es scheinen nur einzelne Krieger genauso wie einzelne Missionare auf den Straßen unterwegs gewesen zu sein.

Dank einer einzelnen nachprüfbaren Radspur wird am Hellweg eine Spurbreite von 1,28 m ermittelt [Eggenstein, 59, 121]; unklar bleibt, warum es sich um einen karolingischen und nicht um einen z.B. ottonischen Wagen gehandelt hat. Daraus wird für „Heerwege und öffentliche Fernwege“ eine generelle Straßenbreite von 9 m postuliert, während Wege, die der niedrigen Gerichtsbarkeit unterstellt waren, nur eine Breite von 1,5 bis 3,5 m hatten [ebd. 59]. Hier wären breitere Wagen wohl kaum aneinander vorbeigekommen. Unterwegs sind schwerfällige Lastenfahrzeuge, hinter Ochsesgespannen und zum Teil noch mit Scheibenrädern; zum Verkehr gehören auch leichtere Wagen mit Speichenrädern, von Pferden gezogen [ebd. 60]. Sie bleiben allerdings in der Ausstellung ohne jeden Beleg. Wenn dann auch noch Hufeisen gezeigt werden, die ganz anderen Zeiten zugehören (s.u.), dann kann man lange darüber streiten, ob besser von Notlüge, Irreführung oder vorsätzlicher Täuschung zu sprechen ist.

Deshalb wollen wir eine kleine Betrachtung ohne die eigentlich zuständigen Wissenschaftler anstellen: Wie wäre der Marsch von Ingelheim nach Paderborn – das bei seiner Gründung Karlopolis geheißen hätte [Hartmann, 127] – zu organisieren, der mit Hin- und Rückweg ungefähr 300 km umfasst?

Die Ochsentour

Das stärkste Glied in der Kette ist der Zugochse, weil sich ohne ihn kein Karren bewegt, kein Tross vorankommt. Aber er ist zugleich das schwächste Glied in der Kette, weil er so langsam ist.

Laut Johannes FRIED (s.o.) kommt der Ochse an einem durchschnittlichen Tag nur 15 km voran – selten genug 20 km. Deshalb braucht der Tross von Ingelheim nach Paderborn für die 300 km 20 Tage. Wenn wir wissen, wie viel Futter das Tier täglich braucht, können wir kalkulieren, was er alles ins Feindesland ziehen und was an Beute er zurückbringen kann.

Heutige Ochsen können durchaus 1.000 kg Gewicht überschreiten. Kleine Kühe wurden im späten 19. Jh. mit 200 bis 300 kg taxiert, die schwersten Kühe mit bis zu 700 kg, Ochsen jeweils 25 bis 30 % schwerer [Krafft 88]. STRITZKE nennt für Rinder eine Widerristhöhe von 1,10 m gegenüber einem heutigen Rind mit 1,47 m [Eggenstein, 156]. Um spätere Zuchterfolge beiseite zu lassen, gehen wir fürs frühe Mittelalter von lediglich 400 kg für einen Ochsen aus. (Die Orientierung an der Untergrenze bringt uns bei den Futtermengen auf die sichere Seite bei unseren Kalkulationen.) Bei seiner Ernährung mit Heu und Getreide halten wir uns an die Faustregel: täglich ein Vierzigstel des Körpergewichts, wie 1876 Guido KRAFFT in seinem *Lehrbuch der Landwirthschaft* [88] zu einer Zeit empfohlen hat, die mangels Traktor noch auf die Zugkraft von Ochsen angewiesen war.

So kommen wir auf 10 kg Futter pro Tier und Tag. Dazu gehört mindestens die vierfache Menge an Wasser; das wären 40 l. Für Ochsen der gewählten Gewichtsklasse wird heute auch von 100 Litern und mehr gesprochen [wiki → Hausrind], wir gehen aber davon aus, dass Wasser im Krieg gegen die unbeugsamen Sachsen nicht mitgeführt wird, sondern setzen risikofreudig voraus, dass alle 15 km an einem Bach, Fluss, Teich oder See Hunderte, ja Tausende von Tieren getränkt werden können. Das ist zwar unwahrscheinlich, muss aber postuliert werden, denn sonst werden noch viele Hundert Ochsenkarren allein für die Wasserfässer benötigt. (Wie das Problem südlich von Rom gegen die Langobarden gelöst wurde, muss hier dahingestellt bleiben.)

Wir lassen nun unseren Parade-Ochsen in Ingelheim starten; er soll 20 Tage bis Paderborn marschieren, dann 10 Tage ruhen, während der Kampf tobt, und wiederum 20 Tage zurückmarschieren. Dafür braucht er

$$50 \times 10 \text{ kg} = 500 \text{ kg Futter.}$$

Die archäologische Suche nach karolingischen Wagen blieb ergebnislos, da hätten wir besser nach keltischen oder gar bronzezeitlichen Modellen gefragt. Nachdem sich die Karolinger auf ehemals römischem Gebiet auf römischen Straßen bewegten, wählen wir zum Vergleich den größten römische Wagen, die Clabula, einen offenen Leiterwagen mit 1.500 römischen Pfund = 495 kg Ladekapazität [römisch]. Mit ihm könnte unser Ochse seine eigene Nahrung für Hin- und Rückweg transportieren, dazu beim Heimweg noch 300 kg an Beute.

Diese Rechnung als voreilige Antwort genommen – das würde bedeuten, dass der Ochsenkarren für den Anmarsch überhaupt nichts nützt, weil er nur das Überleben dieses einen Zugtieres und sonst nichts sichern kann – gewissermaßen ein Nullsummenspiel oder ein Beschäftigungsprogramm für arbeitslose Ochsen. Diese Futtermenge ist freilich unumgänglich, weil weder nach dem Maifeld, geschweige denn nach dem Märzfeld entlang der Aufmarschroute frisches Grünfutter oder frisch geerntetes Getreide zu finden wäre. Zu

dieser Jahreszeit ist außer Gras noch nicht viel zu ernten, und die kampf- und frankengewohnten Sachsen werden lieber ihre Vorräte verbrannt haben, als sie dem Feind zukommen zu lassen. Also muss der Ochse – trotz FRIED – sein eigenes Futter wie das der Pferde transportieren. Allerdings ist er wie alle Rinder kein zielstrebiges Zugtier:

„Ein Rind macht beim Fressen und Wiederkäuen pro Tag 30.000 Kaubewegungen und produziert bis zu 150 Liter Speichel. So verwundert es nicht, dass es an heißen Tagen bis zu 180 Liter Wasser zu sich nimmt und dabei bis zu 25 Liter pro Minute schluckt“ [wiki → Hausrind]

Das Wiederkäuen wird gerne im Liegen praktiziert; weil das Tier auch noch Schlaf braucht, ist seine durchschnittliche Marschleistung beängstigend gering.

Der doppelt nützliche Ochse

Der Zugochse ist aber bei genauer Kalkulation kein nur sich selbst nützender 'Autist', sondern er ist doppelt nützlich, weil er nach leergefressenem Wagen von der aktiven Zugmannschaft zur (passiven) Verpflegung hinüberwechselt. Um das zu demonstrieren, gehen wir von fünf Ochsen aus, die anfangs jeweils einen vollen 500-kg-Wagen mit Ochsen- und Pferdefutter ziehen. Denn die Reiterei ist darauf angewiesen.

Pferde müssen ihren Reiter tragen, können also das von ihnen auf dem Feldzug benötigte Heu samt Getreide (Hafer oder Gerste) nicht selbst transportieren. Was brauchen sie an Nahrung?

„Grob verallgemeinert gilt: Je 100 kg Körpergewicht braucht ein Pferd ca. 1 kg Heu pro Tag (das darf auch mehr sein). Bei durchschnittlicher Arbeitsleistung kommt je 100 kg Körpergewicht bis zu 1 kg Kraftfutter am Tag hinzu. Diese Werte können jedoch nur als grobe Richtschnur dienen. Ein Pferd von 600 kg Körpergewicht erhält demnach mindestens 6 kg Heu und bis zu 6 kg Kraftfutter am Tag. Die Heumenge sollte stets überwiegen.“ [herz-fuer-tiere]

Während heutige Pferde mehr als 1.000 kg wiegen können – ein Kaltblut im Schnitt 720 kg [pferd] –, taxieren wir das frühmittelalterliche Pferd auf lediglich 300 kg. Dieses Tier benötigt täglich nur 6 kg Futter, auf einem 50-tägigen Feldzug demnach 300 kg. Wenn wir nur von einer Reiterschwadron mit 300 Berittenen ausgehen – in den Chroniken stehen selbstverständlich Zahlen ganz anderer Dimension –, so sind binnen 50 Tagen 90.000 kg notwendig, also 90 Tonnen Futter. Für ihren Transport wären 180 Ochsenkarren notwendig. Diesem Zwischenergebnis zufolge könnte der Ochse keine Zusatzlast befördern. Müssen wir deshalb nach einigen Rücksprachen mit dem Generalfeldmarschall den Feldzug durch diplomatisches Ränkespiel ersetzen?

Nein, sofern wir eine 'Mischkalkulation' ansetzen. Bei ihr sollen fünf Ochsen auf ihren 500 kg-Wagen auch das Futter für fünf Pferde befördern. In der Tabelle steht vor dem Strich jeweils Ochsenfutter, dahinter Pferdefutter. Jeder der fünf Ochsen (O. 1 bis O. 5) frisst täglich 10 kg, jedes Pferd 6 kg, so dass anfangs 5 Ochsen 50 kg pro Tag verbrauchen, die Pferde gleichbleibend 30 kg.

	Abmarsch	Tag 1 //	Tag 4 //	Tag 6	Tag 7 //	Tag 14 //	Tag 22 //	Tag 32
O. 1	200 300	150 270	- 180	- 120	-----	-----	-----	-----
O. 2	200 300	200 300	200 300	100 300	50 390	-----	-----	-----
O. 3	200 300	200 300	200 300	200 300	200 300	--- 480	-----	-----
O. 4	400 100	400 100	400 100	400 100	400 100	400 100	140 340	-----
O. 5	170 330	200 300	170 330	170 330	170 330	170 330	170 330	120 370

Am Ende des 7. Tages kann die Restlast von Ochse 1 zu Ochse 2 umgeladen werden, Tier 1 landet am Spieß und die Ochsenfuttermenge reduziert sich von 50 auf 40 kg. Am Abend des 14. Tages muss der zweite Ochse sterben, am Ende des 22. Tages auch das dritte Tier. Der vierte Ochse erhält am 32. Tag das Zeitliche gesegnet. Schließlich endigt die Reise am 44. Tag: Der verbliebene Ochse hat kein Futter mehr und transportiert noch eine letzte 10 kg-Pferde-Ration. (Derartige Rechnungen haben noch 1911 die Expeditionen zum Südpol angestellt, waren doch bei Roald Amundsen wie bei Robert Scott oder Douglas Mawson ausfallende Zugtiere – Hunde oder Ponys – als Hundefutter eingeplant.)

So stellen wir fest, dass auf einem 50-Tage-Krieg allein für die Verpflegung von fünf Pferden mehr als 5, nämlich 6 Ochsen zum Einsatz kommen müssten. Doch diese Tierzahl muss noch viel stärker anschwellen. Denn wir müssen wir mit großem Erschrecken zur Kenntnis nehmen, dass die römische Clabula nicht von einem, sondern von vier Ochsen gezogen worden ist! [Wolf, 333] Es werden also sogar vier Ochsen gebraucht, um das Futter eines Ochsen für 50 Tage zu transportieren. Wäre das der wahre Grund für ewigen Frieden? Leider nein, weil auch diese Relation noch ins Positive gedreht werden könnte, allerdings dann mit einer Ochsenzahl, die gegen Unendlich driftet, während die Mannschaft bald gegen das ständig und ausschließlich servierte Ochsenfleisch meutern und es lieber dem Feind verkaufen würde.

Die Relation ließe sich verbessern, wenn man nur das im Feindesland benötigte Futter mitführt. Solange man sich auf eigenem Territorium bewegt, müssten dann Anrainer alle 15 km den Futterbedarf bereitstellen. Das verlangt eine Fließbandlogistik, bei der zu vorbestimmten Orten und Zeiten von außen Nahrungsmittel bereitgestellt werden. (Bei der Automontage müssen auch für ein bestimmtes Endprodukt taktgenau Räder oder das vom Kunden bestellte Lenkrad bereitstehen.)

Doch muss noch ein harter Einwand vorgebracht werden. Wie sah es im feindlichen Sachsenland aus? Kürzlich hat das Ehepaar Martina und Wilfried HARTMANN [2014, 74] betont, dass es dort weder einen Fürsten an der Spitze noch städtische Zentren gab.

„Zudem war das Land kaum durch Wege und Straßen erschlossen; daher war es schwierig, lokale und regionale Widerstandsnester rasch zu erreichen und zu bekämpfen.“ [ebd.]

Wenn der Sachse kein ordentliches Straßennetz unterhält, dann wird die Hoffnung auf unseren endlosen Pulk von Ochsenkarren trügerisch. Denn selbst wenn die Wagen irgendwie durchgekommen wären, müsste die Zuladung auf einen Bruchteil der bislang veranschlagten 500 kg reduziert werden, um Achs- und Radbruch zu vermeiden. So lässt sich vielleicht von hessischem Gebiet aus die dicht hinter der Grenze liegende Eresburg attackieren (wie fürs Jahr 772 berichtet). Wie aber soll man sich die Bewältigung der 1.500 km-Strecke von z.B. Aachen bis Salerno, hinein in die Gebiete der Langobarden vorstellen, noch dazu über Alpenpässe, deren verwahrloste Wege den Gebrauch von Wagen nicht mehr erlauben? Hier vertritt – anders als beim Kriegführen – auch das Ehepaar HARTMANN [18] eine dezidierte Meinung:

„In Germanien hingegen – dem Osten des Reiches – versuchten die Karolinger, Wege anzulegen, auf denen Fuhrwerke fahren konnten. Wichtige Massengüter – wie vor allem Salz – wurden aber meist auf Flüssen befördert, weil die Wagen den schlechten Wegeverhältnissen kaum gewachsen waren. Andere Waren wurden auf Pferde oder Maultiere geladen oder – vor allem wenn Gebirge zu überwinden waren – auf dem Rücken von Menschen getragen.“

Abgesehen davon, dass die Anlage von fuhrwerktauglichen Wegen in den Chroniken nicht berichtet wird, bedeutet auch diese Einschätzung das Aus für den von FRIED imaginierten kilometerlangen Tross aus Ochsenwagen. Schiffspassagen werden immerhin bei den Awarenkriegen genannt, aber bis in die Alpen hinein eine ganze Bootsflotte den Rhein stromaufwärts zu treideln, wäre keine Lösung der Transportprobleme. Das erneuert, abgesehen vom ohnmächtigen Kampf gegen die Strömung, die Probleme, denn wer würde die langen Treidelpfade in Schuss halten und wer würde die Unmengen an Treidelpferden ernähren?

Wir stehen vor demselben Phänomen wie im Fall der Hummel, die nicht weiß, dass sie aufgrund ihres Körperbaus gar nicht fliegen kann und deshalb unbekümmert fliegt [bionik]. Das ist natürlich ein albernes Gerücht, kommen doch Hummeln sogar noch mit der Luftbeschaffenheit in 5.600 m Höhe zurecht [Sichuan 2014]. Vielleicht kommen Franken auch ohne Ochsentross voran?

Packtiere

Wir wissen, dass der alle und alles überragende Karl selbstverständlich alle ihm zugeschriebenen Feldzüge durchführen konnte, wenn er nur wollte. Die Praxis muss aber doch ein wenig anders ausgesehen haben. Eine Chance gab es angesichts träger Ochsen und fehlender Straßen nur mit Packtieren.

Auch hier scheidet der Ochse aus dem Rennen aus, trägt er doch nur 100 kg über 15 km an einem Tag [wiki → Tragtier], wobei er 10 kg frisst. Er kann sein eigenes Futter nur für 10 Tage tragen und kommt damit nur 150 km weit.

Das Pferd von heute kann hingegen 150 kg über 30 km tragen. (Ideal wäre das Trampeltier, das täglich 250 kg über 35 km trägt [ebd.]; es gab aber im karolingischen Reich allenfalls in Aachens Gehege ein Kamel.) Wenn das kleine mittelalterliche Pferd 6 kg täglich frisst und 120 kg trägt – eine sehr optimistische Schätzung –, dann kann es seine eigene Marschverpflegung für 20 Tage tragen und kommt damit 600 km weit. Außerdem entfällt die Beförderung von Ochsenfutter. Insofern mag Karl mit bepackten Pferden ein Stück weiter gekommen sein; allerdings hatten sie weder Hufeisen noch Hippo-Sandalen und Pferdefleisch war damals aus religiösen Gründen als Lebensmittel geächtet [Weinfurter, 66], was die Truppenverköstigung erschwerte. Würde man Ochsen nur zum Verzehr mitführen, käme der Aufmarsch trotzdem nur im Schneckentempo voran, dazu wäre erneut Ochsenfutter einzukalkulieren.

Im Idealfall werden die Pferde von den Anrainern versorgt, solange die Heerfahrt auf eigenem Boden verläuft. Damit würde sich der 50-Tages-Krieg für den Fourier auf die Versorgung für z.B. 15 Tage im Feindesland reduzieren. Nun könnte ein Pferd seine gesamte Futtermenge für diese Zeit mitführen ($15 \times 6 = 90$ kg) und noch 30 kg Gepäck tragen. 30 kg sind ein Chance: Damit lassen sich die von FRIED allein angesprochenen Zelte transportieren, die Küchenutensilien, die Ersatzwaffen und Reparaturwerkzeuge bis hin zum Reiseamboss und nicht zuletzt die Truppenverpflegung, berauschende Getränke eingeschlossen.

So gäbe es zumindest eine rechnerische Chance, mit vielen Tross-, aber wenig Kavalleriepferden die Sachsen zu attackieren. Beträchtliches Einsparungspotential gäbe es, wenn die edlen Reiter zu Fuß marschieren würden, denn dann könnten ihre Pferde während des langen Marsches als Packtiere dienen. Das dürfte allerdings feudales Denken verhindert haben.

Doch der massive Einsatz von Pferden ist ohne längst bekannte Voraussetzungen nicht möglich: Es braucht die Dreifelderwirtschaft, damit im Fruchtzyklus auch genügend Hafer und Gerste angebaut werden und es braucht das Hufeisen. Bezeichnenderweise vollführten die Balhorneer Ausstellungsmacher von 2008 [Eggenstein, 249 f.] eine Pirouette zur Verwirrung der Besucher, betonten sie doch:

„Der Pferdebeschlagnahme stellte im Mittelalter einen hohen Kostenfaktor dar. Trotzdem wurden auf den Balherner Straßen sehr viele Hufeisen ausgegraben.“ [Eggenstein, 249]

Es wurden tatsächlich fünf Katalognummern mit Hufeisen gezeigt, doch die fast durchgängige Beschriftung „12.–13. Jh.“ [ebd. 248 f.] zeigte, dass hier meist getäuscht wurde, ging es doch der Ausstellung ums frühe Mittelalter, bis zum 10. Jh. Ein einziges Hufeisen tanzt aus der Reihe: „In Balhorn wurde eines der ältesten sicher datierbaren Hufeisen Deutschlands ausgegraben [...] 10. Jh.“ [ebd. 191]; das Bruchstück wurde keiner Abbildung wert befunden. Demnach sind karolingische Hufeisen nicht verloren gegangen – oder es gab sie nie. Als Exponate fehlten auch Radnaben oder Achsteile der Karren (von den Kelten her gut bekannt), es fehlte auch Schirrzeug für die Ochsen.

Aber erst wenn auch noch das verbesserte Kummel hinzutritt, kann das Pferd als Zugtier eingesetzt werden. Alle diese Erfindungen will man deshalb bereits den Karolingern zuschreiben, doch diese Entwicklungen und ihre Früchte sind erst ab dem 10. Jh. (archäologisch) nachweisbar. So stellt sich die Frage: Sind die abendländischen Kriege erst mit dem Pferd als *Zugtier* möglich geworden? Die Römer setzten auf überschaubare Infanterie-Legionen von einer 5.000-Mann-Normstärke, wobei der Legionär genormtes, ‘spartanisches’ Gepäck trug, die Merowinger kämpften vorzugsweise auf ihrem eigenen Territorium gegeneinander. Wie aber die karolingischen Kriegszüge in alle nur möglichen Himmelsrichtungen erklären – gegen Wikinger, Bretonen, Aquitanier, Basken, Sarazenen, Langobarden, Byzantiner, Awaren und Slawen? Werden sie als imaginär ausgemustert, kommt die Kriegskunst erst im 10. Jh., gewissermaßen im Schlepptau der Pferde auf die Beine.

Denken wir nur an die schmachvolle Schlappe von Roncesvalles. Damals waren die edlen Franken ihrer Nachhut weit vorausgeeilt, zu weit, so bemerkten sie nicht, dass die christlichen Basken „die Gepäckkolonne und die sie schützende Nachhut“ angriffen, bis auf den letzten Mann niedermachten [Einhard c. 9] und Tribute samt Beute raubten. So starb der sagenhafte Markgraf Roland. Diese Niederlage wurde erst um 1100 im *Chanson de Roland* und in den beiden darauf folgenden Jahrhunderten farbenprächtig ausgemalt [Hartmann, 122]. Damals war diese pferdebedingte Weiterentwicklung im Heerwesen selbstverständlich geworden.

Literatur

bionik = <http://www.bionik.tu-berlin.de/institut/MAV/s2mav2.htm>

Eggenstein, Georg / Börste, Norbert / Zöllner, Helge / Zahn-Biemüller, Eva (2008):

Eine Welt in Bewegung · Unterwegs zu Zentren des frühen Mittelalters. Begleitbuch der Gemeinschaftsausstellung in Paderborn und Würzburg; München · Berlin

Fried, Johannes (2013): *Karl der Große · Gewalt und Glaube*; München

Hartmann, Martina und Wilfried (2014): *Karl der Große und seine Zeit · Die 101 wichtigsten Fragen*; München
herz-für-tiere = <http://www.herz-fuer-tiere.de/ratgeber-tier/pferde/haltung/die-optimal-e-ernaehrung-des-pferdes.html>

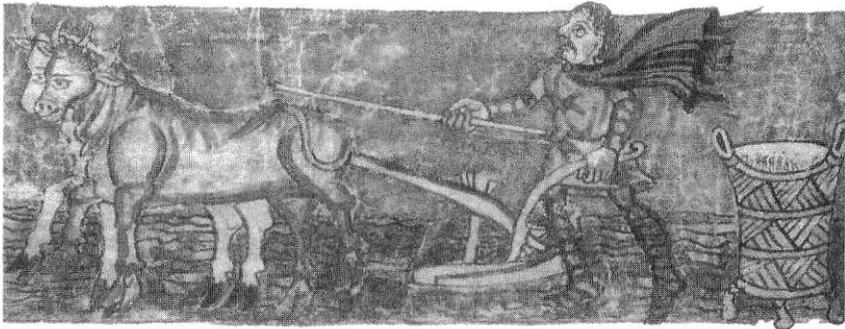
Krafft, Guido (1876): *Lehrbuch der Landwirtschaft auf wissenschaftlicher und praktischer Grundlage. Dritter Band. Thierzuchtlehre*; Berlin
pferd = *Was wiegt mein Pferd?*
http://www.pferde-futter-shop.de/Was-wiegt-mein-Pferd:_:35.html

Pieper, Dietmar / Saltzwedel, Johannes (Hg. 2013): *Karl der Große · Der mächtigste Kaiser des Mittelalters*; Wiesbaden (identisch mit Spiegel-Historie-Heft 2012)
römisch = http://www.borg-op.asn-bgld.ac.at/roemischebernsteinstrasse/roem_strebersdorf.htm

Sichuan/dpa (2014): Hummeln könnten den Mount Everest bezwingen; *ZEIT online*, aktualisiert 05. 02., 08:38 Uhr

Weinfurter, Stefan (2013): *Karl der Große · Der heilige Barbar*; München
 wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* ↪ Artikel

Wolf, Friedrich August (1839): *Fr. Aug. Wolf's Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft · Fünfter Band. Vorlesung über die römischen Althertümer* (Hg. J. D. Gürtler / S. F. W. Hoffmann); Leipzig



Hier sollte die zeitgenössische Abbildung wenigstens eines karolingischen Ochsenfuhrwerks stehen, aber es gibt in den besprochenen Büchern keine. Bei Eggenstein u.a. „Eine Welt in Bewegung“ gibt es überhaupt keinen derartigen Wagen zu sehen, weder fragmentarisch noch als Rekonstruktion. Als ‘Ersatz’ dient hier ein pflügendes Ochsengespann, *Stuttgarter Psalter*, „um 830“ [Fried 2013, 205; dito 554]; dem Pflug fehlen allerdings die von Fried [ebd. 227] behaupteten Räder (vgl. S. 17 f.).

Bischof Gregor von Tours über die Gestirnsbewegungen

Zsolt Németh

Mitte der 1980er Jahre wurde eine heftige Diskussion in *Nature*, der wohl bedeutendsten naturwissenschaftlichen Zeitschrift der Welt, entfacht über etwas, das eigentlich gar nicht so richtig in diese Zeitschrift passt. Wolfhard Schlosser und Werner Bergmann (nachfolgend **SB** [1985]), Professoren an der Ruhr-Universität Bochum, haben beim Studieren des Werkes *De cursu stellarum ratio, qualiter ad officium implendum debeat observari* (eine Abhandlung über die Beobachtung der Gestirnsbewegungen zum Zweck der Bestimmung der Gebetszeiten, nachfolgend: **DCS**) von Bischof Gregor von Tours (ca. 538–593 [SB 1985, 46; Wood]) eine überraschende Hypothese aufgestellt. Der Bischof erwähnt einen Stern namens Robeola, der dem Namen nach zu urteilen eine rötliche Farbe haben soll, und den er als *splendida*, also prächtig leuchtend bezeichnet [DCS 870]. SB [46] identifizieren Robeola als Sirius, obwohl der Sirius heute weiß leuchtet. Sie begründen ihre Hypothese folgendermaßen:

- Die Bezeichnung *splendida* kann sich nur auf den hellsten Stern des Himmels beziehen,
- der Sirius wird in antiken Quellen ebenfalls als roter Stern beschrieben,
- der eigentlich ein Doppelsternsystem ist: Sein roter Licht resultierte möglicherweise daraus, dass Sirius B, der heute blassere weiße Zwerg, im Altertum – ja sogar noch im 6. Jh. – noch ein roter Riese war, der den weißen Sirius A überstrahlte,
- und wenn dem so war, muss der Sirius notwendigerweise damals um vieles heller geleuchtet haben als heute und konnte somit von den Himmelssternen einzig und alleine wirklich den Beinamen *splendida* verdient haben.

Für wen wurde DCS erstellt?

Noch bevor wir auf die Reaktionen auf diese Hypothese eingehen, müssen wir quasi als Schritt 0 etwas erforschen, was SB 1985 noch vollkommen gutgläubig als selbstverständlich erachten konnten: Für welche Ordensbrüder wurde die Abhandlung Gregors erstellt? ‘Selbstverständlich’ für den Benediktiner-Orden, weil der heilige Benedikt von Nursia (480–547) ja bereits Jahrzehnte vor der Erstellung von *De cursu stellarum* die Grundlagen des nach ihm benannten Ordens geschaffen hatte.

Im 20. Jh. haben eine Reihe von kirchlichen (Benediktiner) und weltlichen Wissenschaftlern bewiesen, dass der Benediktiner-Orden im 6. bis 9. Jh. in zahlreichen Teilen Europas noch gar nicht existiert hatte [Zusammenfassung: Illig 1994, 21; Clark 2003, 31, 224-226]. Wir wissen aber aus dem sehr gründlichen und detaillierten Werken von Francis Clark, dass Benedikt selbst höchstwahrscheinlich überhaupt nicht existiert hat. Sein Leben ist uns nur aus *Dialogi*, dem Werk Papst Gregors des Großen (540–604) bekannt; der Kirchenhistoriker Clark hat jedoch glaubwürdig dargestellt und belegt, dass dieses Werk unmöglich vom Papst Gregor I. stammen kann, sondern erst etwa 100 Jahre später entstanden sein muss und von einem Pseudo-Gregor geschrieben worden ist, dessen Ansichten von denen des tatsächlichen Papstes strikt abweichen [Clark 1987, 641]. Clarks Gedanken weiterführend, datiert Heribert Illig *Dialogi* auf Ende des 12. Jh. oder noch später [Illig 1994, 35], nachdem in diesem Werk das Fegefeuer als *locus* bereits erwähnt wird. Die Idee des Fegefeuers als reale Institution entstand jedoch, wie aus den Forschungen von Jacques Le Goff [191, 204] bekannt, in der Schule von Notre Dame de Paris um 1170/80.

Die Frühgeschichte des Benediktiner-Ordens hat bereits auch aus anderen Richtungen Zweifel aufgeworfen. Illig hat, in erster Linie auf der bauhistorischen Forschung von Rolf Legler basierend, festgestellt, dass die Existenz von Benediktiner-Klöstern vor der Mitte des 10. Jh. durch archäologische Funde nicht belegt werden kann, weiterhin, dass der Kreuzgang als das für diese Klöster am meisten charakteristische Baumerkmal erst im 11. Jh. erscheint [Legler 1989; Illig 2009].

Gibt es einen anderen Orden, für dessen Ordensbrüder Bischof Gregor seine Richtlinien hätte erstellen können? Theoretisch ja: Der heilige Columban von Luxeuil (ca. 543–615 [Metlake, 249]), der in Frankreich bekehrte und Kloster gründete, soll nämlich ein Zeitgenosse des Bischofs gewesen sein. Dem widerspricht jedoch die Tatsache, dass Gregor von Tours, auf den wir uns in erster Linie als eine der wichtigsten Geschichtsquellen der Merowinger-Zeit und nicht als Astronomen berufen, in seinen historischen Werken den zeitgenössischen irischen Mönch mit keinem einzigen Wort erwähnt (den hl. Benedikt übrigens auch nicht). Dies muss uns sonderbar erscheinen, weil Columban, sofern wir seine Biographie für glaubwürdig halten, wegen seiner Standhaftigkeit und strengen moralischen Normen überall in Konflikte geraten ist [Grace; Metlake]. Dies muss in kirchlichen Kreisen für Aufsehen gesorgt haben, was ganz sicher bis Gregor hätte durchdringen sollen. Weiterhin ist Columban laut Fachliteratur am Hofe des ab 587 herrschenden Childebert II. [wiki → Columban; Metlake] erschienen, wo auch Gregor ein und aus ging und somit den irischen Mönch persönlich gekannt haben sollte. Außerdem fängt Band IX der *Historia Francorum* laut Standpunkt der Geschichtswissenschaft

genau in diesem Jahr an. Jonas von Bobbio, der Jünger Columbans, der seine erste Biographie schrieb, benennt Sigibert als König von „Austrasia und Burgund“ zu Zeiten von Columbans Ankunft in Gallien [Vita 72]. Der Editor Ernst Dümmler – basierend wahrscheinlich auf den Mitteilungen in *Historia Francorum* – ist jedoch der Meinung, dass es sich dabei um Sigibert I., den Vater von Childebert II. gehandelt haben soll, und korrigiert Jonas von Bobbio [Vita 72, Fn. 3]. Auf diesen ‘Irrtum’ des Jonas werde ich im folgenden noch zurückkommen.

Gregor schreibt des Öfteren über Mönche bzw. Kloster oder deren Äbte, z. B. in den Kapiteln 7, 9 und 10 von Band V, in VI: 6 und 8, und VIII: 19. Er erwähnt jedoch nur in einem Fall, welche Regula sie befolgen, und zwar bezüglich des von der hl. Radegund gegründeten Frauenklosters in Poitiers. Gregor zitiert [Kap. IX:39] den von mehreren Bischöfen des Frankenlandes unterzeichneten Brief an die Gründerin des Frauenklosters. In diesem Brief steht, dass die Nonnen des Klosters „die Regula von Caesarius, dem erinnerungswerten Bischof von Arles“ befolgen sollen. Auch berichtet er [Kap. IX: 40], dass die hl. Radegund, zusammen mit der Äbtissin des Klosters, nach Arles fuhr und sie dort die Regula des Heiligen Caesarius und dessen Schwester Caesaria angenommen haben.

Die Einführung der Psalmodie in der dritten, sechsten und neunten Stunde wäre genau diesem hl. Caesarius von Arles (ca. 470–543) zuzuschreiben [Shahan], dessen Wirkungskreis im heutigen Südfrankreich lag. Seine Regula wurden jedoch „von der Regula von Columban, später von der des Heiligen Benedikt ersetzt“ [Shahan]. Es erscheint äußerst merkwürdig, wie die verschiedenen Regula einfach so selbstverständlich voneinander „ersetzt werden“; es ist eindeutig, dass solche Wechsel immer auf Entscheidungen beruhen.

Es ist unwahrscheinlich, dass Gregor von Tours sein astronomisches Traktat für Mönche in Südfrankreich geschaffen hätte, die von ihm so weit entfernt gelebt hatten; also kommen als Nutzer höchstens die Nonnen des Frauenklosters von Poitiers in Frage. Demnach bleibt der Titel dieses Abschnitts ohne befriedigende Antwort stehen....

Antithesen

Belassen wir es vorerst dabei und kehren zurück zu Robeola. Bruno Krusch, der Herausgeber der Standard-Version von DCS, beauftragte einen absoluten Experten mit der Identifizierung der von Gregor erwähnten Sterne und Sternbilder: Johann Gottfried Galle, den Entdecker des Planeten Neptun [DCS 857]. Die Identifizierung wurde notwendig, weil Gregor mit Ausnahme der „Pliades“ (Plejaden), des Stefadiums (Corona Borealis = Nördliche Krone) und des Plaustrums (Wagen = Großer Wagen bzw. Großer Bär) keinen einzi-

gen mit den heutigen Bezeichnungen übereinstimmenden Sternennamen nennt. Galle identifiziert den Robeola als den orangenroten Arcturus, den hellsten Stern des nördlichen Himmels (Sirius gehört zum südlichen Himmel).

Die Hypothese von Schlosser und Bergmann entfachte herbe Kritik, sowohl unter den Astronomen als auch unter den Historikern. Stephen McCluskey, Geschichtswissenschaftler der *West Virginia University* in Morgantown, weist in Anlehnung an die Schrift von Rachel Poole auf Folgendes hin:

„Die Bedeutung von Arcturus für klösterliche Zeitbestimmung wird dadurch verstärkt, dass er in einer klösterlicher Zeittafel aus Nordfrankreich als einer von sieben hellleuchtenden Sterne vorkommt, während Sirius nicht vorkommt.“ [McCluskey, 87; Übers. hier und im Folgenden HI]

Weiterhin folgert er nach einem Vergleich der selbst errechneten Sichtbarkeitsdauer von Sirius und Arcturus um 600 mit den von Gregor in Bezug auf Robeola angegebenen Daten:

„Offensichtlich ist Sirius [einer der Sterne von] ›Quinio‹ [eine von Gregor erwähnte Sterngruppe aus fünf Sternen, auf die wir später zurückkommen werden; ZN] und ›Rubeola‹ ist sehr wahrscheinlich Arcturus, ein Stern, der allgemein wegen seiner rötlichen Farbe bekannt ist“ [McCluskey, 87].

Auch Robert H. van Gent, Astronom des Sonneborgh Observatory in Utrecht berechnete den Gang der beiden hellen Sterne bezogen auf die geografische Breite von Tours und verglich ihn mit der Sichtbarkeitsdauer von Robeola. Zwei seiner Diagramme fügen wir als Abb. 1 bei. Der niederländische Astronom berücksichtigte die im Mittelalter gebräuchliche Unterteilung des Tages einerseits in *temporale*, andererseits in *äquinoktiale Stunden*. Letztere ist die heute angewendete Unterteilung, bei der die Stunden über den ganzen Tag verteilt gleich lang sind. Bei der temporalen Einteilung wird der Tag und die Nacht in jeweils 12 Stunden aufgeteilt. Dies bedeutete, dass die Dauer einer Stunde von Tag zu Tag variierte (in Deutschland zwischen 40 und 80 Minuten) und bei den Sonnenwenden ihr Extremum erreichte.

Van Gents erstes Diagramm zeigt die Berechnung der in DCS angegebenen Sichtbarkeitsdauer auf Grund der temporalen Stundeneinteilung und stellt fest: „Arcturus and Sirius passen beide sehr schlecht“ [Gent, 88]. Das zweite Diagramm basiert auf der äquinoktialen Unterteilung und zeigt laut van Gent, dass Arcturus „fast perfekt die von Gregor gelieferten Daten erfüllt, während Sirius in keiner Weise übereinstimmt“ [ebd.]. Auf Grund seiner Berechnungen meint er:

„Es liegt auf der Hand, dass Schlosser und Bergmann den Beweis versäumt haben, ob ›Rubeola‹ = Sirius. Es gibt keine Gründe, die übliche Identifizierung mit Arcturus in Frage zu stellen“ [Gent, 88].

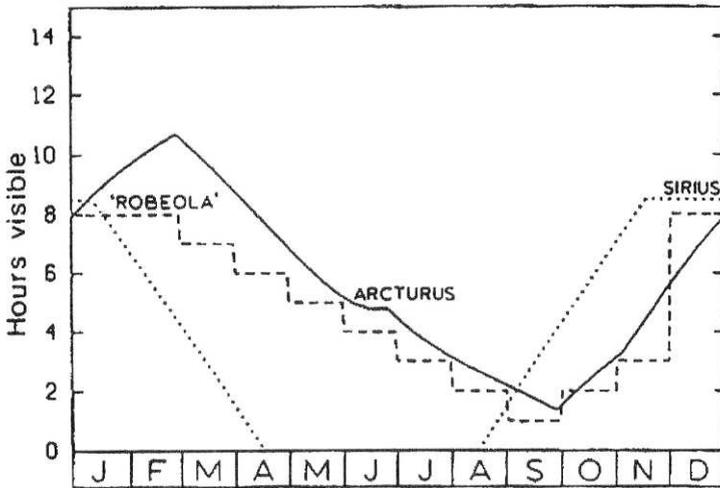
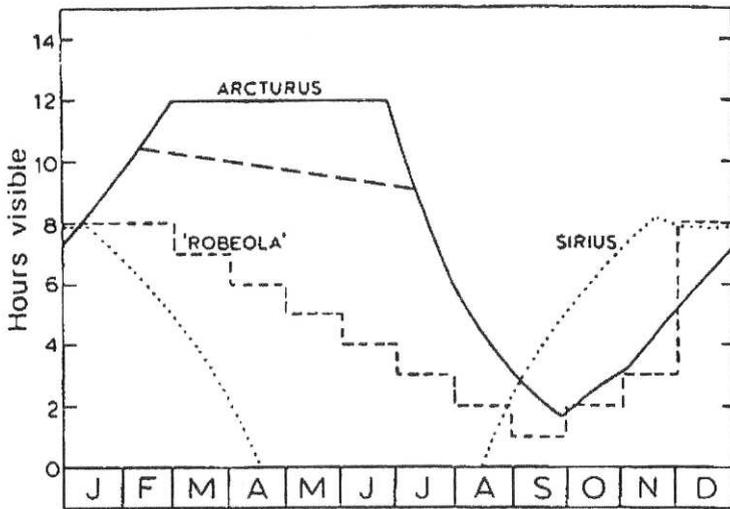


Abb. 1: Die Sichtbarkeit von Robeola im Vergleich zu der von Arcturus und Sirius in der temporalen (oben), bzw. der äquinoktialen (unten) Stundeneinteilung auf der geographischen Breite von Tours nach R. H. van Gent [88]. Die gestrichelte Linie im oberen Diagramm ist eine vom Autor dieses Artikels vorgenommene Korrektur: Kein Stern kann im System der temporalen Einteilung 12 Stunden lang, also während der ganzen Nacht sichtbar bleiben, da sie ja im Morgengrauen oder in der Abenddämmerung schon/noch unsichtbar sind.

Der niederländische Astronom hebt noch hervor, dass der Sirius in Teilen der antiken Quellen (im Einklang mit dem heutigen Wissen) als weißer Stern beschrieben wird, und betont, dass Robeola wie Arcturus auf dem Breitengrad von Tours jede Nacht am Himmel erscheint, während der Sirius dort während der Monate Mai-Juni-Juli nicht sichtbar ist. Ich möchte hier noch anmerken, dass die Deklination (= der Erhebungswinkel über dem Himmelsäquator) von Robeola während einer Konjunktion mit der Sonne deren Deklination übertreffen müsste, was im Falle von Sirius einen Wert von mindestens $+25^\circ$ voraussetzen würde gegenüber dem Wert von -16° in der Zeit um 580; die Abweichung ist demnach enorm. Meiner Meinung nach schließen allein diese beiden Feststellungen die Identifikation von Robeola als Sirius aus.

In ihrer Antwort beharrten die Professoren aus Bochum trotz gegenteiliger Meinungen auf ihren Standpunkt. Schlosser und Bergmann wiesen die Berücksichtigung des nach der äquinoktialen Stundeneinteilung berechneten, verhältnismäßig gleichen Ganges von Arcturus und Robeola entschieden zurück („we flatly reject“ [SB 1987, 89]), da ihrer Meinung nach Gregor, wie jedermann im Mittelalter, den Tag temporal, d.h. in ungleiche Stunden, aufgeteilt hatte (auf diese grundsätzliche Kritik kommen wir weiter unten noch zurück). SB haben auch eigene Berechnungen in numerischer Form veröffentlicht, deren Ausgangsparameter jedoch von denen von McCluskey und van Gent abweichen und somit einen unmittelbaren Vergleich der Ergebnisse unmöglich machen. Demzufolge haben dann SB die Identifizierung von Quinio als Sirius und Robeola als Arcturus verworfen und sind bei ihrer Hypothese Robeola = Sirius geblieben [SB 1987, 89].

Aus diesem 'Fechtkampf' wird deutlich, dass weder Robeola noch Quinio mit Sirius bzw. Arcturus am Ende des 6. Jh. identifiziert werden können. Aus diesem Grund konnte überhaupt so eine scharfe Diskussion unter etablierten Fachleuten entstehen. Galle hat höchstwahrscheinlich keine Berechnungen vorgenommen; ansonsten wäre es ihm aufgefallen, dass die Daten von Gregor so nicht in Ordnung sein können.

In Kenntnis der Phantomzeit-Theorie machte ich den Versuch, festzustellen, in welcher Epoche und geografischer Breite der Gang von Robeola mit dem von Arcturus identisch sein kann. Dabei ließ ich die Epoche der Beobachtungen und der geografischen Breite als Ausgangsparameter frei. Meine Forschungen brachten das überraschende Ergebnis, dass die von Gregor angegebenen Daten nicht einmal dann eine akzeptable Übereinstimmung mit dem Gang von Arcturus aufweisen, wenn diese 300 oder gar 600 Jahre später datiert werden, und zwar auch dann nicht, wenn ich als Beobachtungspunkt eine Ortschaft weit südlich von Tours bestimme (z.B. Bagdad oder Alexandria). Orte nördlich von Tours können nicht in Betracht gezogen werden, weil die nächtliche Sichtbarkeitsdauer von Robeola das ganze Jahr über kür-

zer ist als die des Arcturus. Die Identität Robeola = Sirius kann auf der geografischen Breite der vorerwähnten Städte ebenfalls ausgeschlossen werden.

Analyse der Sichtbarkeitsdauer

Noch bevor wir die obige Aussage bewerten, sollten wir die in DCS angegebenen Sichtbarkeitsdaten genauer analysieren. In ihrem 45. Abschnitt, in dem Gregor den Gang der Gestirne im Juni beschreibt, erwähnt er, dass die von ihm als Pliades bzw. Butrio (Herde) genannte Sternbild acht Tage vor den *Calendae* (d.h. dem Ersten) des Juli, also am 24. Juni am Himmel erscheint [DCS 872]. Die Pliades sind eine der wenigen von Gregor erwähnten Sterngruppen, die dem Namen nach als identifizierbar erscheinen, und zwar als die Plejaden. Es ist zwar diskutierbar, nach welchen Parametern die Sichtbarkeitsdauer von Butrio zu verstehen ist (wie viele Grade über dem Horizont bzw. gleichzeitig unter dem Horizont der Sonne zu einem Zeitpunkt, als der Himmel dunkel genug erscheint); er muss nämlich, gemäß welchen Parametern auch immer berechnet, ungefähr einen Monat, mindestens jedoch drei bis vier Wochen vor dem vom Bischof erwähnten Zeitpunkt am Morgenhimmel erscheinen.

Im 28. Abschnitt schreibt Gregor wieder von Butrio und teilt mit, dass dieser Ende Juni erscheint und eine Stunde lang sichtbar ist. Das entspricht zwar der Wahrheit, aber die zweite Hälfte der Aussage steht im Widerspruch

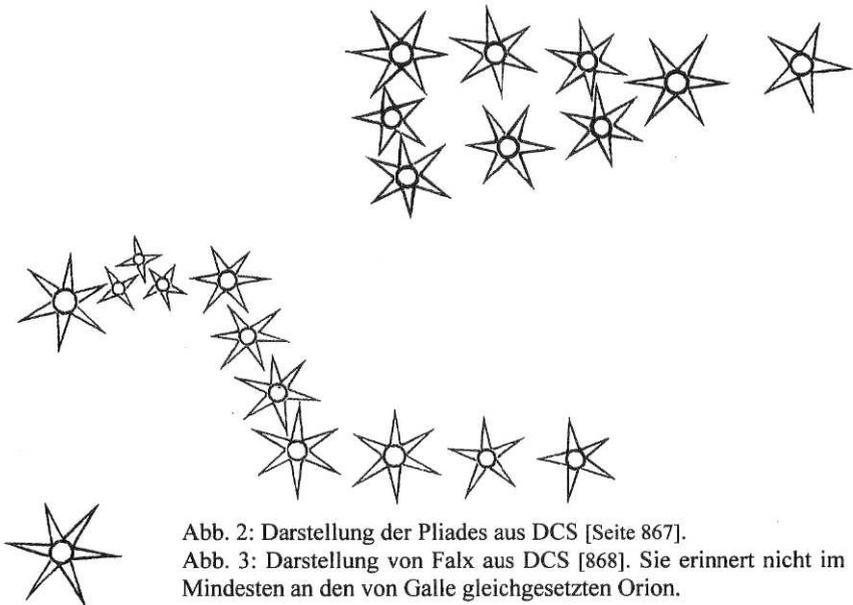


Abb. 2: Darstellung der Pliades aus DCS [Seite 867].

Abb. 3: Darstellung von Falx aus DCS [868]. Sie erinnert nicht im Mindesten an den von Galle gleichgesetzten Orion.

zur Darstellung im Abschnitt 45. Er stellt auch richtig fest, dass Butrio im Mai nicht sichtbar ist [DCS 867]. Die Daten der Sichtbarkeitsdauer im Winter (9 Stunden im Dezember und 8 Stunden im Januar) entsprechen jedoch nicht denen der Plejaden, weder in temporaler (11 bzw. 9 Stunden) noch in äquinoktialer (8 bzw. 7 Stunden) Unterteilung des Tages.

Vor dem 28. Abschnitt zeigt Gregor die Abbildung von Pliades/Butrio als ein aus 9 Sternen bestehendes Dreieck (s. Abb. 2). Die Plejaden beinhalten sieben hellere Sterne, die jedoch kein Dreieck bilden. Ein Dreieck finden wir im Stier (Taurus), der von den Hyaden (auch Taurus-Strom oder Regengestirn genannt) gebildet wird; die Hyaden bestehen ebenfalls aus sieben Sternen.

Wir können keineswegs außer Acht lassen, dass die von Gregor angegebenen Sternbilder zum Teil nicht identifizierbar sind. Das vielleicht charakteristischste Sternbild des Himmels, der Orion erscheint zum Beispiel auf der Abbildung in keiner erkennbaren Form (s. Abb. 3), gleichzeitig wird auf den Seiten von DCS eine Reihe von nie gehörten Sternbildernamen aufgezählt (s. u.). Wie oben ausgeführt, konnte Gregor nicht einmal den Gang der beiden auf dem Himmel von Tours am hellsten sichtbaren Sterne (Sirius und Arcturus) nachvollziehbar beschreiben, genauso wenig wie den der Plejaden. Ein astronomisches Buch ohne genaue Stunden- und Datumsangaben ist aber wertlos.

Diese Abhandlung von Gregor wurde für einfache Mönche erstellt. Für mich ist es unvorstellbar, dass diese ziemlich verwirrende Arbeit, die so viele falsche Angaben zu schwer identifizierbaren Sternen enthält, für diese von Nutzen gewesen sein konnte. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass die Diskutanten von *Nature* sich nicht einmal einigen konnten, ob die vom Bischof angegebenen Daten im Sinne der äquinoktialen oder temporalen Tageseinteilung zu verstehen sind.

Meiner Meinung nach trifft keines von beiden zu: DCS ist nicht aus Informations-, sondern eher aus 'Desinformation'-Zwecken entstanden. In diesem Zusammenhang würde ich gerne auf die Bemerkung von SB hinweisen, dass im Mittelalter die äquinoktiale Unterteilung des Tages gebräuchlich war; doch die den Gang des Robeola wenigstens in einem Jahresabschnitt glaubhaft beschreibende Kurve nähert sich im System der temporalen Unterteilung jener des Arcturus an. All dies deutet darauf hin, dass es sich bei DCS um eine Schrift handelt, die später entstanden ist als konventionell angenommen. Obwohl van Gent nicht gewagt hatte, soweit zu gehen, schrieb er jedoch, dass „eine Studie der Sichtbarkeitsdaten der anderen Konstellationen, die Gregor aufgeführt hat, tatsächlich zeigt, dass dieses Schema [d.h. die Angaben im äquinoktialen System; ZN] korrekt ist“ [Gent, 88]

Im Lichte der Anmerkung von SB macht jedoch gerade diese Aussage eindeutig, dass es sich bei DCS um eine Fälschung handelt!

In welcher Epoche ist der Autor von DCS zu suchen?

Die Forschungen der Zeitrekonstrukteure deuten ernsthaft auf die Möglichkeit hin, dass es sich bei Gregor um eine Phantom-Person handelt (d.h. um jemanden, der entweder gar nicht oder zu einer anderen Zeit gelebt hatte, als es in der konventioneller Zeitrechnung der Geschichtsschreibung möglich wäre). Diese Hypothese kann von mir auf Grund folgender neuen Überlegungen bekräftigt werden:

- Im Hinblick auf die erschütterte Geschichte des Benediktiner-Ordens im Mittelalter erscheint es fraglich, für welche Ordensbrüder DCS um 580 geschrieben worden sein könnte. In *Historia Francorum* wird weder der Heilige Benedikt noch der von ihm gegründete Orden mit einem Wort erwähnt¹.
- Das Fehlen des hl. Columban in *Historia Francorum* weist darauf hin, dass wenigstens eine von beiden Personen, entweder Gregor oder der irische Mönch, eine Phantomperson oder auf der Zeitlinie falsch platziert ist, weil der Bischof in den Bänden IX-X. Ereignisse aus dem Jahr 587 bzw. noch später beschreibt. Das Fehlen Columbans ist umso auffälliger, weil Gregor [X: 23] von der Ungewissheit der Berechnung von Ostern schreibt, der irische Mönch aber laut seiner Biographie gerade deswegen mit dem Klerus des Frankenlandes in Konflikt geraten ist (er feierte Ostern zu einem anderen Zeitpunkt als die römische Kirche [s. Vita 5-9]. Allein diese Tatsache hätte einen Grund für das Erwähnen von Columban seitens des Bischofs von Tour geliefert. Nachdem die Existenz von Columban über alle Zweifel steht [Clark 2003, 234], kann nur bei der Existenz von Gregor oder seiner Platzierung auf der Zeitachse ein Problem vorliegen.
- Gregor schweigt über den Ursprung der Merowinger-Dynastie, obwohl ihm dieser kaum ein Jahrhundert nach der Krönung von Chlodwig I. bekannt gewesen sein sollte. (Auf diese Frage kommen wir weiter unten zurück.)
- Das Erscheinen der temporalen Tagesunterteilung im DCS. Über die obigen Erwägungen hinaus taucht diese explizit auf: Im 17. Abschnitt [DCS 863] teilt Gregor mit, dass der Tag und die Nacht in jeweils 12 : 12 Stunden aufzuteilen sind, die jedoch nicht gleich lange dauern, und gibt an, wie lange die Sonne in den einzelnen Monaten scheint. Zwischen April und August kommen bei ihm größere Zahlen als 12 vor; allein diese Tat-

¹Letzteres wird aus den Forschungen von Francis Clark und (in dessen Fußstapfen) Heribert Illig verständlich: Benedikt ist „eine Erfindung“ vom Ende des 7. Jh. [Clark 1987; 2003] oder des 12. Jh. [Illig 1994].

sache beweist, dass der Autor von DCS sich des temporalen Systems bediente.

- Der eigentlich an die temporale Zeitrechnung gewohnte Autor von DCS macht an manchen Stellen erfolglose Versuche, Sichtbarkeitsdauer gemäß der äquinoktialen Einteilung anzugeben (detaillierte Ausführung s.u.). Ich möchte hier auf die vorerwähnte Beobachtung von Gents erinnern, wonach die von Gregorius gelieferten Sichtbarkeitsdaten im äquinoktialen System auch in Bezug auf die übrigen Sternbilder akzeptabel sind.

Gregor beschreibt auch in *Historia Francorum* astronomische Ereignisse zwar genau, seine Zeitangaben sind jedoch ungenau. Dies ist ein typisches 'Gebrechen' von zurückdatierten astronomischen Ereignissen, da die für die Zurückdatierung notwendigen astronomischen Daten im 10. bis 13. Jh. noch nicht so detailliert bekannt waren wie heute, und so haben die auf mehrere Jahrhunderte extrapolierten Zurückdatierungen zu ungenauen Zeit- und Phasen-Angaben geführt.

Ich vertrete die Meinung, dass DCS, zumindest in der uns zur Verfügung stehenden Überlieferung, aus dem Grunde entstanden ist, um die Glaubwürdigkeit von *Historia Francorum* zu festigen, und zwar mit dem Versuch, die Existenz des Bischofs als wirkliche Person durch ihm zugeschriebene astronomische Beobachtungen zu beweisen. In den ersten acht Abschnitten des Traktats werden die sieben Weltwunder der Antike gewürdigt [DCS 857-859] (die nicht ganz identisch mit den heute uns bekannten sind) und um weitere fünf ergänzt. Sie haben nichts zu tun mit der Beobachtung der Gestirne und sollten nur die Weltgewandtheit des Autors in den Augen der Leser begründen, damit diese später nicht einmal daran denken, dass in den weiteren Teilen des DCS ungenaue 'Beobachtungen' beschrieben werden.

Von der ganzen Abhandlung existiert nur eine einzige vollständige, in Bamberg aufbewahrte Abschrift; sie ist mit langobardischen Buchstaben geschrieben und soll der Datierung nach aus dem 8. Jh. stammen [DCS 855]. Diese Datierung mag uns mit Recht als unglaubwürdig erscheinen. Behandeln wir das Traktat kritisch, kommt uns wohl mehr als merkwürdig vor, dass keine Exemplare aus der Zeit und vom Ort der Erstellung der Schrift vorliegen. Wäre die Abhandlung nämlich angewendet worden, so müssten etliche zeitgenössische Abschriften gemacht worden sein, die noch in verschiedenen Klöstern im Mittelfrankreich aufbewahrt sein könnten. Dagegen sind Gregors Beschreibungen der Weltwunder in mehreren Kodizes erhalten geblieben [s. DCS 855-857]. Wenn wir bedenken, dass für Klosterbrüder eher jene Abschnitte über Astronomie von Interesse sein sollten, ist es mehr als merkwürdig, dass es hier gerade umgekehrt ist.

Ein möglicher Grund dafür kann sein, dass die Mönche ganz genau gewusst haben: Der den Gang der Gestirne behandelnde Teil ist vollkommen

nutzlos. Ein anderer, und eher als wahrscheinlich erscheinender Grund ist, dass DCS eine Kompilation ist: Der Teil über die Gestirnsbewegungen wurde in einen Text aus dem frühen Mittelalter, eventuell der späten Antike eingefügt zu einer Zeit, in der man den Tag bereits nach dem temporalen System in Stunden aufgeteilt hatte. In der Anwendung der langobardischen Buchstaben können wir in diesem Kontext auch die Absicht der Irreführung erkennen: Der Skriptor wollte so das Manuskript gezielt veralten.

Falsche Beobachtungsdaten

In DCS kommen auch solche Angaben vor, die man beim besten Willen nicht als Ergebnis 'ungenauer Beobachtung' abtun kann, da es sich bei diesen um beabsichtigt falsche Daten handelt. Ziel der Veröffentlichung dieser offensichtlich falschen grafischen und numerischen Daten (z. B. die schlechte und zur Verwechslung mit den Hyaden 'einladende' Darstellung der Plejaden und die auf Wochen später gelegte Angabe ihres ersten Erscheinens am Morgenhimmel oder die 8 Stunden lange Sichtbarkeitsdauer von Robeola/Arcturus im Februar anstatt der richtigen Angabe von mehr als 9 Stunden) ist wahrscheinlich die Verhinderung dessen, dass Jahrhunderte später Astronomen die Epoche und geografische Breite der (angeblichen) Beobachtungen feststellen können. Dieses Streben nach Verschleierung hat nur dann einen Sinn, wenn es sich dabei um eine beabsichtigte Irreführung handelt. Und genau das steht dahinter: Aus den Daten der Gestirnsbewegungen, wie sie in DCS stehen, ist es unmöglich festzustellen, wann und auf welcher geografischen Breite diese Beobachtungen gemacht worden sein können!

Im 17. Abschnitt des Traktats gibt Gregor an, aus wie vielen äquinoktialen Stunden ein Tag in den einzelnen Monaten bestehen würde [DCS 863]; er nennt für Juni 15, für Dezember 9 Stunden. Das Verhältnis des längsten Tages und der kürzesten Nacht hängt von der geographischen Breite ab. Das Verhältnis 15:9 ist für die geographische Breite von Byzanz und Athen charakteristisch, für Tours jedoch (47°) gelten 16:8. Der Autor gibt demnach wieder Daten an, die man nur schwer als Fehl-Beobachtung abtun kann.

Eindeutige Zeichen deuten darauf hin, dass der Autor von DCS in einer Zeit gewirkt haben muss, als der Tag in der äquinoktialen Unterteilung gemessen worden ist; doch er imitiert die Angabe temporaler Stunden. In der letzteren darf keine einzige über 9, um die Wintersonnenwende sogar über 10 Stunden hinausgehende Sichtbarkeitsdauer angegeben werden, weil bis zum Erscheinen der Gestirne nach Sonnenuntergang, also Beginn der Einteilung der Nachtstunden (lichtabhängig) noch mindestens 1 bis 1,5 äquinoktiale Stunden vergehen müssen. Der Autor von DCS hat an einer Stelle im Werk sogar diesen groben Fehler begangen, was ganz deutlich belegt, dass er auf

Grund seiner Unkenntnis der Astronomie keine Beobachtungen, sondern manipulierte Angaben mitteilt.

Gregor schreibt im 25. Abschnitt von der Sterngruppe namens Trion, die nach Galle [DCS 866, Fn 3] und van Gent [88] mit den drei hellen Sternen des Adlers (Aquila) identifiziert werden kann. Die Sichtbarkeitsdauer der Trion im Juni gibt er mit 10 Stunden an. Dies kann höchstens im System der temporalen Tageseinteilung interpretiert werden, da die für die Beobachtung der Sterne zur Verfügung stehende Zeit um die Sommersonnenwende herum in der äquinoktialen Tagesunterteilung höchstens 6 Stunden beträgt. Eine Stunde beträgt jedoch in der temporalen Unterteilung nur 40 Minuten, die nach Sonnenuntergang bis zum Erscheinen der weniger hell leuchtenden Sterne der Formation im Dämmerlicht nicht ausreichen; andererseits verschwinden diese auch vor Sonnenaufgang 40 Minuten eher von dem sich erhellenden Himmel. Die Sichtbarkeitsdauer von Trion im Juni kann demnach höchstens 9, für die ungeübteren Augen eher 8 Stunden in der temporalen Zeitrechnung betragen.

Auf der Grundlage obiger Erwägungen wird es verständlich, warum Gregor die monatlichen Sichtbarkeitsdauer der von ihm in den Abschnitten 22-24 als Omega, Großes Kreuz und Kleines Kreuz erwähnten Formationen, die gemäß Galle [DCS 865, Fn 2 f.] und van Gent als Leier (Lyra), Schwan (Cygnus) und Delfin (Delphinus) identifiziert werden können, nicht angibt. Alle drei Sternbilder gehören zum Sommerhimmel, ihre Sichtbarkeitsdauer kann ohne entsprechend fundierten astronomischen Kenntnisse schwer auf die temporalen Stunden umgerechnet werden, weil die kurzen Sommernächte temporal nur 40 bis 45 Minuten betragen; ein Irrtum ist also sehr leicht möglich. Von all den Gestirnen der Sommernacht wagte sich Gregor nur im Falle von Aquila an die Angabe von Sichtbarkeitsdauer in den einzelnen Monaten, und sogar hier stand er, wie wir sehen können, nicht gerade auf der höchsten Stufe der Astronomie.

In seinem System der Mitteilung der Angaben können wir Gregor dabei ertappen, dass er sich wieder psychischer Mitteln bedient, um den Auslegungen in DCS Glaubwürdigkeit zu verleihen, genau so, wie er es früher schon mit der Auflistung der Weltwunder versucht hat. Er beginnt die Erklärung der Sterne mit Robeola, der (wie bereits dargelegt) den 'Durchschnitt' von Arcturus und Sirius bildet. Der Farbe nach ist er mit Arcturus identisch, die Sichtbarkeitsdauer steht auch der vom Arcturus näher, andererseits weicht er jedoch wesentlich von ihm ab und nähert sich den Daten vom Sirius. Die Bezeichnung *splendida* lässt den Leser auch eher auf Sirius, den hellsten Stern schließen. Auf diesen verunsichernden Anfang folgt (um das Vertrauen des Lesers wieder herzustellen) die Aufzählung von fünf Sternbildern, die ihrer Erscheinung und ihrem Himmelslauf nach eindeutig identifiziert werden könnten. Gregor gibt jedoch in Bezug auf nur zwei Sternbilder eine Sichtbar-

keitsdauer an; im Falle von Trion leider eine, die im System der äquinoktialen Tagesunterteilung unmöglich zutreffen kann.

Keiner der sieben nach Trion erwähnten Formationen kann in jeder Hinsicht problemlos identifiziert werden. Die Identifizierung Pliades = Plejaden wäre zwar plausibel, ist jedoch, wie oben ausgelegt, wegen der abweichenden Erscheinung und der falschen Angabe des ersten Erscheinens am Morgenhimmel nicht richtig. Von der Darstellung der übrigen Formationen ausgehend kann auch kein bekanntes Gestirn, keine Sterngruppe erkannt werden. Diese wurden von Galle und van Gent mit Ausnahme der Plejaden mit jeweils anderen Sternbildern identifiziert. Wenn es sogar Experten der Astronomie so schwer fällt, sich in diesem Wegweiser zurechtzufinden, wie haben sich dann einfache Ordensbrüder an DCS halten können!? Freilich, wenn sie nicht die Adressaten dieser Richtlinien waren, dann ist ihr Verständnis der DCS irrelevant.

Einen ähnlichen Umrechnungsfehler wie bei Trion hat Gregor auch bei Robeola begangen. Es ist vollkommen absurd, dass die Sichtbarkeitsdauer eines Fixsternes während eines Monats (hier November/Dezember) von 3 auf 8 Stunden erhöht wird, insbesondere in einer Jahreszeit, in der das System der temporalen Tagesunterteilung dem entgegensteht: Eine Nachtstunde dauert im Dezember länger als im November, eine Stunde besteht dann nämlich aus viel mehr als 60 Minuten, woraus folgt, dass die Erhöhung der Sichtbarkeitsdauer mehr als 7 äquinoktiale Stunden betragen sollte! Ähnlich absurd ist es, dass die Sichtbarkeitsdauer eines an jedem Tag des Jahres beobachtbaren, besonders hell leuchtenden Sternes mit positiver Deklination *und* ekliptischer Breite in keiner einzigen Jahreszeit 9 temporale Stunden betragen soll, obwohl es notwendigerweise Monate gibt, in denen er während der ganzen Nacht sichtbar bleibt. Die von Gregor angegebene Sichtbarkeit von Robeola wird sich dann (im März) mindern, als diese 2 bis 3 Monate lang theoretisch die maximale Länge (etwa 10 temporale Stunden) beibehalten sollte, während sie sich praktisch in der äquinoktialen Tageseinteilung tatsächlich zu mindern beginnt (s. Abb. 1). Hier wird eindeutig klar, dass es sich bei Robeola um einen 'Phantomstern' handelt, der weder als Arcturus noch als Sirius oder ein anderer „leuchtender“ Stern identifiziert werden kann, und dessen Angaben der Sichtbarkeitsdauer in sich widersprüchlich sind.

Der Autor von DCS ist sehr 'sparsam', weil er zwar (abgesehen vom nie untergehenden, als Großer Wagen bzw. Großer Bär identifizierten Plaustrum) dreizehn Sternformationen beschreibt, jedoch nur bei sechs Formationen explizite Sichtbarkeitsdaten angibt. Er sagt bei Omega, Großem Kreuz und Kleinem Kreuz überhaupt nichts von deren Sichtbarkeit aus, in Bezug auf die übrigen teilt er nur mit, dass diese einer bereits beschriebenen Formation mit einer Verschiebung von 1 bis 2 Stunden folgen, und „es ist ausreichend,

soviel von ihnen zu sagen“. Es fällt auf, dass gerade für drei von den fünf einwandfrei identifizierbaren, gut gezeichneten Sternbildern keine Sichtbarkeitsdaten vorhanden sind.

Wie bereits erwähnt, gibt er im 28. Abschnitt die Sichtbarkeitsdauer von Pladies/Butrio an, im Abschnitt 29 teilt er von Arte feretrum nur mit, dass diese den anderen (d.h. Butrio) 2 Stunden später folgen, im Abschnitt 30 schreibt er dann von Falx (Sichel), dass diese

„zwei Stunden nach den oben Erwähnten (Arte feretrum) aufgehen, ihren Lauf in den einzelnen Monaten haben wir jedoch nicht beschrieben, weil es unserer Meinung nach reicht zu sagen, dass dieser sich von den oben erwähnten zwei Stunden unterscheidet. Wir müssen jedoch wissen, dass diese im Mai, Juni und Juli nicht sichtbar sind“ [DCS 867 f.].

Einerseits könnte Gregor mit der Menge von Buchstaben, die er für die Erklärung der Nicht-Angabe der Sichtbarkeitsdauer von Falx verschwendet, diese genauso gut angeben. Andererseits ist es eine klare Absurdität, dass die Sichtbarkeitsdauer genau der Sternformation in einem Monat, die $2 + 2 = 4$ Stunden auf Butrio folgt, genauso lang sein sollte wie die von Butrio; eine Detaillierung wäre also notwendig. Gregor weist ja auch darauf hin, dass Falx (im Gegensatz zu dem nur in Mai unsichtbaren Butrio) während der Monate Mai-Juni-Juli nicht zu beobachten sei. Hieraus folgt, dass Falx sich auf einer niedrigeren Deklination befinden soll als Butrio, wonach die Sichtbarkeitsdauer von den beiden Sternbildern in den einzelnen Monaten voneinander wesentlich abweichen soll. Drittens stammt die Anmerkung „folgt zwei Stunden später“ offensichtlich von jemandem, der an die Anwendung des Systems der äquinoktialen Tagesunterteilung gewohnt ist, da in der temporalen Zeitrechnung die Folgezeit logischerweise von Monat zu Monat variiert.

All dies ist ein weiteres Zeichen dafür, dass DCS nicht von einem gutmütigen, einigermaßen Astronomie-verständigen Menschen geschrieben worden ist für den Zweck, Ordensbrüdern beim Erfüllen ihres nächtlichen und frühmorgendlichen Offiziums behilflich zu sein. Viel eher handelt es sich dabei um eine beabsichtigte Desinformation, deren Autor dafür Sorge getragen hat, dass die Zeiten und Orte der angeblichen Beobachtungen mit astronomischen Mitteln ja nicht zu berechnen seien (Abb. 3).

Der amerikanische Astronom Robert R. Newton hat bereits in den 1970er Jahren dargelegt, dass der *Almagest*, das Werk von Claudius Ptolemäus, das als Standardwerk der Astronomie im Altertum gilt, lauter Fälschungen beinhaltet, und dass der Autor, entgegen seiner eigenen Behauptung, keine Beobachtungen erstellt hatte, sondern die von anderen fälschte, um seine eigenen (falschen) Thesen zu bestätigen [Newton]. Die Wissenschaft sah dies nicht als Grund an, die schriftlichen Quellen des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt viel misstrauischer zu behandeln; für sie sind nicht einmal die

Werke von Illig und seinen Mitforschern für eine kritischere Behandlungsweise ausschlaggebend genug. Die Möglichkeit, dass die Fälschungen im *Almagest* vielleicht doch nicht Ptolemäus zuzuschreiben sind [vgl. Beaufort 2001], gilt hier auch nicht als Ausrede. In DCS wie in den überlieferten *Almagest*-Manuskripten werden ebenfalls nicht die eigenen Beobachtungen des Autors veröffentlicht, sondern eher zurückdatierte, manipulierte Daten.

Folgen der falschen DCS

Wer sich am Sternenhimmel auch nur ein wenig auskennt, kann mit Recht verblüfft sein darüber, warum auf Grund von Sternbeobachtungen in einer frühmittelalterlicher Schrift nicht entschieden werden kann, ob diese sich auf Sirius oder Arcturus beziehen, obwohl die beiden am Himmel so weit voneinander entfernt sind: Sirius gehört zur südlichen, Arcturus zur nördlichen Hemisphäre; ihre Farben sind abweichend usw. Die Teilnehmer der Debatte auf den Seiten von *Nature* sind Opfer ihrer Gutgläubigkeit, die nicht bemerkt haben, dass sie in einem Vexierspiel Daten analysieren, die einem absichtlich desinformierenden Manuskript entstammen, das sie als seriös erachten. Für die Seriosität der Angaben in DCS möchte ich hier noch anmerken: Quinio wird von Galle mit dem Großen Hund (*Canis Maior*), von van Gent jedoch mit Skorpion gleichgesetzt [DCS, 868, Fn 1; van Gent, 88]. Die beiden Sternbilder befinden sich jedoch auf entgegengesetzten Seiten des Himmels!

Wir können mit der Aussage von SB nicht einverstanden sein, wonach DCS allein nicht für die Identifizierung der gebräuchlichen Sternbilder zu Zeiten der Merowinger mit denen von heute ausreichen würde [SB 1987, 89] – man bräuchte nämlich nur konkrete Angaben. Es ist auch nicht richtig, dass SB während ihrer Untersuchungen „alle geschichtlichen und astronomischen Aspekte des Manuskriptes in Betracht zogen“ [SB 1987, 89], weil sie mit der Möglichkeit einer Fälschung nicht gerechnet hatten. Leider trifft dies auch auf ihre Diskussionspartner zu, obwohl die lange Reihe von astronomischen Absurditäten im Manuskript deutlich auf eine Fälschung hinweisen.

Nachdem es sich bei der DCS, zumindest in der uns zur Verfügung stehenden Überlieferung und wie oben ausgeführt, mit Sicherheit um eine spätere Fälschung handelt, kommen notwendigerweise Zweifel auch an der Echtheit von Gregors Hauptwerk, der als die wichtigste Quelle der Merowingerzeit geltenden *Zehn Bücher Geschichten* (*Decem libri historiarum*; auch *Historiae* oder *Historia Francorum*). In deren letztem Kapitel verbietet Gregor seinen Nachfolgern, seine Bücher zu verwerfen, wobei er explizit sein Werk „über den Gang der Sterne für den kirchlichen Gebrauch“ hervorhebt. Wenn seine Arbeit tatsächlich so zuverlässig wäre, brauchte er solche Verbote nicht zu verlautbaren.

In der *Historia Francorum* sind auch astrologische 'Beobachtungen' enthalten. So ist [V: 23] z.B. zu lesen:

„In der Nacht des 11. Tages von November ist uns bei der Vigile des Sankt-Martins-Festes ein großes Wunder am Himmel erschienen: Es schien, als würde inmitten des Mondes ein heller Stern leuchten, und ähnliche Sterne sind nahe zum Mond, darüber und darunter, erschienen.“

Dass diese 'beobachtete Erscheinung' erfunden ist, ist eindeutig.

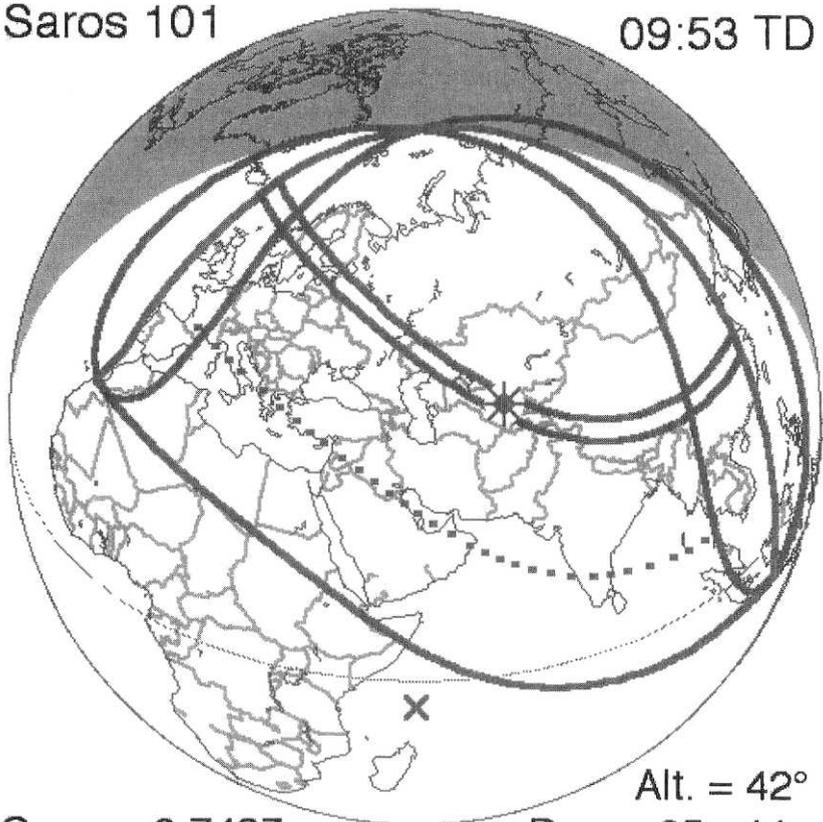
Für das konvent. Jahr 563 schreibt Gregor u.a.: „Am ersten Tag des Oktober verdunkelte sich die Sonne dermaßen, dass etwa nur ein Viertel ihrer Fläche noch Leuchtkraft hatte“ [*Historia*, IV: 31].

In jenem Jahr gab es tatsächlich eine in Gallien sichtbarer partieller Sonnenfinsternis, jedoch am 3. Oktober. Noch dazu lag das Ausmaß der Sonnenfinsternis gemäß der Karte des NASA-Forschers Fred Espenak über die geografische Ausdehnung des Phänomens (Abb. 4) in der Mitte von Gallien weit unter dem von Gregor angegebenen Wert von über 75 % [Espenak]. Diese Verschiebung des Datums um zwei Tage könnte man eventuell als ein Versehen des Autors oder als Schreibfehler des Abschreibers abtun; die mit diesem Fehler *synchrone*, in solchen Maßen ungenaue Beschreibung der Phase dieses Phänomens macht es jedoch eindeutig, dass man hierbei keineswegs von einer Beobachtung ausgehen kann. Die im Nachhinein berechnete Phase der Sonnenfinsternis wurde mangels genauer astrologischen Daten von dem Autor oder dem Überarbeiter der *Historia Francorum* falsch kalkuliert. Ich habe in der Datenbank von Espenak auch überprüft, ob es zwischen 200 und 900 vielleicht ein Jahr gegeben hätte, in dem sich ausgerechnet am 1. Oktober ein in ganz Gallien sichtbare Sonnenfinsternis abgespielt hätte. Die Antwort ist nein! All dies beweist, dass wir nicht nach einem existenten oder immerhin nicht überarbeiteten Gregor an einem anderen Punkt auf der Zeitachse Ausschau halten müssen, sondern dass es sich bei dem in der *Historia* beschriebenen Ereignis um ein im Nachhinein berechnetes Phänomen handelt.

In einem erheblichen Teil der uns nur in Abschriften überlieferten Werken über das erste Jahrtausend stehen 'astronomische Beobachtungen', die diesen Chroniken Glaubwürdigkeit verleihen könnten – und das ist wahrscheinlich auch der Grund dafür, dass diese Beobachtungen (nachträglich) eingefügt worden sind. Sie sind nämlich fast ausnahmslos ungenau, entsprechend der beschränkten astronomischen Kenntnisse des Zeitalters, in dem die im Nachhinein berechneten Einfügungen vorgenommen worden sind. Die 'Beobachtungen' in *Historia Francorum* werden immer in Kapiteln mit Titeln wie „Zeichen von Wunder“ beschrieben. In diesem Werk kann es als Zeichen einer immer wiederkehrenden, manipulativen Absicht gedeutet werden, dass sich wiederholende astronomische Begebenheiten vom Autor systematisch in so einem Kontext behandelt werden. Tamás Adamik stellt fest:

Annular
Saros 101

0563 Oct 03
09:53 TD



Gam. = 0.7437

Alt. = 42°
Dur. = 05m44s

Five Millennium Canon of Solar Eclipses (Espenak & Meeus)

Abb. 4: Das von der ringförmigen Sonnenfinsternis am 3. Oktober 563 konventioneller Zeitrechnung berührte Gebiet. Durch die Parallel-Linien wird das Gebiet angezeigt, wo die Phase der Sonnenfinsternis am größten, d.h. zu 94 % ausfiel. Es ist zu erkennen, dass diese Phase Gallien bei weitem nicht betrifft; dort blieb diese nämlich unter 25 %. Daten nach Fred Espenak [2010].

„Nach Orosius ist Gregorius der erste christliche Geschichtsschreiber, der eine große Anzahl von Wundern in die Beschreibung von neuen und zeitgenössischen Ereignissen integriert“ [Adamik, 109].

Dies ist jedoch mehr als interessant, wenn man bedenkt, wie wenig eine solche Veralltäglichere von Wundern vom zeitgenössischen Papst Gregor dem Großen unterstützt worden ist; wogegen der spätere, eine völlig verschiedene Denkweise aufweisende Pseudo-Gregor, der unter dem Namen des heiligen Papstes das Buch mit dem Titel *Dialoge* herausgegeben, besser gesagt gefälscht hat, diesem Vorgang eine weit höhere Bedeutung beigemessen hatte [Clark 2003, 102-105].

Es ist äußerst interessant, Abhandlungen von Historikern über die *Historia Francorum* auf eine Art und Weise zu lesen, bei der man auch die Möglichkeit in Betracht zieht, bei diesem Werk handele es sich nicht um ein Original des 6. Jh. Obwohl die Historiker dieser Annahme keinen Raum lassen, findet man in diesen Abhandlungen trotzdem immer wieder Hinweise auf so eine Möglichkeit. In ihrer vor kurzem verfassten Studie zur ungarischen Ausgabe der *Historiae* schreibt die Historikerin Mónika Mezei:

„Über die *Franken* als Volk verliert der Autor in den *Historiae* ziemlich wenige Worte; selbst die Benennung *Francus* kommt nur sehr selten vor. Es ist also sehr zu bezweifeln, dass es sich bei diesem Werk um die Geschichte eines Volkes, um *Ethnohistorie* handeln würde, zumindest nicht auf die Art von Iordanes und Paulus Diaconus in ihren Arbeiten [über die Goten bzw. Langobarden; ZN]. Hauptziel von Gregor war wahrscheinlich nicht die Berichterstattung über die Geschichte eines Volkes, die Geschichte der Frankenkönige dient vielmehr nur als Hintergrund zur Hauptaussage seines Werkes“ [Mezei, 58; Hvhg. der Autorin],

der Belegung der Vormachtstellung des Katholizismus. Am Ende des 6. Jh. hätte diese Tendenz noch als anachronistisch betrachtet werden können, weil auch der heilig gesprochene Papst Gregor I., der ohne Zweifel existente Zeitgenosse des Bischofs Gregor, ebenfalls Geduld gegenüber den Nestorianern der Lombardei erwiesen hatte [Newadvent].

Gregor von Tours belässt den Ursprung der Merowinger-Dynastie ebenfalls im Dunkeln, genauso wie der laut konventioneller Geschichtswissenschaft ein Jahrhundert nach ihm schaffende burgundische Fredegar, obwohl dieser Ursprung beiden wohlbekannt gewesen sein sollte. Demnach handelt es sich um tendenziöses Verschweigen. Volker Friedrich zeigt in seiner kürzlich erschienenen Studie auf, dass sich die Geschehnisse der (fälschlicherweise) als Chronik von Fredegar bekannten Komposition mit dem Titel *Liber Generationis* nicht im 7., sondern im 6. Jh. ereignet hatten (eine These, die bereits 2001 von Klaus Weissgerber aufgestellt worden ist [Weissgerber, 87]), und mit jenen in der *Historia Francorum* in Einklang gebracht werden können, wenn

wir von den konventionellen Jahreszahlen des *Liber Generationis* 67 Jahre abziehen [Friedrich, 74].

Friedrich benennt in seiner Beweisführung an erster Stelle die Herrscherliste der Frankenkönige von Godmar, dem Bischof von Gerona, die durch arabische Quellen überliefert worden ist und etliche, in der konventionellen Geschichtsschreibung (nachfolgend „konv.“) aufgezählte Herrscher Galliens nicht aufführt [Friedrich, 78]. Einer der Herrscher, der in der Liste fehlt, ist Charibert I. (konv. 561–567). Friedrich [80] weist darauf hin, dass weder die Todesursache noch die letzte Ruhestätte des Königs von dem sonst so gut informierten Gregor erwähnt wird, genauso wenig wie die Namen seiner beiden Kinder. Es fehlt weiterhin Chlotar II. (konv. 584–628), bei wem es sich laut dem Historiker um eine Doppelgänger von Chlotar I. handelt [Friedrich, 79]. Es wird von Friedrich zwar nicht betont, durch seine Beweisführung aber eindeutig gemacht: Wenn die Herrscherliste von Godmar authentisch ist, dann ist die uns überlieferte Ausfertigung der *Historia Francorum* eine Fälschung, weil sie mit mehreren Phantom-Persönlichkeiten ‘aufgestockt’ worden ist.²

Der Preis für diese Anpassung des beide Chroniken muss auch beim *Liber Generationis* bezahlt werden, wie es der Herausgeber Bruno Krusch bereits 1882 zugab: „Offenbar ist das ganze erste Capitel erst hinzugesetzt worden, um den Anschluß an den Gregor zu ermöglichen“ [Krusch, 483]. Mit einer wenig vorsichtigen Formulierung dürfen wir behaupten, dass das erste Kapitel vom *Liber Generationis* mit Sicherheit eine Fälschung ist. Krusch weist auch darauf hin, dass die Chronik im Mittelalter im Metzger Arnulfskloster bearbeitet worden ist: „Es gäbe drei unterschiedliche Verfasser und mehrere Überarbeiter.“ Friedrich wiederum meint, dass eine von Phantompersonen und -perioden geläuterte *Historia Francorum* und einem in seine richtige Zeit versetzten *Liber Generationis* einander eher belegen und die wahre Geschichte des VI. Jahrhunderts wiedergeben können.

Anhand der Erkenntnisse von Friedrich können wir den weiter oben erwähnten ‘Irrtum’ des Jonas von Bobbio aufklären, der den König in Gallien betrifft, von dem Columban empfangen wurde. Wenn wir von den bisher angenommenen, konventionellen Jahreszahlen des *Liber Generationis* 67 Jahre abziehen, stoßen wir zwischen 571 und 589 auf Sigibert III. Die Ordinalzahl ist selbstverständlich falsch: Wenigstens einer der Vorgänger ist eine Phantomperson, deren Identifizierung nicht Objekt dieser Studie ist. Fest steht jedoch, dass sich die Ankunft Columbans wirklich während der Herrschaft eines Königs namens Sigibert ereignete. Es irrt sich also nicht der Informationen erster Hand vertrauende Biograf; vielmehr irren sich die durch

² Friedrich [87] merkt an, dass der Name „Qurtan“ auf der Godmar-Liste auf Arabisch „kurz“ bedeutet. Das ungarische Wort „kurta“ bedeutet ebenfalls „kurz“.

Phantompersonen verwirrten, die Chroniken nicht mit der gebotenen Vorsicht behandelnden Historiker.

Nach den bisherigen Ausführungen erscheint es so, als wäre auch das 6. Jh. nicht frei von Phantompersonen; als untere Grenze eines Phantom-Zeitalters kann also nicht das Jahr 614 festgelegt werden. Gleichzeitig, wenn die zeitlich verschobenen Ereignisse nach der Eliminierung der Phantompersonen vom 7. ins 6. Jh. versetzt werden, kann letzteres restituiert werden.

Hier möchte ich darauf zurückkommen, warum der Ursprung der Merowinger-Dynastie sowohl von Gregor, als auch von „Fredegar“ verschwiegen wird. Der Grund hierfür wird im Licht der neuesten Ergebnissen des ungarischen Forschers Gyula Tóth sichtbar. Diese in der Nusschale: Attila, König der Hunnen, bestimmte seinen jüngsten Sohn Csaba zu seinem Nachfolger. Einige Jahre nach Attilas Tod (454) startete sein älterer, von der Germanin Krimhilde stammender Sohn *Aladar* (= der Ältere / the Elder!) einen erfolgreichen Krieg um den Thron. Die ungarischen Chroniken berichten, wie Csaba nach dem Bruderkrieg zuerst nach Griechenland, dann nach Skythien flüchtete; viele Details seines Lebens sind uns bekannt. Der ungarische Forscher stellt nun die berechnete Frage, was aus dem Sieger Aladar geworden ist, der als Herr von halb Europa scheinbar von der Bühne der Geschichte einfach verschwand [Tóth, 180 f.]. Seiner detailliert belegten Antwort nach erscheint Aladar unter dem Namen Childerich als erster Merowinger wieder. Diese These wird durch Childerichs Krönungsjahr (457) bzw. durch den zeitlich nahen Tod Attilas unterstützt.

Das illegitime Herrscherhaus suchte und fand Unterstützung zur Festigung seiner Macht in der bereits institutionellen christlichen Kirche, und zwar durch die Erschaffung eines neuen Machtzentrums in Rom, der damals neben den Bistümern in Kleinasien und Nordafrika noch nicht herausragenden Stadt. Um dies zu erreichen, musste es jedoch den arianischen Glauben aufgeben und zum Katholizismus konvertieren, was Chlodwig I., der Sohn Childerichs, auch getan hatte [s. *Historia Francorum*, II: 31]. In diesem Zusammenhang wird es auch verständlich, warum die christlichen Arianer für Gregor ein weit größeres Feindbild darstellten als die Heiden.

Hier kommt der Verdacht auf, dass die Person Aladars in Childerich und Chlodwig I. (Clovis) aufgespaltet worden ist – dies ist jedoch Thema einer anderen Studie. Der „Arianismus“ als solcher, unter besonderer Berücksichtigung dessen, dass die Existenz seines Gründers und Namensgebers fragwürdig ist [Topper 132-135], bedarf noch weiterer Forschungen – die bisherigen Versuche der Zeitrekonstrukteure in dieser Richtung [z.B. Beaufort 2009; Müller] sind nach der Meinung des Verfassers dieser Zeilen nicht überzeugend genug. Nach der These von Gyula Tóth leuchtet auch ein, warum der Ursprung der Merowinger als „unbekannt“ dargestellt werden sollte und warum diese Herr-

scherfamilie von der Bühne der Geschichte verschwinden sollte. Gallien und Germanien brauchten für eine 'adäquate' Geschichte bereits vor den Ottonen ein Herrscherhaus 'reinen germanischen Blutes': die erfundenen Karolinger.

Es ist nicht Ziel dieser Studie, die Glaubwürdigkeit der Werke von Gregor endgültig zu beurteilen; ihre kritische Umwertung erscheint jedoch als unvermeidlich. Etliche Fragen, wie z.B. ob die sechs- oder die zehnbändige Variante der *Historia Francorum* als echt betrachtet werden kann, wurden hier gar nicht berührt. In den letzten etwa 40 Jahren kamen so viele begründete Zweifel hinsichtlich der konventionellen Version der Geschichte des 1. Jtsd. auf, dass wir heute keine andere Wahl haben, als das naive Vertrauen auf die aus jener Zeit stammenden Manuskripte abzulegen und diese einzeln gründlich und genau zu prüfen, um ihre Echtheit festzustellen. Erst danach könnten wir den Versuch der Rekonstruktion unserer wahren Geschichte starten.

Zum Abschluss möchte ich mich bei Frau Martha Winkler für die sorgfältige Übersetzung meines Aufsatz bedanken.

Literatur

- Adamik, Tamás (2010): Tours-i Gergely *Historiae* című művének nyelvezete, stílusa és elbeszélő művészet; in Adamik, T. (Hg.): *Korunk története. A frankok története* (Geschichte unseres Zeitalters. Die Geschichte der Franken; Kalligram, Bratislava (engl.: Language, style and narrative art of the *Historiae* of Gregory of Tours)
- Beaufort, Jan (2009): Arianer und Aliden. Über die gnostischen Ursprünge des Christentums und der Shi'it' Ali; *Zeitensprünge* 21 (1) 92-108
- (2001): Die Fälschung des Almagest. I. Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus; *Zeitensprünge* 13 (4) 590-615
- Clark, Francis (2003): *The 'Gregorian' Dialogues and the Origins of Benedictine Monasticism*; Brill, Leiden · London
- (1987): *The Pseudo-gregorian Dialogues*. 2 Bände in der Reihe *Studies in the History of Christian Thought*; Brill, Leiden
- DCS s. Gregor von Tours
- Esenpak, Fred (2010): *Five Millennium Catalog of Solar Eclipses · 0501 to 0600 (501 CE to 600 CE)*;
eclipse.gsfc.nasa.gov/SEcat5/SE0501-0600.html (letztes Update 21. 07. 2010)
- Friedrich, Volker (2013): Die fränkische Herrscherliste des Bischof Godmar von Gerona, 939/40; *Zeitensprünge* 25 (1) 73-94
- Gent, Robert H. van (1987): (ohne Titel), *Nature* Jg. 325, 87-89
- Grace, Sr. Madeleine: *Columban – a true celtic pilgrim*;
www.ewtn.com/library/mary/fr91303.htm. (heruntergeladen am 05.12. 2012)
- Gregor von Tours (1885): *Historia Francorum*; in Arndt, Wilhelm / Krusch, Bruno (Hgs.): *Monumenta Germaniae Historica Scriptores Rerum Merovingicarum Tom. I*; Hannover
- (1885, DCS =): *De cursu stellarum ratio, qualiter ad officium implendum debeat*

- observari; in Arndt, Wilhelm / Krusch, Bruno (Hg.): *Monumenta Germaniae Historica Scriptores Rerum Merovingicanum Tom. I.*, 854-874; Hannover
- Illig, Heribert (2009): Fehlende Kreuzgänge und Benediktiner; *Zeitensprünge* 21 (1) 194-219
- (1994): Doppelter Gregor – fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39
- Krusch, Bruno (1882): Die Chronicae des sogenannten Fredegar II. *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde*, 421-516; Hannover
- Legler, Rolf (1989): *Der Kreuzgang. Ein Bautypus des Mittelalters*; Frankfurt
- Le Goff, Jacques (1991): *Die Geburt des Fegefeuers. Vom Wandel des Weltbildes im Mittelalter*. München, (franz. erstmals 1981, überarbeitet)
- McCluskey, Stephen C. (1987): The colour of Sirius in the sixth century; *Nature*, Jg. 325, 87
- Metlake, George (2007): *The Life and Writings of St. Columban, 542?-615*; (1914), Reprint Kessinger Publishing
- Mezei, Mónika (2010): *Tours-i Gergely élete és muvei – a történeasz szemzőgéből (Leben und Werke von Gregor von Tours – aus dem Gesichtspunkt des Historikers)*; in Tamás Adamik (Hg): *Korunk története. A frankok története (Geschichte unseres Zeitalters. Die Geschichte der Franken)*. Kalligram, Bratislava
- Müller, Zainab A. (2007): Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer; *Zeitensprünge* 19 (3) 600-609
- Newton, Richard R. (1977): *The Crime of Claudius Ptolemy*; Johns Hopkins University Press, Baltimore
- Poole, Rachel (1915): A monastic timetable of the eleventh century; *Journal of Theological Studies* 16, 98-104
- Shahan, Thomas J. (1908): St. Caesarius of Arles; *The Catholic Encyclopedia*. Robert Appleton Company, New York. Retrieved March 30, 2013 from <http://www.newadvent.org/cathen/03135b.htm>
- SB = Schlosser, Wolfhard / Bergmann, Werner (1987): Schlosser and Bergmann replies; *Nature* Jg. 325, 89
- SB = Schlosser, Wolfhard / Bergmann, Werner (1985): An early-medieval account on the red colour of Sirius and its astrophysical implications; *Nature* Jg. 318, 45-46
- Topper, Uwe (2001): *Erfundene Geschichte*. Herbig, München
- Tóth, Gyula (2013): Szkítiától Maghreb (Von Skythien bis Maghreb); Hatelem Kiadó, Budapest
- Vita abbatis Columbani* (Hg. Ernst Dümmler); in *Monumenta Germanica Historica Scriptorum Rerum Merovingicanum Tom. IV.* Hg: Bruno Krusch. Hannover, 1902
- Weissgerber, Klaus (2001): Zur bulgarischen Phantomzeit I; *Zeitensprünge* 13 (1) 73-102
- Wiki → Columban; <http://de.wikisource.org/wiki/ADB:Columban>
- Wood, Ian Nicolas: *Saint Gregory of Tours*; www.britannica.com/EBchecked/topic/245712/Saint-Gregory-of-Tours. [Heruntergeladen am 06. 12. 2012]

Dr. Zsolt Németh, dinzs@t-online.hu

„CREDO“

Christianisierung Europas im Mittelalter

Andreas Otte

Einleitung

Vom 26. Juli bis zum 3. November 2013 fand in Paderborn die Ausstellung *Credo – Christianisierung Europas im Mittelalter* statt. Laut Eigenwerbung handelte es sich um die größte und bedeutendste Kunstaussstellung im Jahr 2013. Ähnlich wie frühere Paderborner Großausstellungen verteilte sich auch diese Ausstellung auf das Diözesanmuseum, die Kaiserpfalz und die Städtische Galerie. Eine Besprechung der Ausstellung kann bei der Menge des gezeigten Materials notgedrungen nur exemplarisch sein und beschränkt sich daher auf hervorstechende Stücke und Themen. Die Ausstellung wurde im Februar 2013 unter anderem durch ein wissenschaftliches Symposium zum Anteil der Gewalt an der mittelalterlichen Mission vorbereitet [Kamp/Kroker].

Die in den letzten Jahren absolut notwendige Sonderausstattung für den Paderborner Museumsbesucher: „Knieschoner – Taschenlampe – Lupe“ hätte dieses Mal – bis auf vereinzelt notwendige Taschenlampeneinsätze – auch zuhause bleiben können. Eine deutliche Verbesserung! In Anbetracht des Berichtes über das neue Ägyptische Museum in München [Illig, 1/2013] könnte man vermuten, dass sich ein Großteil der Paderborner Museumsgestalter kürzlich nach München hat versetzen lassen. Gut für Paderborn – schlecht für München.

Ausstellung 1 – Diözesanmuseum

Im Diözesanmuseum fiel als erstes eine überdimensionale, mehrstöckige Wandkarte zur Christianisierung in Europa auf. Leider war die Karte zu groß und insgesamt zu schlecht beleuchtet, um einen brauchbaren Eindruck vermitteln zu können. Spätere und höher gelegene Beobachtungspunkte im Laufe des Ausstellungsbesuchs waren nur wenig besser. Die Farbtöne der Ausbreitung waren bei der schlechten Beleuchtung kaum unterscheidbar. Immerhin war die Legende lesbar; unter anderem fand sich:

- „4.- 6. Jh. Spätantike/Frühmittelalter“,
- „7.- 9. Jh. Mittelalter“,
- „9.-10. Jh. Hochmittelalter“.

Diese doch etwas überraschende zeitliche Verortung des frühen Mittelalters wie auch des „Mittelalters“ insgesamt wird im hinteren Einband von Essayband und Katalog, sowie in einem Essay von Sebastian Ristow wiederholt

[2013a, 184]. Andere Farbabstufungen für „Um 1000/11. Jh.“ und „12. bis 14. Jh.“ müssen jedoch ohne „Mittelalter“-Legende bleiben. Klassisch findet sich hingegen folgende Einteilung:

„Im deutschsprachigen Raum hat seit dem 19. Jahrhundert die von der Nationalidee beeinflusste, an der fränkischen und deutschen Herrscher-geschichte orientierte Geschichtsschreibung das europäische Mittelalter vornehmlich in drei Hauptphasen gegliedert:

- Frühmittelalter (6. Jahrhundert bis Anfang/Mitte des 11. Jahrhunderts), die Epoche der Merowinger, Karolinger und Ottonen
- Hochmittelalter (Anfang/Mitte des 11. Jahrhunderts bis ca. 1250), die Zeit der Salier und Staufer
- Spätmittelalter (ca. 1250 bis ca. 1500), in der älteren Forschung auch als der »Herbst des Mittelalters« bezeichnet, nach dem Scheitern der klassischen Kaiseridee (Habsburger und Luxemburger)

Diese Trinität war an der Vorstellung von *Aufstieg*, *Blüte* und *Verfall* ausgerichtet, wird in der neueren Forschung aber sehr viel differenzierter betrachtet. Durch veränderte Fragestellungen, insbesondere auch die Berücksichtigung wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtlicher Aspekte, ging man allmählich von dem an der Herrscher-geschichte ausgerichteten Ordnungsmodell ab und betonte die Veränderungen des 11./12. Jahrhunderts als entscheidende Zäsur des als *Mittelalter* bezeichneten Jahrtausends. Oft führt das dazu, dass man nur noch das *frühere* vom *späteren* Mittelalter unterscheidet. Von einzelnen Forschern vorgenommene abweichende Ein- und Zuordnungen sind auch von unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen beeinflusst.“ [wiki ↔ Mittelalter]

Die „abweichenden Ein- und Zuordnungen“ der Credo-Ausstellung lassen sich nur schwer unter „unterschiedliche Schwerpunktsetzungen“ subsumieren. Hier ist mehr im Spiel; darauf ist in der „Diskussion“ zurückzukommen.

Eine Halbebene höher in der Ausstellung lief ein Video mit einer animierten Ausbreitung des Christentums in Europa. Über den Rhein kommt die Christianisierung in dieser Darstellung nicht nach Osten hinaus, trotz der Farblegende für das 7.–9. Jh., welche in der vorher beschriebenen Wandkarte die Christianisierung schon bis zur Elbe fortgeschritten sieht. Es kommt Verwunderung auf, wurde doch bereits im 8. und 9. Jh. in Westfalen nach den Schriftbelegen eine große Anzahl an Kirchen und Klöster gebaut, hat sich das Christentum also nach diesem Berichten zu urteilen dort zumindest inselartig ausgebreitet. Doch das fehlte im Video. Und danach brach das Video ab und begann von vorne. Es ist bedauerlich, dass die Ausstellungsleitung diese Inkonsistenzen nicht vermieden hat. Vielleicht ist es aber auch Ausdruck des Nicht-Wissens über den tatsächlichen Ablauf der Christianisierung.

Das Kloster Corvey ist ein typisches Beispiel: Zu Beginn des 9. Jh., nach einem Fehlstart an anderer Stelle, überschlägt man sich plötzlich mit erfolgreicher, geradezu außerirdisch anmutender Bautätigkeit und treibt schon während der Aufbauphase des Klosters seinerseits die Missionierung Dänemarks voran, indem man selbst bereits Missionare aussendet. Wie realistisch ist das? Hier kommt kein stimmiges, realistisches und überzeugendes Bild der Christianisierung zustande! Nach dem Besuch des Diözesanmuseums mit der ersten Ausstellung hatte man ohnehin den Eindruck, dass die Christianisierung östlich des Rheins praktisch nicht stattgefunden hat, denn nach der Behandlung von Antike und Spätantike (einschl. der Merowinger) ging es direkt in Irland, England und Skandinavien weiter.

Ein interessantes Highlight war auf einer der Tafeln zur Merowingerzeit zu lesen, nämlich dass es keine archäologischen Funde gibt, die direkt mit Chlodwig I. verbunden sind und sich seiner Person zuordnen lassen. So kennen wir Chlodwig I. als zentrale Figur der Christianisierung nur aus der schriftlichen Überlieferung. Leider habe ich im Ausstellungs-Katalog und im Essay-Band diese Information vergeblich gesucht; dabei berichtete *Der Spiegel* schon 2007 darüber [Knöfel/Schulz].



Abb. 1: Flechtwerk in St-Pierre-aux-Nonnains [links Stiegemann 2013b, 156; rechts Delestre, 37]

Die auffälligsten Stücke in diesem Abschnitt der Ausstellung waren sicherlich die Chorschranken aus der Kirche Saint-Pierre-aux-Nonnains in Metz [Stiegemann 2013b, 155-157]. Die Kirche wurde in den Mauern eines basilikaartigen Profanbaus aus dem 4. Jh. errichtet, der für die christliche Nutzung umgestaltet wurde. Die Chorschrankenanlage soll – entsprechend dem Katalog – dem 7. Jh. entstammen und im 8. Jh. umgearbeitet worden sein. Einerseits zeigt sie Flechtbandornamentik, orientiert an einem „germanischen“ Formenschatz (Abb. 1 links), andererseits antike und frühchristliche Formen z.B. mit einer stehenden Christusfigur unter einem Giebelbogen (Abb. 1 rechts). Bei der Längsteilung der Kirche in drei Schiffe hat man am Ende des 10. Jh. die Steine der Chorschrankenanlage in Zweitverwendung in den Pfeilern des Langhauses verbaut [ebd. 155 f.]. Die Datierung der Chorschranken basiert darauf, dass

„die Christusfigur, deren stilistische Behandlung der langobardischen Kunst nahesteht, [...] aus dem 8. Jahrhundert zu stammen [scheint], während der mit Metallarbeiten verwandte »germanische« Formenschatz stärker an das 7. Jahrhundert erinnert“ [ebd. 157].

Die Umarbeitung von basilikaartigen Profanbauten zu Kirchen erfolgte nicht nur auf Basis antiker Bausubstanz (z.B. St. Maximin in Trier). Auch noch während der merowingerzeitlichen Institutionalisierung des Christentums wurden reine Friedhofsbauten neu erstellt (z.B. Sous-le-Scex in der Schweiz). Viele wurden später durch Einbauten von Altären sakralisiert [ebd. 154]. Oft kann aber auch auf Basis fehlender Befunde kirchlicher Nutzung nicht entschieden werden, ob es sich um einen reinen Grabbau oder um eine Grabkirche gehandelt hat.

Die Orientierung an zwei Ikonographien ist ein markanter Unterschied z.B. zu den bayrischen Flechtwerken, die ohne den germanischen Formenschatz auskommen. Der wichtige Flechtwerk-Baustein mit der stehenden Christusfigur unter einem Giebelbogen wurde weder in der Ausstellung gezeigt – so meine Erinnerung –, noch ist er im Katalog abgebildet. Zum Glück findet ein französischer Archäologieführer über die Kirche es wert, die Skulptur auf dem Titelbild und im Inneren abzubilden [Delestre]. Die Nähe zu den langobardischen ‘Birnköpfen’ bestätigt sich. Phantomzeitlich werden die ‘langobardischen’ Flechtwerke am Ende des 10. und im 11. Jh. gesehen [Illig 1996, 462]. Das birgt allerdings ein Datierungsproblem mit dem Umbau der Kirche am Ende des 10. Jh., denn kaum wäre die Christusfigur im Flechtwerk entstanden, wäre das Flechtwerk bereits wieder ausrangiert worden. Eine Basis für die Datierung des Kirchenumbaus am Ende des 10. Jh. wird im Katalog nicht gegeben; im Archäologieführer zur Kirche wird der Beginn des Umbaus nicht vor 995 datiert, sein Ende bei 1050 [Delestre, 41]. Das wiederum wäre fast kompatibel mit der phantomzeitlichen Datierung des ‘langobardi-

schen' Flechtwerks, käme aber für ein frühestes Abrissdatum ab 1072 (beginnende Kirchenreform) noch etwas zu früh [Illig/Anwander, 559].

Das 'kunsthistorische Rätsel' Flechtwerk ist in den *Zeitensprüngen* mit Ketzerei und im besonderen mit dem Arianismus in Verbindung gebracht worden [Illig 1996, 474]. Seine Entstehung wird im 5. und 6. Jh. mit byzantinischen und ägyptischen Wurzeln gesehen [ebd. 461]. Als originärer Bestandteil des antiken Baus käme das Flechtwerk von Saint-Pierre-aux-Nonnains somit zu früh. Im 7. Jh. soll die Kirche als Teil eines Benediktinerinnenklosters geweiht worden sein und im 8. Jh. den Chor erhalten haben, dem die Chorschranken zugeordnet werden [wiki ↔ St-Pierre-aux-Nonnains]. Die *Wikipedia*-Darstellung weicht somit leicht von der Credo-Katalog-Darstellung bezüglich der Datierung des Chores ab. Der Archäologieführer zur Kirche datiert die frühen Phasen des Kirchenbaus auf Basis der Fußbodenniveaus im Wesentlichen relativ [Delestre, 29].

Nach den vorstehenden Überlegungen und unter Berücksichtigung der Phantomzeit könnte man auch erst im Bau des Chores den Zeitpunkt der Kirchwerdung des Gebäudes und damit natürlich auch den Zeitpunkt der Entstehung des Chorschranken-Flechtwerks sehen. Eine spätere Umarbeitung der Chorschranken einschließlich der Einführung der Giebelbogen-Christusfigur erscheint hierbei möglich. Aus liturgisch-kultischer Sicht müsste die kirchliche Nutzung mindestens zweistufig gewesen sein, denn in Saint-Pierre-aux-Nonnains wie auch an vielen anderen Orten ist das Flechtwerk-Ensemble quasi zerstört worden (einschl. der Giebelbogen-Christusfigur!). Die ornamentierten Steine waren offenbar bedeutungslos geworden. Sie wurden anscheinend nicht (mehr?) als gefährlich angesehen, sonst hätte man die Steine nicht als sakrales Baumaterial verwendet – nicht einmal sinnenstellt. Eine durchgängige Nutzung der Kirche durch Benediktinerinnen von Anfang an ist aus diesem Grunde kaum vorstellbar. Viel wahrscheinlicher ist, dass der Bau bereits vor 614 mit der Choranlage kirchlich (aber in welcher Form?) genutzt wurde, sowie natürlich im direkten Übergang im 10. Jh. [Illig/Anwander 2002, 246]. Die Benediktinerinnen haben frühestens im 11. Jh. den existierenden, früher z.B. arianisch genutzten Kirchenbau übernommen und für ihre Zwecke umgebaut. Anschließend wurde die Gründung des Klosters von den neuen Bewohnern auf den Anfang des 7. Jh. kräftig veraltet. Jedoch kann hier letztlich nur das Flechtwerk-Rätsel am Beispiel der Ausstellungsstücke erneut in Erinnerung gerufen werden, denn

„Insgesamt ist es schwierig, die frühchristliche Ikonographie zu datieren“
[Stiegemann 2013b, 157].

Im Abschnitt über die englische Christianisierung und die von England aus erfolgende Missionierung des Kontinents wurde deutlich, dass diese auf drei wesentlichen Säulen basiert: 1. Beda, 2. Beda und 3. Beda. Seine *Kirchenge-*

schichte des englischen Volkes bildet das geschichtliche Rahmengerüst, in das Funde eingeklinkt werden. Das bestätigt indirekt auch ein Essay zum Thema [Stiegemann 2013a, 192]. Die Frage der Geschichtlichkeit der in Bedas Werk beschriebenen Geschehnisse wird nur kurz gestellt, aber mangels 'zulässiger' Alternativen mehr oder minder dann doch verdrängt [Illig/Anwander, 554].

Aus phantomzeitlicher Sicht ist Bedas *Kirchengeschichte* ein Werk des späten 11. Jh. zur Füllung der Phantomzeit mit „Geschichte“ [Illig 2011, 432]. Bricht Beda als Stütze weg, dann ist die gesamte aufgeschriebene, englische Geschichte vor dem 11. Jh. mit deutlichen Fragezeichen behaftet und bedarf einer kompletten Neubewertung. In diesem Zusammenhang dürften sich die ungestörten Grabkammerfunde von Prittlewell als wichtig erweisen. Prunkgräber dieser Art sind in England eher selten. Das Grab wird an das Ende des 6. bzw. Anfang des 7. Jh. datiert und zeigt die weit verbreitete Ikonographie von Grabbeigaben, die vermeintlichen oder angestrebten Status anzeigen sollen: *Germanitas* (Gold und Waffen), *Romanitas* (Insignien kaiserlich-römischer Autorität) und *largitio* (Macht und Reichtum) [Stiegemann 2013b, 201]. Das Fundspektrum zeigt unter anderem teure Importware aus Byzanz. Vergleichbare Gräber in England sind reicher ausgestattet, wirken aber insgesamt auch 'germanischer' als Prittlewell. Die *Romanitas* in Prittlewell ist symbolisch ausgedrückt durch einen römischen Klappstuhl, die *largitio* ist durch Goldmünzen repräsentiert. Die christlichen Bezüge in Prittlewell sind unübersehbar. Man vermutet in der Amtsforschung einen frühen Konvertiten, der aber noch traditionell beerdigt worden ist.

Hauptthema des Ausstellungs-Abschnitts über die irische Christianisierung war die Vermittlung des Paradigmenwechsels, der in der Forschung zu diesem Thema innerhalb der letzten Jahrzehnte stattgefunden hat. Früher hatte man der irischen Kirche einen besonderen, vom römisch-antiken Christentum deutlich abweichenden Sonderweg zugeschrieben. Diese Sicht gilt inzwischen offiziell als überholt, Irland wird neuerdings im weiten spätantiken Kontext gesehen [Heinrich-Tamáška, 35]. Obwohl nicht offiziell zum römischen Imperium gehörig, erfuhr Irland durch Handelsbeziehungen und enge Kontakte zu Britannien eine gewisse Romanisierung, belegt durch einen vergleichsweise kleinen Korpus römischer Funde, vornehmlich an der Ostküste. Irland war in dieser Zeit eine Gesellschaft ohne zentrale politische oder militärische Autorität, ohne Städte, ohne Steinbau, ohne Steinskulpturen und ohne Schrifttum [ebd. 11]. Sofern man den Quellen glauben kann, bekam Irland bereits 431 einen Bischof für die zu der Zeit bereits existierenden christlichen Gläubigen auf der Insel. Auch für England ist zwei Jahre zuvor eine ähnliche Mission dokumentiert, vermutlich stehen beide im Zusammenhang [ebd. 12]. Diese frühe Mission wird überdeckt durch Schriften, datiert in die Mitte des 7. Jh., über den Patron Irlands, den heiligen Patrick. Dieser soll ebenfalls im 5. Jh. gelebt

haben und als Sklave aus Britannien nach Irland gekommen sein. Bereits zur Mitte des 6. Jh. war die Christianisierung Irlands weitgehend abgeschlossen [ebd. 13]. Allerdings ist die Chronologie aus archäologischer Sicht fragwürdig, denn

„Tendenziell wird Material aus der entwickelten Phase des irischen Christentums betrachtet, um die Archäologie der ersten zwei Jahrhunderte des Christentums in Irland zu beschreiben, weil Sachzeugnisse für diese Zeit weitgehend unbekannt sind. Die Entwicklung der Chronologie dieser Zeit gestaltet sich demgemäß schwierig.“ [Heinrich-Tamáška, 35]

Die Ogham-Stelen gelten im Rahmen der spätantiken und frühmittelalterlichen Entwicklung Irlands als eine Besonderheit. Die Ogham-Schrift ist die älteste bekannte Schrift Irlands. „Buchstaben“ bestehen aus Gruppen von Kerben an den Seiten der Stelen. Obwohl das Ogham-Alphabet letztlich auf dem lateinischen Alphabet basiert, wird es als weitgehend eigenständig betrachtet. Über 400 Inschriften sind bekannt, verteilt auf Irland (allein 360), Schottland, Wales, auf die Westküste Englands und vorgelagerte Inseln. Die Verteilung bezeugt den Einfluss und die Zusammengehörigkeit der Volksgruppen bzw. irische Einwanderungen. Die Stelen tragen oft Namen, es mag sich also z.B. um Grab- oder Grundstücksmarkierungen handeln. Die Erstbeschriftung der Steine wird im Katalog auf das 5.–7. Jh. datiert, oft liegt jedoch auch eine Zweitverwendung vor. So wurde z.B. die in der Ausstellung gezeigte Stele irgendwann umgedreht und mit christlichen Symbolen versehen [Stiegemann 2013b, 218]. Abweichend wird auch von einer Entstehung der Stelen im 3. Jh. gesprochen [Heinrich-Tamáška, 19].

Etwas ausführlicher hätte in der Ausstellung im Diözesanmuseum die Missionierung des Kontinents durch irische und englische Missionare behandelt werden müssen. So konnte der bereits zu Anfang erwähnte erste Eindruck entstehen, dass rechtsrheinisch nicht christianisiert wurde. Schwerpunkte des Wenigen zum Thema Dargestellten waren Willibrord in Echternach und Bonifatius.

Für die skandinavische Christianisierung standen hauptsächlich Funde aus der Umgebung von Lund, heute Schweden, im besonderen Funde aus Uppåkra. Für die Christianisierung Skandinaviens wird der Zeitraum von 700 bis 1300 angesetzt [Stiegemann 2013a, 252]. Das scheint insgesamt viel zu lang gedauert zu haben, die angenommenen Anfänge der Christianisierung basieren auf fragwürdigem Pergament (z.B. Corveyer Missionare, s.o.). Ein Beginn der Christianisierung Skandinaviens im 10. Jh. in Kombination mit der Zerstörung des heidnischen Tempels von Uppåkra wirkt deutlich realistischer.

Ausstellung 2 – Kaiserpfalz

Endlich treffen wir in der Kaiserpfalz auf den großen Karl und die Sachsenkriege und damit auf die rechtsrheinische Christianisierung. Gezeigt wurden hauptsächlich merowingerzeitliche Grabfunde, ansonsten schwierig zu datierende Waffen der Sachsenkriege und viel Pergament. Die – inzwischen digitale, aber dadurch nicht unbedingt überzeugendere – Rekonstruktion der Paderborner Pfalz flimmerte auf einem Bildschirm. Erhebliche Zweifel an der Bautenabfolge im Pfalzbereich waren bereits anlässlich der in der 1999er Karls-Ausstellung gezeigten Modelle vorgebracht worden [Bohrer]. Kern der Kritik Bohrers war die angenommene Mehrphasigkeit des Westquertraktes der Karolingerpfalz. Heute sieht das digitale Modell an dieser Stelle zwar etwas anders aus als bei den damaligen Modellen, es ist aber noch immer nicht überzeugend. Das zeigt auch das folgende Zitat zum Westtrakt aus der 2004 veröffentlichten Dokumentation der Pfalzgrabung in verschlüsselter Form:

„Das heutige Erscheinungsbild des vollständigen Westquertraktes, der bis zur Nordmauer des Westbaus an der Kirche 7183 verläuft, stellt die letzte Bauphase zur Zeit des Bischofs Rethar dar. ***Welches Aussehen und welche Dimensionen der vor diesen Umbauten existierende Westquertrakt hatte, kann nur vermutet werden, da an keiner Stelle deutliche Zeichen einer Mehrphasigkeit abzulesen sind.*** Aus diesem Grund erscheint die Ostmauer 10031 mit ihrer östlichen, aus in Lehm verlegten Steinen errichteten Vorlage 10032 als eine einheitlich gebaute Mauer, obwohl – zumindest in ihrem Fundamentbereich – eine frühere, erste Phase angenommen werden kann. An die nordwestlichen und nordöstlichen Schmalseiten dieser Mauern (in ihrer älteren Phase 10100 genannt) – besonders in Abb. 290 und Abb. 291, im Bereich der Fundamentierung deutlich zu sehen – lehnt sich die von Westen nach Osten verlaufende Mauer 8051 an, die der Phase der umfangreichen Umbauten unter Bischof Badurad in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts zugeschrieben worden ist. Es erscheint also eindeutig, daß die ältere Phase des Westquertraktes (10001/10100) der Südmauer 8051 und somit dem westlichen Anbau A2 an die Aula vorangeht. Sie [die ältere Phase des Westquertraktes; AO] wird der Phase II zugeschrieben. Gegen die Mauern 10001 bzw. 10125 zieht die Mauer 7126 (Abb. 292), die Südmauer des westlichen Vorbaus, zu dem die Südwest-Treppe (7018, 7020, 7139) führte. Der Vorbau 7126, die Südwest-Treppe sowie der letzte westliche Anbau 7024 stellen die letzten Bautätigkeiten in diesem Bereich (vgl. Zone VII) dar“ [Gai/Mecke, 341; Hervorhebung AO].

Die räumlichen Bezüge zu den Befundnummern können dem zugehörigen Grabungsplan der Zone X (Abb. 2) entnommen werden. Obwohl also „deutli-

Plan Zone X, 3

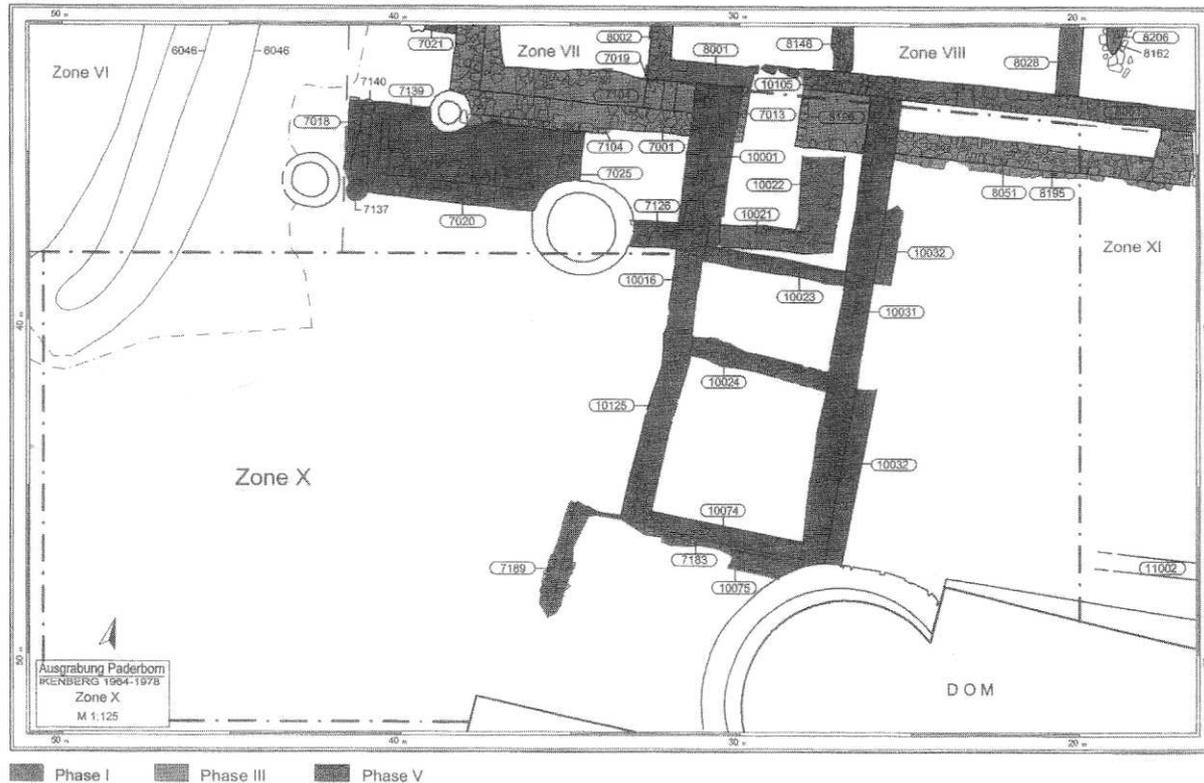


Abb. 2: Kaiserplatz Plan – Zone X [Gai/Mecke, Beilagenschuber]
Zeitensprünge 1/2014 S. 151

che Zeichen einer Mehrphasigkeit“ fehlen, wird der Anbau an die Aula (der Westquertrakt) in aufeinanderfolgende Teile ‘zerlegt’. Das liegt z.B. an der Mauer 8051 aus Phase III, die zeitlich nach den Mauern 10001/10100 aus Phase II liegt. Diese beiden Mauern (10001/10100) müssen aber gleichzeitig auch der Phase IV wegen des Rethar-Bezugs angehören. Die sogenannte **Phase II** fehlt im Plan vollständig, bzw. ist so von Phase IV überdeckt, dass sie nicht einmal in der Legende auftaucht. Es sind also auch im Grabungsplan keine „deutlichen Zeichen“ auf eine Mehrphasigkeit des Westtraktes abzulesen. Diese wird trotzdem wie selbstverständlich angenommen – bei einer einheitlich gebauten Mauer. Der Grund für dieses Vorgehen liegt meines Erachtens in dem unbedingten Willen der Verantwortlichen, die archäologischen Funde mit der Überlieferung in Übereinstimmung zu bringen. Im Zweifel hat die Überlieferung Recht, und die Funde müssen sich dem fügen. Immerhin ist man sich der Problematik wenigstens ansatzweise bewusst:

„Der Versuch, die Befunde in direktem Zusammenhang mit den historischen Daten zu interpretieren und in der Stratigraphie die Phaseneinteilung wiederzufinden wurde schon von Winkelmann durchgeführt. Für die Interpretation der hier rekonstruierten Schichtenabfolge spielen die historischen Informationen ebenfalls eine wichtige Rolle, obwohl die Belege der Befunde oft so dürftig sind, daß die Daten der Quellen nur beschränkt mit diesen in direkte Verbindung gesetzt werden können. Die Übereinstimmungen von historischen Daten und archäologischen Befunden müssen daher als Arbeitshypothesen betrachtet werden.“ [Gai/Mecke, 210]

Erschwerend kommt in diesem Fall hinzu, dass sich Überlieferung und Fundlage schon bezüglich der Lokalisierung widersprechen. Das hat 2002 bereits Karl Hengst deutlich ausgeführt:

„Man stand zunächst vor einem Rätsel. Man hatte ein starkes Mauerwerk zu Tage gefördert, aber keine dazu passenden Schriftquellen. Eine solche Anlage – in dieser frühen Zeit – hatte in Paderborn niemand vermutet. Aber die aufgedeckten Mauern stammten eindeutig aus karolingischer Zeit. Außerdem wiesen die im gesamten Grabungsfeld feststellbaren Brandspuren darauf hin, daß die Anlage bei feindlichen Überfällen mehrmals eingäschert worden war. Die Paderborner Bauten als die in einer alten Fassung der Annalen genannte *Urbs Karoli* zu deuten, schien sich zu verbieten. Denn diese sollte nach der genannten Schriftquelle ›super fluvium Lyppia‹, also an der Lippe gelegen haben. Was lag näher, als diese Pfalzanlage und ein in anderen Quellen erwähntes ›Lyppiagyspringa‹ mit dem heutigen Bad Lippspringe zu identifizieren. Vereinzelt geschieht das bis heute, jedoch ohne jeden archäologischen Anhaltspunkt für irgendwelche Überreste der *Urbs Karoli*. Denn Grabungen verliefen dort bis heute buchstäblich im Sande. [...]

Selbst noch zu der Zeit, als in Paderborn die Grabung [von Winkelmann] schon sichtbare Konturen aufwies, suchte der Münsteraner Historiker Karl Hauck diese Lipper Hypothese durch Grabungen an anderer Stelle des Flusses zu erhärten. Man fand aber auch bei Lippstadt keine karolingischen Spuren. Es sei noch angedeutet, daß man die *Urbs Karoli* im vorigen Jahrhundert auch an der Mündung der Lippe suchte – natürlich vergeblich. Kurz – man suchte anhand der Schriftquellen ›super flumen Lippia‹, an der Lippe auf und ab, nur eben nicht in Paderborn. Denn Paderborn liegt bekanntlich nicht an der Lippe!“ [Hengst, 59]

„Es ist verständlich, daß im Gefolge der fränkischen Reichsannalistik Einhard in seiner *Vita Karoli Magni* die Gründung der *Urbs Karoli*, die, wie einst Alexandrien und Konstantinopel, dem Namen ihres Gründers Ewigkeit verleihen sollte, und ihre gewaltsame Zerstörung schlichtweg ›vergessen‹ hat. Er wollte so die Schmach und Demütigung, die Karl und seinen Franken mit der Zerstörung dieser imperialen Anlage zugefügt worden war, ein für alle Mal aus dem fränkischen Geschichtsbewußtsein entfernen. Daß ihm dies nicht gelungen ist, das verdanken wir einzig und allein den Steinen der in Paderborn ergrabenen *Urbs Karoli*.“ [ebd., 65 f.]

„Wenn nun die ergrabenen Grundmauern der Paderborner Pfalzanlage die Redlichkeit der Aussagen der Reichsannalen hinsichtlich ihrer Lokalisierung und Bedeutung als *Urbs Karoli* in Zweifel ziehen lassen und das Verdener Blutbad als Phantasieprodukt fränkischer Annalistik oder, vorsichtiger gesagt, als Abschreibfehler gedeutet werden kann, dann sollten auch die betreffenden Passagen in den gängigen Geschichtsbüchern möglichst bald in diesem Sinne neu geschrieben werden.“ [ebd., 69]

Anzumerken ist, dass die Reichsannalen für 776 vom Bau einer Pfalz an der Lippe berichten. Nur die *Annales Petaviani* sprechen von *Urbs Karoli*. Es wird deutlich, dass sich die vorhandenen Urkunden und Quellen nur mit Mühe der Fund- und Befundlage zuordnen lassen. Man könnte argumentieren, dass sich Pader und Lippe leicht verwechseln lassen, da die Pader am Zusammenfluss mit der Lippe – zumindest heute – der breitere Fluss ist, aber das kann nicht wirklich überzeugen.

Weil also ein vollständiger Westquertrakt in Phase II zu früh kommt für den Anschluss an einen an dieser Stelle zeitlich späteren Kirchbau (Rethar-Bau, Phase IV), muss sich der Westtrakt, um zur ‘hingedrehten’ Überlieferung zu passen, notwendigerweise auf zwei Phasen verteilen. Dieser Logik kann man allerdings nur folgen, wenn man einerseits – trotz gegenteiliger Behauptungen [z.B. Lobbedey, I: 91] – nahezu blind der Echtheit der Urkunden und Chroniken vertraut und andererseits bauliche Logik – wenn notwendig – vernachlässigt. Unter Berücksichtigung der Ergebnisse des Fälschungskon-

gresses von 1986 [MGH] und vor allem des im 'Bayern-Buch' [Illig/Anwander] dargestellten Widerspruchs zwischen der Urkunden- und der Fundlage im frühen Mittelalter kann man Urkunden und Chroniken aus dieser Zeit nicht mehr mit einer Echtheitsvermutung begegnen, ganz im Gegenteil. Und der baulichen Logik eines „kurzen“ Westquertraktes hat bereits Bohrer überzeugend widersprochen [Bohrer, 443 f.].

Wie könnte eine sinnvolle Lösung für das Pfalzproblem unter Berücksichtigung eines einphasigen Westquertraktes aussehen? Anbieten würde sich zum einen, den Bau der „Karolingerpfalz“ zu verjüngen. Diese wäre in einer ersten Phase kurz vor dem „Rethar-Bau“ entstanden und in einer zweiten, kurz danach liegenden Phase mit diesem nun existierenden Bau verbunden worden. Damals wäre auch der Aula-seitige Bau des Treppenaufgangs in den Westquertrakt entstanden. Ein Brand hätte dieses – noch nicht ganz fertiggestellte – Bauensemble nahezu vollständig zerstört, woraufhin die „Ottonische Pfalz“ und der „Meinwerk-Dom“ gebaut worden wären. Die ersten Kirchenbauten in Paderborn im 10. Jh. müssten dann allerdings ohne eine Pfalz auskommen. Ob es wirklich nach dem Brand des Jahres 1000 noch Aufbauarbeiten unter Bischof Rethar gegeben hat, muss fraglich bleiben; der größte Teil der Bauarbeiten lag vor dem Brand [Gai/Mecke, 159]. Die Aufwertung der Bautätigkeiten Meinwerks gegenüber denen Rethars gehen sicherlich auf das Konto des Schreibers der *vita Meinwerchi*, dem es nicht unbedingt um historische Genauigkeit ging [Otte, 210].

Eine weitere Möglichkeit läge in einem separaten frühen Bau an der Stelle des späteren „Rethar“-Westbaus, der mit der Pfalz in der Phase II verbunden war. Dieser Bau machte dann in der Phase IV einer Westerweiterung der Kirche Platz. Die Fundlage für diesen erweiterten Dombau IID ist ausgesprochen dürftig, die Rekonstruktion [Lobbedey, III: 249] besteht zum größten Teil aus gestrichelten, d.h. „ganz hypothetischen“ Linien. Selbst die durchgezogenen Linien sind lediglich „begründbare Baufuchtlinien“ [ebd. IV: 5]. Hier ist also fast alles möglich und denkbar. Die Bauhistorie der Paderborner Pfalzen und Kirchen wird auch durch diese Überlegungen nicht geklärt werden können; die Ausstellung bot aber einen guten Anlass, das seit einiger Zeit zur Verfügung stehende Material erneut zu sichten, um die Fragwürdigkeit der Interpretationen und der daraus abgeleiteten Modelle aufzuzeigen.

Auch der Paderborner Stadtarchäologe Sven SPIONG konnte die Rätsel um die frühe Paderborner Geschichte bei seinen kürzlich erfolgten Vortrags [Spiong 2014] nicht aufhellen. Natürlich ist für Spiong die schriftliche Überlieferung der Anker, an dem die Funde justiert werden. Seiner Schätzung nach lebten im damaligen Paderborn *und* dem Umfeld am Ende des 8. Jh. ca. 300 Menschen – einschließlich der Kleriker im damaligen Bischofssitz. Die Funde zu dieser bäuerlichen Besiedlung beschränken sich im Wesentlichen auf die

Spuren von Grubenhäusern (Pfostenlöcher) und Abdrücke von in diesen Häusern aufgestellten Webstühlen sowie auf kleine Einzelfunde, die Einblick in die soziale Stellung der Bewohner geben (z.B. eine außergewöhnlich Anzahl von Bruchstücken gläserner Sturzbecher). Eine steinerne Pfalz und eine oder mehrere steinerne Kirchen wirken in diesem Umfeld wie Fremdkörper, zumal die gelegentlichen Besucher – mit Ausnahme des Königs und seines Gefolges – in einer Zeltstadt – so die Aussage Spiongs – gehaust haben sollen.

Dann folgt in der Ausstellung eine willkommene Abwechslung: Das Gründungsprivileg Karls des Großen für das Kloster Verden wurde gezeigt und ganz offiziell als Fälschung bezeichnet; das ottonisch anmutende Siegel verrät es. Nahebei ein Fund aus Münster: Eine Tierbestattung (Pferd + Hund) am Domkloster in Münster, inzwischen in das 9./10. Jh. datiert und damit deutlich nach der angeblichen Gründung des Klosters durch Liudger Ende des 8. Jh. Wurde hier wirklich nicht einmal 100 Meter vom Domkloster entfernt mit großem Aufwand ein heidnischer Bestattungsritus vollzogen oder ist der Baubeginn von erstem Dom und Kloster über einen erfundenen Liudger einfach falsch datiert?

Der Rest der Ausstellung im Pfalzmuseum beschäftigte sich mit der Christianisierung Ostmitteleuropas, die sich auf den ersten Blick durch einige recht frühe Aktivitäten als unlogischer Flickenteppich darstellt. Bedacht werden muss jedoch, dass die Christianisierung von Westen wie von (Süd-)Osten aus durchgeführt wurde. Es dauerte im Baltikum trotzdem bis ins 14. Jh., bis die Christianisierung für Ostmitteleuropa für beendet erklärt werden konnte:

„Erst mit dem litauischen Großfürsten Jogalia/Jagiello (†1434), der sich im Rahmen seiner Hochzeit mit der polnischen Königin Hedwig/Jadwiga (†1399) im Februar 1386 mit allen seinen Untertanen zur Übernahme des römischen Glaubens verpflichtete und bei seiner Taufe den Namen Władysław und die polnische Königswürde annahm, fand die römisch-katholische Christianisierung Ostmittel- und schließlich Nordosteuropas ihre Vollendung.“ [Stiegemann 2013a, 368]

Es ergibt sich für Europa das Bild einer mehrphasigen Missionierung. Die erste Phase findet linksrheinisch (einschl. England und Irland) statt, beginnt ab dem 3. Jh. und ist (mit Unterbrechungen) abgeschlossen bis zum Ende des 6. Jh. Die zweite, rechtsrheinisch/linkselbische Phase erfolgt ab Ende des 6. Jh. und reicht bis zum Ende des 10. Jh. Die Missionierung Skandinaviens (Phase III) beginnt ohne den fragwürdigen Ansgar und den Corveyer Frühstart erst Mitte des 10. Jh. und endet ca. um 1300. Die rechtselbische Missionierung (Phase IV) startet vermutlich schon Ende des 6. Jh. zusammen mit der rechtsrheinischen und ist schwierig zu ordnen, da von zwei Seiten missioniert wurde. Sie endet letztlich erst 1386. Selbst unter Berücksichtigung der

Phantomzeit würde das eine Dauer von knapp 500 Jahren bedeuten. Dieser Zeitraum ist vergleichsweise lang, aber zumindest wesentlich realistischer als die knapp 800 Jahre im herrschenden Geschichtsbild, zumal wenn man bedenkt, dass die Christianisierung der Führungsschicht oft sehr früh erfolgte und die Bevölkerung wesentlich länger für ihre 'Bekehrung' brauchte. Auch könnte man vermuten, dass durchaus bereits christliche – aber als heidnisch bezeichnete – Bevölkerungsgruppen 'bekehrt' werden mussten, da sie nicht dem 'richtigen' christlichen Glauben anhängen. Das würde eine weitere Kürzung des Zeitraums erlauben. Einen Hinweis hierauf liefern z.B. die Geschehnisse um den Deutschen Orden nach 1386, der zur Durchsetzung seiner Machtpolitik nun nicht mehr mit den Heiden argumentieren konnte, sondern mit „falschen Christen“ argumentierte und darüber ins Zwielicht geriet [Kamp/Kroker, 181-204]. Möglicherweise wurde auch schon vor 1386 unter der Bezeichnung Heiden gegen andersdenkende Christen vorgegangen.

Ausstellung 3 – Stadtgalerie

Die Stadtgalerie brachte – wie schon bei der Canossa-Ausstellung 2006 – die Rezeptionsgeschichte und die Abrundung des Themas in der neueren Geschichte, z.B. mit Themen wie der nationalstaatlichen Perspektive auf die Christianisierung im 19. Jh. oder die völkisch-nationalsozialistische Rezeption. Da fehlten dann auch nicht das Kreuzabnahme-Relief der Externsteine, Irminsulmodelle, Widukindsbüsten und -gemälde, usw. Wie schon damals habe ich diesen Ausstellungsteil vergleichsweise eher als uninteressant empfunden.

Diskussion

Mittelalter

Wer die Veröffentlichungen zum Frühmittelalter in den letzten Jahren verfolgt, dem fällt das extreme Bemühen auf, Siedlungs- und Kultkontinuität wo immer möglich herzustellen. Hierbei ist besonders Sebastian RISTOW federführend; mir ist praktisch kein Beitrag von ihm zum Thema aus den letzten Jahren bekannt, in dem diese Frage nicht zu Gunsten der Kontinuität thematisiert wird. Konsequenterweise muss nunmehr das Frühmittelalter direkt auf den Abzug der Römer folgen und größtenteils mit der Spätantike überlappen. Das durch die Phantomzeit in Frage gestellte Stück „Frühmittelalter“ wird bei Ristow zum „Mittelalter“. Besser hätte er es wohl „mittleres Frühmittelalter“ genannt, um in der alten Nomenklatur zu bleiben. So aber verbraucht er das „Hochmittelalter“ für den späten Abschnitt des Frühmittelalters, die anderen unbenannten Abschnitte fügen sich ebenfalls nicht gut in die alte Systematik

ein. Die alte Systematik war sicherlich auch nicht ideal mit ihrer typischen Dreiteilung, aber so wird zusätzlich Verwirrung gestiftet, vor allem, wenn der plötzliche Bedeutungswechsel eines Begriffs nicht begründet wird.

England

Ist die Mission von 429 die von 597? Eine – wie im Neuanatz für England [Illig 2011] – angenommene verschobene Phantomzeit in England von 453 bis 750 würde bis weit nach 750 ausstrahlen, da wegen der Verschiebung Verbindungen gekittet und teilweise erzeugt werden müssen (Abb. 4). Es wären z.B. Personen in englischer Realzeit zu erfinden, die mit fiktiven Personen auf dem Kontinent interagieren (Abb. 3). Alkuin wäre ein ziemlich sicherer Kandidat für eine solche Person. Und deshalb darf er auch in England keinen Kontakt haben. Umgekehrt wäre es ein leichtes, Realpersonen auf dem Kontinent Aktivitäten im Zusammenhang mit den britischen Inseln anzudichten. Papst Gregors Aussendung von Missionaren im Jahre 597 wäre eine solche Aktion. Liegt hier ein mögliches Motiv für die Schriften des Pseudo-Gregor und seiner Erfindung des heiligen Benedikt vor [Illig 1994]?

Auch die Einwanderung der Angeln und Sachsen ab 449 wäre eine der Phantomzeit geschuldete Erfindung. Im Prinzip würden nach dem Abzug der Römer mit nur einer kurzen Übergangszeit bereits die englischen Königreiche entstehen. Alexander GLAHN [2010; 2012] hat mit seinen beiden Beiträgen ein mögliches und bedenkenswertes Szenario geliefert, indem er die „Sachsen“ schon zur Römerzeit als Hilfstruppen in England siedeln und Reiche gründen lässt. Die Angeln stoßen von Skandinavien (Dänemark) 409 zum Abzug der Römer als zusätzliche Hilfstruppen hinzu, die anschließend in Nordhumbrien siedeln [Glahn 2012, 674]. Die Christianisierung Englands läuft im Prinzip parallel zur Christianisierung Irlands und ist (gestaucht) zu Beginn des 6./9. Jh. bereits weitgehend abgeschlossen. Es ist davon auszugehen, dass größere Teile der „sächsischen“ Bevölkerung während der Römerzeit bereits Kontakt mit dem christlichen Glauben hatten. Problematisch sind hierbei allerdings die ins 6./7. Jh. datierten byzantinischen Grabfunde von Prittlewell. Diese würden phantomzeitbereinigt um 600|900 zu verorten sein und damit nach den vorherigen Überlegungen in England für ein Mitglied der Oberschicht mindestens 100 Jahre zu spät liegen. Die Datierung der Funde von Prittlewell ist in dieser Hinsicht zu prüfen, möglicherweise können die Funde zeitlich verschoben werden. Oder das Ende der Christianisierung in England kann etwas weiter hinausgeschoben werden, aber kaum mehr als bis zur Mitte des 6. Jh.

Phantomzeiten im Vergleich

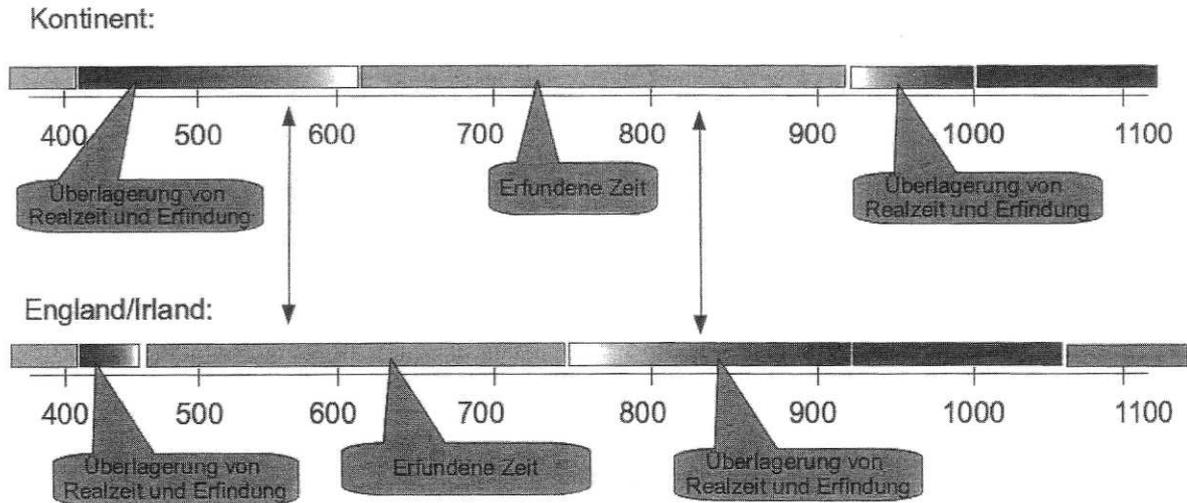


Abb. 3: Phantomzeiten im Vergleich

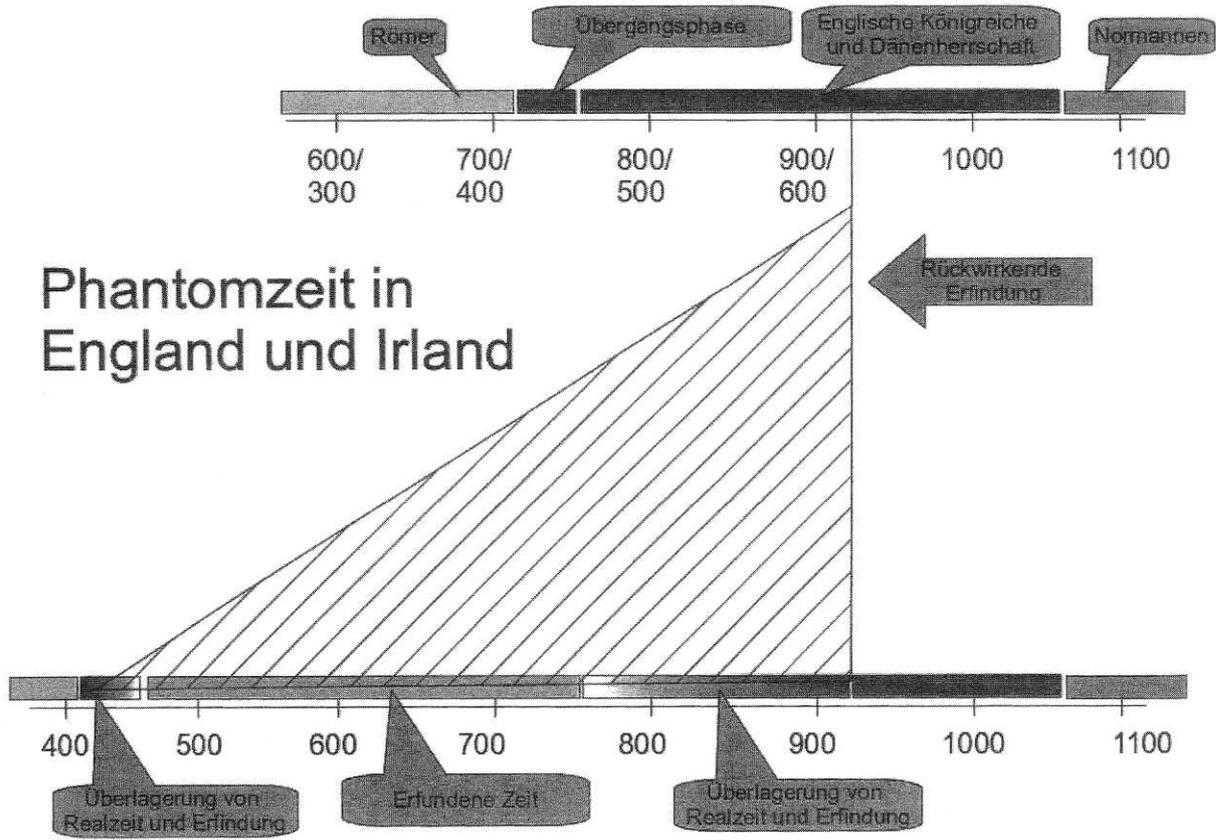


Abb. 4: Englische/irische Phantomzeit
 Zeilensprünge 1/2014 S. 159

Irland und die Mission des Kontinents

Die Situation um die Sonderrolle der irischen Kirche wird bei den phantomzeitlichen Überlegungen zur Christianisierung Bayerns [Illig/Anwander, 559-561] beibehalten. Gegenteilige Äußerungen Columbans werden als spätere Fälschung angesehen [ebd. 563]. Die Entwicklung der irischen Kirche zwischen 600 und 664 entspricht der Zeit nach 1000 mit der Annäherung an Rom [ebd. 560 f.].

Das Fehlen der Archäologie für die Frühphase des Christentums in Irland legt nahe, dass auch dort die Phantomzeit analog zu England gegenüber dem Kontinent verschoben ist. Aus phantomzeitlicher Sicht könnte die irische und/oder englische Mission (Willibrord, Bonifatius, etc.) Ende des 6. Jh. bis Mitte des 10. Jh. in einem Zeitraum von ca. 50 Jahren relativ zeitgleich erfolgt sein. Die obigen Überlegungen zur Christianisierung Englands und Irlands würden eine solche Datierung erlauben, wie ja auch Weissgerber das Wirken des Bonifatius in das beginnende 10. Jh. verlegt hat [ebd. 561 f.]. Jede der beiden unterschiedlichen Glaubensrichtungen hätte im Nachhinein ein Interesse daran gehabt, ihre Ausbreitung und ihren Einfluss größer darzustellen, als er eigentlich war. Die kaum nachweisbare angelsächsische und irischschottische Mission in Bayern wäre z.B. zum größten Teil eine Rückprojektion durchziehender Mönche des 11./12. Jh. gewesen [ebd. 560].

Christianisierung Europas – alles klar?

Der in der Ausstellung beschriebene Ablauf der Christianisierung Europas im Mittelalter ist und bleibt fragwürdig. Er ist insgesamt merkwürdig lang, an spezifischen Stellen jedoch zu kurz, steht mit den archäologischen Funden teilweise im Widerspruch und lässt trotz nachgewiesener Fälschungen den Rahmen, den die Chroniken und Urkunden aufspannen, unangetastet. Zwar kann die Phantomzeitthese bereits viel zur Klärung des Ablaufes der Christianisierung beitragen, jedoch sind viele Einzelheiten noch immer unklar – ein weites Forschungsfeld.

Literatur

- Bohrer, Michael (1999): Karolingerpfalz in Paderborn?; *Zeitensprünge* 11 (3) 439-458
- Delestre, Xavier (1992): *Saint-Pierre aux Nonnains (Metz-Moselle)*: De l'époque romaine à l'époque gothique (Guides Archéologique); o.O. (= Paris)
- Gai, Sveva / Mecke, Birgit (2004): *Est locus insignis ... Die Pfalz Karls des Großen in Paderborn und ihre bauliche Entwicklung bis zum Jahre 1002*; Denkmalpflege und Forschung in Westfalen Band 40. II (Textband + Beilagenschuber); Mainz
- Glahn, Alexander (2012): Hengst, Horsa und der Danelag. Verdoppelte „englische“

- Geschichte; *Zeitensprünge* 24 (2) 650-676
- (2010): Die Besiedlung Britanniens durch Germanen; *Zeitensprünge* 22 (1) 116-136
 - Heinrich-Tamáská u.a. (2012): *Christianisierung Europas. Entstehung, Entwicklung und Konsolidierung im archäologischen Befund*; Regensburg
 - Hengst, Karl (2002): Die Ereignisse der Jahre 777/78 und 782. Archäologie und Schriftüberlieferung; in Godman, Peter / Jarnut, Jörg / Johaneck, Peter (Hg.): *Kaiserkrönung. Das Epos „Karolus Magnus et Leo papa“ und der Papstbesuch in Paderborn 799*; Berlin, 57-74
 - Illig, Heribert (2011): Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz; *Zeitensprünge* 23 (2) 339-354
 - (1996): Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II; *Zeitensprünge* 8 (4) 448-477
 - (1994): Doppelter Gregor – Fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; *Zeitensprünge* 6 (2) 20-39
 - Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie in 2 Bänden; Gräfelting
 - Kamp, Hermann / Kroker, Martin (Hg.) (2013): *Schwertmission. Gewalt und Christianisierung im Mittelalter*; Paderborn
 - Knöfel, Ulrike / Schulz, Matthias (2007): Aufbruch der Barbaren; in *Der Spiegel* 11/2007, 138-153; <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-50828268.html>
 - Lobbedey, Uwe (1986): *Die Ausgrabungen im Dom zu Paderborn 1978/80 und 1983*; 4 Bände; Bonn
 - MGH (1988): *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica*, München, 16.-19. September 1986; 5 Bände + Registerband; Hannover
 - Otte, Andreas (2010): Bischof Meinwerk. Gedanken im Umfeld einer Ausstellung; *Zeitensprünge* 22 (1) 209-217
 - Spiong, Sven (2014): *Paderborn und sein Umland zwischen 500 und 1000 n. Chr. – Frühmittelalterliche Befunde in der Altstadt und die neuen Erkenntnisse zum karolingisch-ottonischen Siedlungsbild (bis etwa 1000)*; Vortrag am 13. 02. im Rahmen der Arbeitsgruppe für Altertum und Frühmittelalter des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg in Bielefeld
 - Stiegemann, Christoph (2013a): *CREDO. Christianisierung Europas im Mittelalter. Band I: Essays*; Petersberg
 - (2013b): *CREDO. Christianisierung Europas im Mittelalter. Band II: Katalog*; Petersberg
 - Wikipedia (2013a): Mittelalter; <http://de.wikipedia.org/wiki/Mittelalter>
 - (2013b): St-Pierre-aux-Nonnains; <http://de.wikipedia.org/wiki/St-Pierre-aux-Nonnains>

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
 andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Wenn Ingenieure die Realisierbarkeit von überlieferten Geschichtsereignissen nachrechnen! (Die Unmöglichkeit des Ereignisses 'Exodus' im AT)

Jürgen von Strauwitz

Heribert ILLIG hat in einem Beitrag (s. S. 111) Berechnungen vorgelegt, unter welchen Voraussetzungen überhaupt ein Kriegszug (hier bezogen auf die durch „Dokumente“ überlieferten vielen Kriege von Karl dem Großen) möglich und durchführbar ist.

Er kommt auf Grund der negativen Bewertung der mitzuführen den Mengen an Verpflegung im „Feindesland“ zu der Einschätzung, das gehe allenfalls

„mit einer Ochsenzahl, die gegen Unendlich driftet“ [1/2014, S. 116].

Ich möchte diese Methode der Quellenkritik weit in die Vergangenheit extrapolieren und tue dies als Dipl.-Ing. für Wärmetechnik und Wärmewirtschaft.

Problemstellung – Problemlösung

Wie wird ein ingenieurtechnischer Kader mit einer Problemstellung umgehen und wie unterscheidet sich diese eventuell von der Vorgehensweise eines Politikers, eines Historikers oder eines Berichterstatters geschichtlicher Ereignisse?

Bei der Planung, Konstruktion, Fertigung und schließlich Ausführung von Erzeugnissen der Kraftwerkstechnik bin ich während meiner gesamten Berufstätigkeit immer mit grundsätzlichen Problemen konfrontiert worden. Bei der Problemlösung mussten nachstehende Schritte bedacht und geprüft werden:

- Zuerst geht es um eine Zielstellung.
Lässt sich mit bekannten Mitteln und Verfahren, die dem Stand der Technik entsprechen müssen, die technisch geforderte Lösung erreichen?
- Steht der für die Anlage(n) benötigte Raumbedarf überhaupt zur Verfügung?
- Wenn Ja, welche Materialmengen und Komponenten sind erforderlich?
- Wie groß ist die erforderliche Konstruktions- und Fertigungskapazität?
Das bedeutet, dass eine konkrete Aussage getroffen werden muss, welche Arbeitskräfte, Arbeitszeit, welcher Energieaufwand usw. geplant werden müssen.
- Außerdem ist zu ermitteln, welche Zeitachse für die Ausführung zur Verfügung steht.

- Zum Abschluss aller Arbeitsschritte ergibt sich aus vorgenannten Entscheidungen ein Preis. Wird dieser akzeptiert? Wenn nicht, muss neu gerechnet werden.

Erst wenn dies alles geklärt ist, kommt es zu einem Vertrag über die Realisierung. Kein Anlagenbauer fängt ohne Klärung dieser Fragen erst einmal an zu werkeln und schaut nachher, ob es denn gut gehen wird.

Kann man nun annehmen, dass bei anderen, uns durch Schriften überlieferten Vorhaben, gleiche oder ähnliche Schrittfolgen und Lösungsansätze eingehalten worden sind? Oder waren den Übermittlern von historischen Ereignissen solche Fragen völlig nebensächlich? Dass sie das nicht sein werden, wird dann verständlich, wenn die Lösungsansätze, die sich aus den Überlieferungen ergeben, in kritischer Analyse aus heutiger Sicht die Möglichkeit des Geschehens überhaupt in Frage stellen können.

Das Märchenhafte an Überlieferungen

Sinnvolle, logische Zusammenhänge müssten vorhanden sein, damit die auf uns gekommene Geschichte als möglich und durchführbar angesehen werden kann. Denn andernfalls wird alles einen Anstrich märchenhafter Dimension erhalten, womit die Quellen der Überlieferung und der Berichtende selbst unglaubwürdig werden.

Wir kennen dies aus den *Kinder- und Hausmärchen* der Gebrüder GRIMM. Bei *Dornröschen*, Sie kennen es, wird durch den Stich mit der Spindel die beschriebene Welt des Schlosses urplötzlich in einen tiefen Schlaf versetzt. Und eine riesige Dornenhecke überwucherte das Schloss, bis es verschwand und nur noch in der Erinnerung vorkam. Den Ausgang kennen wir auch. Oder beim *Däumling* überlebt der kleine Wicht im Magen der Kuh und des Wolfes.

In der realen Welt kamen solche Ereignisse nicht vor. Und keiner, der diese Märchen las oder erzählte, glaubte im Ernst daran, dass ihm Ähnliches tatsächlich begegnen würde.

Auch Jonas war drei Tage im Bauch des großen Fisches, nun aber nicht als Märchen erzählt, sondern als eine Tendenzgeschichte im AT zur Übermittlung einer Botschaft mit geschichtlichen Auswirkungen.

ILLIG stellt in seinem genannten Beitrag die Grundvoraussetzungen zur Diskussion. Zuerst geht es um das Futter von Zug- und Reittieren, dann um die Abschätzung des Güterbedarf für alle als „Kriegsteilnehmer“ beteiligten Menschen, da diese ja ebenso stabil versorgt und betreut werden müssen, soll das Unternehmen nicht von vornherein in einem Desaster enden. Um beim Ergebnis ILLIGS zu bleiben: Die angeblichen Großtaten Karls des Großen – in 44 von 46 Regierungsjahren Kriegszüge – waren undurchführbar.

Das Problem Logistik bei Großvorhaben

Ehe ich den Blick auf das Geschehen lenke, das uns als „Auszug der Israeliten aus Ägypten“ bekannt ist, will ich auf ‘moderne’ Problemstellungen eingehen.

Fußballweltmeisterschaft 2014 in Brasilien

Aktuelle Nachrichten verweisen auf die bislang ungelösten Transportprobleme durch einen notwendigen Nahverkehr, der die Beförderung von Millionen Besuchern täglich zu übernehmen hat. Die bisherigen Planungen sind stecken geblieben. Vorgesehene Verkehrssysteme wurden wieder gestrichen und werden nicht realisiert. Das Chaos scheint programmiert.

Love-Paraden in unseren Städten

Die bislang aufgetretenen Probleme bei diesen Mega-Events lassen die Kommunen eigentlich machtlos zurück. Tragische Vorfälle in Düsseldorf sind auch nach Jahren noch nicht ‘abgearbeitet’.

Rosenmontags-Umzüge

In einer deutschen Stadt ist der Müll des Rosenmontags-Umzuges mit 90 Tonnen zu einem jährlich sich wiederholenden Problem geworden.

Der Russland-Feldzug der Nazis

Ohne militärhistorische Betrachtungen anzustellen, will ich nur darauf verweisen, dass aus dem von den Nazis geplanten Blitzkrieg ein brutaler Eroberungskrieg geworden ist, mit unübersehbaren Folgen und logistischen Problemen. Hier wurden tatsächlich Millionen von Menschen hin- und hertransportiert, dazu riesige Tonnagen an Kriegsmaterial, Bagage und Proviant. Je weiter sich das Geschehen von den Grenzen des „Reiches“ entfernte, desto schwieriger wurde die reibungslose Versorgung.

Da die Hitler-Strategen auf Kraftfahrzeuge setzten, wurde bald der Mangel an leistungsfähigen Schienenfahrzeugen deutlich. Im „Feindesland“ traf man nur noch auf zerstörte Schienennetze und zerstörte Infrastruktur. Zudem musste die russische Breitspur von 1520/24 mm auf die Normalspur von 1435 mm verändert werden. Der ohnehin ungerechte, verbrecherische Krieg scheiterte auch an den nicht mehr beherrschbaren Transportproblemen.

Wir sehen also, dass die Frage nach der Logistik durchaus über den Ausgang oder grundsätzlich über die Machbarkeit eines Vorhabens entscheidet. Mit Recht hat sich deshalb ILLIG dieser Fragestellung angenommen, die so noch nicht in aller Konsequenz zu Ende gedacht worden ist.

Der Exodus im -12. oder -7. Jh. als Problem der Logistik

Ich will den Blick nun wieder zurück auf die uns überlieferte Geschichte lenken. Als Beispiel nehme ich den uns allen bekannten „Auszug der Israeliten aus Ägypten“ aus dem Alten Testament (AT), den so genannten *Exodus*, wie er in der Bibel niedergeschrieben ist [Ex, ab 12.31]. Ab Vers 37 heißt es:

„Also zogen die Kinder Israels aus von Ramses nach Sukkoth, *sechshunderttausend* Mann zu Fuß ohne Frauen und Kinder. 38 Und es zog auch mit ihnen viel fremdes Volk, dazu Schafe und Rinder, sehr viel Vieh“ [Hvhg. JvS].

Nun gehe ich als evangelischer Christ nicht grundsätzlich davon aus, dass alles, was uns in der Bibel berichtet wird, nicht der Wahrheit oder Wirklichkeit entspricht oder dass die uns überlieferten Erzählungen keine realen Geschehnisse wiedergeben. Gleichwohl habe ich gelernt, dass die Bibel nicht wie ein biologisches Lehrbuch oder wie ein Geschichtsbuch gelesen werden kann. Damit wäre es auch unangebracht, überhaupt Maßstäbe eines an heutigen Wissenschaftsdisziplinen geschulten Vorgehens anzulegen.

Vieles, wenn nicht sogar das meiste, ist Reden in Symbolen, in starken Bildern und mit starken existenziellen Erschütterungen, um eine Grundbotschaft zu vermitteln: Es handelt sich um einen geleiteten Weg, der zu einem geschichtlichen Ziel kommt. Die Bibel muss als eine Vergewisserung im Glauben gelesen werden, um aus dem in den Erzählungen beschriebenen Weg zu lernen. Und die Erzählung muss nun auch mit dem Weltbild und den „religiösen“ Grundanschauungen der damaligen Zeit in Übereinstimmung sein, sowohl in der Erzählweise, als auch in der Aufnahme der zuerst nicht schriftlich vorliegenden Überlieferung der damaligen Völker.

Aber dennoch, im Lichte der historisch-kritischen Forschung und mit Berücksichtigung der neuesten Erkenntnisse jüdischer, insbesondere israelischer Historiker, sind die tradierten Begebenheiten auf ihre Wahrscheinlichkeit, ihren Umfang oder ihre historische Einordnung zu prüfen. Es steht die Gültigkeit und Verlässlichkeit der uns überlieferten Geschehnisse zur Diskussion. Abgesehen von der noch immer stattfindenden Suche nach historischen Belegen, der notwendigen Interpretation und unter Nutzung heute üblicher Erkundungsverfahren, die grundsätzlichen Voraussetzungen ständig neu zu prüfen.

Diese „wissenschaftliche“ Prüfung verlässt nun aber völlig die Glaubensebene und findet in einer anderen Kategorie statt, die nicht nur nach Begründungen Ausschau hält. Nicht aber in Form einer ‘Suche nach dem realen Pfefferkuchenhaus’, von dem uns ja auch bei *Hänsel und Gretel* berichtet wird. Lassen Sie mich dennoch die schon angekündigte kritische Analyse fortsetzen, die zu Berechnungen und Zahlenwerten führt.

„Wir brauchen Geschichten wie ein Lebensmittel“

Diesen Satz sprach der Direktor der Sächsischen Landeszentrale für Politische Bildung in Dresden, Frank **Richter**, mit Blick auf Vorwürfe, die Landeszentrale würde nicht genehme Berichte von Zeitzeugen unterschlagen. Es ging um die Zeitzeugen-Arbeit aus der Wende-Zeit. Der Disput trifft durchaus unser Thema der Geschichts- und Zeitkritik:

„Der größte Feind des Historikers ist der Zeitzeuge«. Dieser Scherz wird gern und oft in den Geschichtswissenschaften weitergetragen und hat in diesem Disput neue Brisanz gewonnen. Dahinter steckt einerseits *eine – nicht mehr haltbare – Vorliebe früherer Historiker-Generationen für das Quellenstudium*. Andererseits ist es ein bekanntes Phänomen, dass sich der Rückblick von Beteiligten über die Jahre hinweg im Sinne ihrer eigenen Deutung von Geschichte »begradigt«, oft auch nur von Dritten Gehörtes mit den eigenen Erinnerungen verschmilzt. Und dann passen Forschungsergebnisse von Zeitzeugen und Erinnerung oft nicht mehr zueinander. Längst haben Historiker und Didaktiker aber auch erkannt, dass »erzählte Geschichte« wichtige Puzzle-Teile für unser Bild vergangener Ereignisse und Zusammenhänge liefern: über das hinaus, was offizielle Akten vermerken. Wir brauchen Geschichten wie ein Lebensmittel“ [hw; HvHg. JvS].

Der Artikel würdigt, was Zeitzeugen in der Begegnung mit der Vergangenheit an Farbe, Emotionalität und Menschlichkeit einbringen. Problematisch würde es indes, so Richter, wenn Zeitzeugen versuchen würden, die

„Erklärungs- und Deutungshoheit« über die Vergangenheit zu übernehmen. [...] Aber Erinnerung verliere an Schärfe. »Und Zeitzeugen können uns nur ihre Geschichte erzählen. Diese muss in Beziehung gesetzt werden zu den Geschichten, die andere Zeitzeugen erzählen.« [hw]

Schon Immanuel **VELIKOVSKY** [1983] beschäftigte sich mit den „Zeitzeugen-Berichten“, den greifbaren Nachrichten auf ägyptischer Seite über eine Flucht eines fremden Volkes aus Ägypten und auf Seiten der Bibel, die uns vom Auszug aus Ägypten berichtet. Er führt die Berichte im Papyrus Ipuwer an und vergleicht sie mit Stellen aus dem Buch *Exodus*.

Den von **VELIKOVSKY** gemutmaßten Parallelen von Ipuwer und 2. Mose widersprach Günter **LÜLING**. Mit zwei Beiträgen [2013 a, b] in den *Zeitensprüngen* geht er den „unzähligen kleinen und bis riesigen Unwahrheiten im Alten Testament“ [2013 a, 34] nach. Und weiter: „Es gab weder einen »Aufenthalt Israels in Ägypten« noch einen »Auszug Israels aus Ägypten ins Heilige Land Kanaan«“ [2013a, 36]. **LÜLING** vergleicht die Unterschiede und kommt zu dem Schluss, dass

„insbesondere die katastrophischen Begleitumstände des Exodus und ihre vermeintliche Bestätigung durch den Ipuwer-Papyrus immer problematisch“ waren. [2013b, 552 f.]

Eigentlich wäre damit klar, dass es sich um eine fiktive Angelegenheit handelt: Sowohl Exodus wie auch „Landnahme“ fanden so nicht statt.

Lassen Sie mich dennoch die Betrachtung fortsetzen, denn mich interessiert der *mengenmäßige Nachweis*, wie unmöglich „kleine „oder „größere“ Unwahrheiten in der Geschichtstradierung erscheinen. Es ist ja so verlockend, zu sehen, wohin eine solche Betrachtung führt, obgleich die Sinnhaftigkeit durch die unrealistischen Vorgaben der Bibel arg strapaziert werden wird. Für den „Glauben“ wird dies ohnehin unerheblich sein.

Was sagen moderne israelische Historiker?

Noch stärker argumentiert ein anderer wichtiger Autor. Der israelische Historiker Shlomo SAND hat in seinem Buch *Die Erfindung des jüdischen Volkes · Israels Gründungsmythos auf dem Prüfstand* [2010] dargelegt, dass die ethnisch zentrierte „Legitimierung“ des heutigen Staates Israel auf die vier von SAND in Frage gestellten Großereignisse, nämlich das

1. der Epoche der „Erzväter“,
2. der Geschichte vom Auszug aus Ägypten,
3. der „Landnahme“ in Kanaan und
4. der Geschichte vom geeinten Königreich von David und Salomo

auf mythischen Erzählungen beruht. Die sich im heutigen Staat Israel aus den Mythen ergebenden „*nicht verhandelbaren Ansprüche auf das Heilige Land*“ gründen sich demzufolge nicht auf geschichtlich gesicherte Wahrheiten, sondern sind Überhöhungen der Grundsehnsüchte vieler Generationen von in diesem Land lebenden Menschen. Sie haben diese ganz persönlichen Erfahrungen mit dem „Gott der Väter“ in die, allerdings nun unvergleichliche literarische Form einer großen Erzählung gegossen. Und diese ist über mehrere Jahrhunderte hindurch immer weiter ausgeformt, aufgebauscht und schließlich kanonisiert worden. ILLIG [2010] hat dieses Buch SANDS bereits in einer Rezension vorgestellt.

SAND begründet das Ergebnis seiner Forschungen und Studien ausführlich. Zwei Jahre später, 2012, nimmt er das große, ihn außerordentlich beschäftigende Thema erneut auf und legt ein neues Buch vor. Nun geht es um *Die Erfindung des Landes Israel – Mythos und Wahrheit* [Sand 2012]. Ich will hier weder auf die ‘märchenhaften’ Vorkommnisse im AT eingehen, z. B. dass noch am Tage des Auszugs ungezählte Kinder und Männer, auch aus „fremden“ Völkern, beschnitten wurden. Sie hätten dann als Verletzte, als frisch Operierte den beschwerlichen Weg in die Wüste antreten müssen. Auch will

ich nicht auf die erheblichen Differenzen eingehen, dass die Flüchtenden einerseits „geordnet“ das Land verließen (offenbar in militärischer Ordnung zu Hundertschaften), andererseits dem Pharao gemeldet wurde, dass das ganze Volk „geflohen“ sei, was ja meistens als ohne Ordnung ablaufender spontaner und chaotischer Vorgang angenommen werden muss. Wie dieser „Auszug“ ausgesehen haben soll, beschreibt SAND [2010, 183 f.]:

„Im 13. Jahrhundert, in dem der Auszug aus Ägypten angeblich stattfand, war die pharaonische Herrschaft über Kanaan noch ungebrochen. Das heißt also, dass Moses die befreiten Sklaven von Ägypten nach Ägypten führte. Glauben wir der Bibel als historischer Quelle, so führte er 40 Jahre lang ein Volk durch die Wüste, das 600 000 Soldaten, also etwa drei Millionen Menschen umfasste. Abgesehen davon, dass es schlicht unmöglich war, eine Bevölkerungsgruppe dieser Größenordnung aus einem Land heraus und über so lange Zeit durch die Wüste zu führen, hätte ein solches Ereignis auch irgendwelche inschriftlichen und archäologischen Spuren hinterlassen müssen.“

SAND teilt mit, dass die Ägypter im Normalfall eine genaue Geschichtsschreibung besaßen:

„Das Problem ist, dass nicht ein Hinweis auf die »Kinder Israels«, die in Ägypten lebten und sich gegen ihre Unterdrücker auflehnten oder es verließen, gefunden wurde.“ [ebd. 184]

Lohnt sich die Aufrechnung überhaupt? Die moderne Bibelkritik

Wenn sowohl bei LÜLING, als auch bei SAND das Ereignis *Exodus* grundsätzlich in Zweifel gezogen wird und beide davon ausgehen, dass es den Auszug aus Ägypten nicht gegeben hat (oder haben kann), auch deshalb, weil in den Quellen Ägyptens keinerlei Berichte der Anwesenheit oder des Auszuges von Angehörigen einer fremden Ethnie zu finden sind, so sind diese Autoren nicht die Ersten oder Einzigen, die diese Sicht haben.

Schon seit 50 bis etwa 100 Jahren werden in beiden großen Kirchen in Bibelkommentaren die im AT beschriebenen Geschehnisse einer kritischen Sicht unterzogen. Diese Kritik betrifft auch die Geschichte vom Auszug aus Ägypten an sich und die dort mitgeteilten Zahlengrößen. Eine einheitliche Meinung finde ich noch nicht.

Mir selbst liegen Veröffentlichungen vor, die keinerlei Fragezeichen zeigen, wie *Bibelwissen* [1996; 1997] und *Das Alte Testament, erklärt und ausgelegt* [1990]. Neuere Exegesen zeigen allerdings eine veränderte Sichtweise. In *Internationaler Exegetischer Kommentar zum Alten Testament* von Helmut Utzschneider / Wolfgang Oswald, Stuttgart [2013] wird zu Ex 12.37 ausgeführt:

„sie waren etwa 600.000 Mann zu Fuß, abgesehen vom Anhang und auch viel Mischvolk“ [Abschnitt Exodus 1-15. Die Erzählung vom Auszug der Israeliten aus Ägypten, 259].

Der Kommentar in der *Synchronen Analyse des Textes* [268] liest sich so:

„Die Zahl von »etwa 600.000« Männern für die aus Ägypten ausziehenden bzw. durch die Wüste ziehenden Israeliten erscheint im Folgenden in unterschiedlichen Varianten (Ex. 38.76; Num. 1.46; 2.2; 11.21; 26.51). Sie wird von den meisten – von einer historischen Warte aus – für »völlig unrealistisch« gehalten.

Ihre literarische Funktion scheint zu sein, dass sie das Motiv der trotz aller Unterdrückung und Verfolgung ungebrochenen Fruchtbarkeit der Israeliten (vgl. Ex 1.12,20 sowie die Auslegungen dazu) aufnimmt und in großen Zahlen veranschaulicht.“

Im *Calver Bibellexikon* [2003] findet man [1482 f.] unter dem Stichwort „Wüstenwanderung“:

„Da die Texte keine Geschichtsschreibung sondern Erzählungen bieten, die unterschiedliche theologische Aussageabsichten und Tiefendimensionen haben, können sie weder für eine geschlossene historische Rekonstruktion verwendet werden, noch darf man sie für reine Erfindung halten. Sie bewahren historische und soziale Erinnerungen an nomadische Lebensbedingungen und das Wissen um Lagerplätze in der Wüste und spiegeln zugleich soziale und politische Konflikte von Gruppen auf dem Weg zu einem Ziel.“

Noch eine andere Stimme: Fabian SCHMIDTMEIER [2012] bezieht sich mit seiner Kritik auf Werner KELLER und sein Buch *Und die Bibel hat doch recht* [Keller 1955]. Vor allem macht er seine Sicht fest an den Angaben von KELLER, der die Zahlen der Bibel willkürlich geändert hat. Jedoch nützt mir seine auf insgesamt „etwa 6000 Angehörige Israels“ reduzierte Menschengruppe im Prinzip auch nicht weiter. Es handelt sich wiederum um eine nicht gesicherte Annahme, noch dazu ohne zahlenmäßigen Bezug auf die Bibel. Aber sie klingt wenigstens erst einmal machbarer.

Egal ob von 600.000 Männern plus Anhang oder von 6.000 Menschen auszugehen ist, von „Heimlichkeit“ kann keine Rede sein. Wären es 600.000 gewesen, hätte der Treck, so haben andere errechnet, eine Länge von 450 km gehabt. Außerdem hätte die Formierung (geordnete Aufstellung) des Zuges, bei einer Tagesmarschleistung von höchstens 30 bis 35 km, mehrere Tage, genauer 11 bis 14 Tage gedauert, so dass die Mitteilung, „an dem Tag, an dem das Volk das Land Ägypten verließ“, ungenau oder falsch formuliert ist, während sonst allerlei Einzelheiten und Besonderheiten der Vorbereitung gleich mehrfach erzählt werden. Weiteres erfahren wir ohnehin nicht.

Die Aufrechnung beginnt

Ich breche hier ab und komme zu den Aufrechnungen, die unbedingt angestellt werden müssen, wenn ein Vorhaben gelingen soll. So wie ILLIG die 'Kriegszüge Karls des Großen' hinterfragt, will ich versuchen, ein wenig Licht in das alttestamentarische Dunkel des „Exodus“ zu bringen.

Wenn ca. drei Millionen Menschen in eine ungewisse Zukunft geführt werden sollen, müssen sich die 'Reiseleiter' doch Gedanken gemacht haben, was man notwendigerweise braucht, um diese Flucht gelingen zu lassen. Alles andere wäre höchst leichtfertig oder sogar menschenverachtend, nur einer 'fixen Idee' genügend.

Die materielle Basis, der Warenkorb

Also spekulieren wir einmal über den „Warenkorb“ der Menschen. Gefragt ist „die Mengenstruktur [...] für Gütermengen, die für das Verbrauchsverhalten der verschiedenen Haushaltstypen [die] repräsentativen Ausgaben für Sachgüter und Dienstleistungen bilden“ [Brockhaus ↔ Warenkorb].

Diese „moderne“ Definition muss natürlich auf die damalige Zeit zugeschnitten werden. Doch im Prinzip gelten die Maßstäbe auch für unseren Fall: Was, wie viel, wozu, für wen?

Gebraucht werden Transporteinrichtungen (Ochsenwagen), Geschirr getrennt nach Speisevorschriften, Töpfe, Pfannen, Schüsseln, Teller, Schöpfkellen, Rührlöffel, Essbesteck, Roste für Feuerstätten, Aufbewahrungsgeräte für Getreide, Mehl, Salz, Gewürze, Wasserbehälter (Wasserschläuche), Mühlen, Zunder und Schwamm, Brennstoffe, Öl für Lampen, Zelte, Decken, Unter- und Oberbekleidung, Schuhe, Sonnenschutz, Stricke, Riemen, Pflöcke, Geräte zur Führung und zum Treiben von Herdentieren, Tragetücher für Säuglinge, Windeln, Binden, Wascheinrichtungen, Schlachtgeräte, Tragen für Kranke, Werkzeuge für Herstellung, Reparatur von Geräten usw. für 'Dienstleistungen' aller Art, Nahrungsmittel (nicht nur Korn, sondern auch Trockenfrüchte, Obst, Gemüse, Fette, Öl, Ballaststoffe), kultische Geräte usw. usw.

Sie sehen, dass es eine lange Liste von Dingen sein wird, die ein Leben und Überleben ermöglichen müssen. Und sicher habe ich noch nicht einmal alles aufgezählt. Aus Berichten von Expeditionen erfahren wir, was alles *notwendig* ist, um nicht zu scheitern. Wenn Expeditionen sich verplant hatten, endete das immer mit ihrem Untergang.

Wie wird es aber in unserem Beispiel in der Realität gewesen sein? Für bis zu drei Millionen Menschen und unter Berücksichtigung von Verschleiß und Schaden, begrenzte Lebensdauer aller Güter usw. kommt eine Riesensumme zusammen.

Das Transportproblem

Wenn auf jeden Menschen durchschnittlich nur 5 Kilogramm kommen würde, *müssten ständig Waren in einer Größenordnung von 15.000 t vorhanden und mitgeführt werden.* Kommen wir wieder auf die Tragfähigkeit eines Ochsenwagens bei ILLIG [2014, 114] zurück, so werden laut spätrömischen Angaben 495 kg für einen Wagen denkbar. Für 15.000 t *müssten 30.000 Wagen bereitgestellt werden!*

Aber kann man in einer Steinwüste ohne gebaute Wege und auf der Flucht vor einem schäumenden Gewaltherrscher mit 30.000 Wagen unterwegs sein? Wohl kaum. Sie sind völlig ungeeignet, keine Problemlösung.

Da die Bibel keinerlei Transportmittel nennt, sondern nur „viele Tiere“ und mir nicht bekannt ist, dass Schafe als Lastträger eingesetzt werden können, müssten die Ochsen oder Kühe die Last allein tragen. Mehr als 100 kg sind ihnen wohl kaum zuzumuten. Rechnen wir kurz:

15.000 t : 0,1 t = 150.000 Rinder zum Transport!

Ohne Inanspruchnahme von Wagen werden also 150.000 Rinder zum Materialtransport benötigt! Das Problem mit dem Exodus führt also schnell zu einem Giga-Ereignis mit schier galaktischen Dimensionen.

Einschätzung eines Ingenieurs: Die Bibel erzählt ein nicht realisierbares Vorhaben. Oder hat jeder sein eigenes Gepäck getragen, die Erwachsenen der Sippen oder Großfamilien also für die Kinder, Gebrechlichen, Schwachen, Kranken? Dann wäre wohl die Reisedurchschnittsgeschwindigkeit schnell gegen Null gegangen, störrische Hammel und bockige Stiere ohnehin nicht eingerechnet! Zudem habe ich mit 5 kg 'vorsichtig' kalkuliert. Wenn das Gewicht der persönlichen Dinge und notwendigen Gemeinschaftsgüter größer als 5 kg/Person wäre, ist die Problemlawine noch viel größer und jedwede Ausführbarkeit noch utopischer.

Das Problem Wasser

Nun kommt gleich das nächste große Problem: Die „Kinder Israels“ murkten, als sie drei Tage ohne Wasser unterwegs waren [Ex 15.22]. Meist sind die Menschen in dieser Gegend unter diesen Belastungen und ohne Trinkwasser nach vier Tagen derartig dehydriert, dass die Flucht von drei Millionen entronnener Sklaven mit ihren Familien, darunter Säuglingen, Alten, Kranken, frisch Operierten, einem Todesmarsch gleichkommt.

Und die Tausende von Rindern, Schafen, das „viele Vieh“? Konnte dieses auch „murren“, oder fiel es einfach wegen Wassermangels tot um oder konnte nicht mehr weiter? Unter diesen Umständen noch von einer einigermaßen beschreibbaren Tagesstrecke für die fehlenden Rechnungen ausgehen zu kön-

nen, wird immer suspekter. Doch, weil die weitere 40-jährige Wanderung durch die Wüste ja untersucht werden soll, rechne ich weiter.

Wasserbedarf nur für die Menschen

Wer je einmal zu Fuß durch das Wadi Kelt von der Höhe bei Jerusalem ins Jordantal bei Jericho 'gewandert' ist, hat bei 5 Stunden Wegzeit mindestens 3 Liter Trinkwasser benötigt. Und das ohne Lasten tragen zu müssen, Kinder zu ermuntern, Vieh zu treiben, Alte zu stützen usw. Wenn ich 5 Liter Trinkwasser als Tagesration ansetze (ein relativ geringer Wert!), werden Tag um Tag für die Menschen 15 Millionen Liter oder 15.000 Kubikmeter Trinkwasser benötigt. Ohne dieses geht es keine zwei Tage weiter. Da reicht ein „Zauberstab“ von Moses nicht mehr aus. Und selbst, wenn sie auf normale Quellen, die immer Geheimwissen der nomadisierenden Streifgruppen gewesen sind, gestoßen wären, hätten diese nur wenige Liter je Minute hervorgebracht.

Rechnen wir günstig: Eine trinkbare Quelle (und auch das ist nicht die Normalität) gäbe 100 Liter je Minute ab. Um 3 Millionen Menschen den Durst zu stillen, wäre eine Wartezeit von 150.000 Minuten oder 2.500 Stunden oder rund 104 Tage erforderlich gewesen. *Ein Ansatz, der die völlige Undurchführbarkeit beinhaltet.* Selbst bei einer Ergiebigkeit der Quelle von 10 m³ je Minute (mehr als der Jordan im heißen Sommer Wasser 'schüttet') wäre die benötigte Menge erst in 1.500 Minuten oder 25 Stunden verfügbar gewesen.

Mehr als ein Tag Wartezeit an einer Quelle, damit alle das zum Stillen des Durstes notwendige trinkbare Nass bekommen kann? Ehe die Letzten Wasser bekommen haben, müssen die Ersten schon wieder versorgt werden! Ein gedankliches *perpetuum mobile!* Die 'Reise' ist zu Ende! Man kann eine Versorgung nicht mehr ohne weiteres garantieren. Was nun?

Eigentlich könnte ich hier meine Berechnungen beenden, denn die Sinnlosigkeit des berichteten Geschehens „Exodus“ ist bereits deutlich geworden. Aber ich will noch nicht aufgeben.

Schließlich muss die Menschenmenge *40 Jahre lang stabil versorgt* werden. Insgesamt wird in diesen 40 Jahren allein zum Stillen des Durstes die unvorstellbare Menge von 219.000.000 m³ oder 0,219 km³ Wasser benötigt. Kommen noch Wassermengen für kultische Handlungen, für die Körperpflege, zum Waschen der Kleidung und jetzt *doch noch das Tränkwasser für die vielen Tiere* dazu, steigt die Gesamtmenge auf weit über 1 km³. Bei ILLIG [2014, 115] liest sich der Bedarf für einen Ochsen so:

„Ein Rind macht beim Fressen und Wiederkäuen pro Tag 30.000 Kaubewegungen und produziert bis zu 150 Liter Speichel. So verwundert es nicht, dass es an heißen Tagen bis zu 180 Liter Wasser zu sich nimmt und dabei bis zu 25 Liter pro Minute schluckt“ [wiki → Hausrind].

Auch hier will ich kurz überschlagen: 150.000 Rinder mit 180 Liter je Tag bei 365 Tagen und 40 Jahren ergibt die gigantische Menge von $39,42 \times 10^{10}$ Litern oder 394.000.000 m³ oder 0,3942 km³. Die Wassermenge für Schafe und Ziegen ist noch nicht berücksichtigt. Zudem ist für kultische Handlungen, für Körper- und Kleiderwäsche wiederum Wasser erforderlich.

Es ist nicht vorstellbar, dass in einer weitgehend trockenen Wüstengegend in diesem geforderten Umfang überhaupt Wasser gefunden werden kann. Das Meerwasser von Rotem Meer und Toten Meer war auch damals schon ungenießbar, stand also für die Flüchtenden, wenn sie ihren Weg entlang der Küsten gewählt haben sollten, als Trinkwasser nicht zur Verfügung. Auch das ist ein Hinweis dafür, dass eine Wüste nicht zur Viehhaltung mit Rindern (und natürlich ebenso nicht für Schafe und „viel Vieh“ geeignet ist.

‘Geschichtenerzähler’ und Historiker haben sich sicher nie die Mühe gemacht, die ‘Machbarkeit’ einer ‘Maßnahme Exodus’ in Zahlen nachzukontrollieren. Sie setzen aber beim Empfänger der Botschaft voraus, dass er diese als der Realität entsprechend begreift.

Es sind die von mir angestellten Zahlenspiele mit den Bedarfsmengen für 3 Millionen Flüchtende, die deutlich machen, dass die Überlieferung der Bibel unrealistisch ist.

Eine stark verkleinerte Gruppe von Menschen, sagen wir einmal **6.000** Personen, könnte weit näher an einer Wirklichkeit liegen, wofür aber immer noch 2 Promille des vorher ausgerechneten ‘Materials’ nötig wäre. Trotz aller ‘Bibelkommentare’ sind vielleicht sogar nur **600** Personen als angemessene Größe zu berücksichtigen. Eine solche Anzahl von Menschen könnte sich viel leichter durch die Wüste bewegen und vermutlich auch ohne größere Schwierigkeit darin überleben (wenn sie denn überhaupt durch die Wüste gezogen sind).

Ausleger von Bibeltexten hantieren bei berechtigten Zweifeln an ‘Zahlen’ gern mit dem Verweis auf ‘Symbolgehalt’, geschichtlichen ‘Überhöhungen’ oder auch mit religiös begründeten Übertreibungen. Die Zahl 40 ist offensichtlich eine symbolische oder heilige Zahl, über deren Symbolgehalt ich jedoch nichts Konkretes gefunden habe. *Heilige Zahlen* wären aber ein eigenes Thema! Diesen Erklärungen will ich nicht weiter nachgehen. Hier von geschichtlichen ‘Tatsachen’ auszugehen, ist nicht angemessen. Doch die Probleme des Exodus sind damit nicht beendet.

Generationenwechsel in der Wüste

Die durchschnittliche Lebenserwartung in der damaligen Zeit war für die meisten Menschen, die als Sklaven schwer arbeiten mussten, sicher nicht höher als 30 Jahre. Außerdem werden die meisten Menschen auf dem nackten

Boden gelebt haben, nicht in Häusern und das war weitaus lebenszehrender, als ein Wohnen in festen Unterkünften. Und die anfänglich eventuell vorhandenen Zelte waren sicher schnell zerfallen. Krankheit und höhere Sterblichkeit waren programmiert, denn die Nächte in der Wüste wurden kalt und ungemütlich.

Wenn also 30 Jahre maximale Lebenszeit eingerechnet werden müssen, heiße das: Keiner, der im Nildelta losmarschiert ist, ist überhaupt 'angekommen' – mit Moses als spezieller Ausnahme. Bei Reduktion auf 6.000 Beteiligte müssten demgemäß $6.000/30 \times 40 = 8.000$ Menschen geboren worden sein, wenn ich davon ausgehe, dass am Ende der 'Reise' auch 6.000 der „Kinder Israels“ in Kanaan angelangt sein sollen. Auf die hohe Kindersterblichkeit und die Folgen will ich hier gar nicht näher eingehen, außerdem auch nicht auf die sicher damals grassierenden allgemeinen Krankheiten, die die Stabilität einer so großen Menschenmenge beeinträchtigt haben werden.

Auf ein weiteres Problem will ich kurz hinweisen. Ist es denkbar, dass die normale *Zeugungsrate* unter diesen extremen Bedingungen beibehalten werden konnte? Würden Sie unter den Augen von Tausenden unter freiem Himmel Ihre Kinder zeugen? Und wäre besonders Ihre Frau damit einverstanden? Aber nehmen wir ruhig an, dass es nachts möglich war. Vielleicht brach die Population auch systembedingt zusammen?

Berichtet wird uns aber weder die Erhaltung der Menge noch ihr zahlenmäßiger Absturz. Ohnehin ist die berichtete sagenhafte Fruchtbarkeit nicht erklärbar. Beim in der Bibel geschilderten Wohnaufenthalt der „Kinder Israels“ [Ex 12.40] von 430 Jahren in Ägypten insgesamt ist es schon mehr als verwunderlich, dass aus der überschaubaren Anzahl von vielleicht 70 bis 200 Mitgliedern der Familien oder Sippen der Brüder Josephs in 8 bis 14 Generationen, je nachdem, wie lang wir eine solche ansetzen (hier beispielsweise 31 bis 54 Jahre je Generation), eine Volksgruppe von in der Bibel genannten Größe werden konnte. Bei einer Gruppengröße von 6.000 wäre dies immerhin denkbar, bei überdurchschnittlicher Zunahme von Generation zu Generation. Es war ja nicht üblich, dass man Angehörige anderer Ethnien heiraten durfte.

Um Wasser und Nahrung zu sparen, bringt man sich gegenseitig auch nicht um, wie man es dann aus Gründen der Inbesitznahme des Landes mit den Hethitern, Amoritern, Amalekitern, Jebusitern, [4. Mose 13.29] u.a. angeblich gemacht haben will. Auch hier sagt SAND sinngemäß: Zum Glück sind auch diese Berichte Mythen, denn es wäre geradezu pervers, wenn unmittelbar nach dem Geltendmachen der 10 Gebote, darunter auch dem „Du sollst nicht töten“, der Massenmord an der einheimischen Einwohnerschaft durch „Gott“ angeordnet worden sei.

Warum fehlen die Bestattungen?

Fakt wäre bei der vorauszusetzenden Lebenserwartung, dass immerhin 8.000 Menschen während der 40 Jahre natürlich verstorben sind. Da ich annehme, dass man die 'lieben Entschlafenen' nicht einfach in der Geröllwüste offen liegen ließ und fröhlich weiter zog, sondern dass man die Verstorbenen ordentlich bestattete, damit sie dem Fraß von wildlebenden Tieren (etwa Schakale oder Raubvögel) entzogen waren, müsste ein Großteil der Grabstellen zu finden sein. Dabei könnten wir von Bestattungen nach orientalischer Art ausgehen. Die Toten wurden in (mitgebrachte!) Tücher gewickelt und wahrscheinlich nicht in tief ausgehobenen Erdgräbern, sondern unter Steinhäufen oder mit Steinlagen verschlossenen Höhlen bestattet.

Hier kann ich ohne Weiteres daran erinnern, was ILLIG und ANWANDER bei der Suche nach baulichen Überbleibseln aus der Karlszeit im heutigen Freistaat Bayern für ein erschreckendes Fehlen von Zeugnissen im Boden festgestellt haben. In zwei Bänden *Bayern und die Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie* [2002] werden die Ergebnisse ausführlich dargestellt. Die feststellbaren Relikte in Bayern während einer angeblich geschichtsträchtigen Zeit von ca. 3 Jahrhunderten sind nach ILLIG und ANWANDER so geringfügig, dass die These von fiktiven Jahrhunderten nicht unbegründet aufgestellt wurde.

Beim Fall 'Exodus' müssten bei einem Schwund von 90 % der Gräber immer noch 800 von 8.000 Bestattungen zu finden sein, eine durchaus mögliche Größe. (Bei 4 Millionen, abgeleitet aus einem 'Wandervolk' von 3 Millionen, ist selbst der Schwund von 98 % der Gräber und damit auf 80.000 Grabstellen wiederum nicht in der Realität vorstellbar.)

Um Argumenten entgegen zu treten, wonach nach so langer Zeit die sterblichen Überreste längst zersetzt sind, kann ich feststellen, dass bei der äußerst geringen Luftfeuchtigkeit nur eine recht mäßige Zersetzung stattgefunden haben könnte. Eher wird es zu einer „Lufttrocknung“, einer Mumifizierung gekommen sein. Außerdem fressen die meisten Wildtiere zwar das Fleisch, aber nicht gänzlich alle Knochen. Diese müssten als Überbleibsel ergrabbar sein.

In dieser Geröllwüste verschwindet nicht einfach etwas. Die Panzerruinen und zerstörten Fahrzeuge der Kriege von 1948/49 oder von 1967 liegen heute noch überall, beschädigt und wie sie verlassen worden sind, herum. Selbst die Kettenspuren der Panzer sind nach 40 oder 60 Jahren noch deutlich in der Wüste zu sehen.

Auch moderner Zivilisationsmüll, der z. B. entsteht, wenn Touristen auf Kameltouren in die Wüste geführt werden, ist unvergänglich und bleibt liegen (falls nicht 'ordentliche Sachsen', wie ich es erlebt habe, diesen aufsammeln

und zur großen Verwunderung der Einheimischen ins Hotel zurückbringen). Würden Sie sich nun doch wundern, wenn von den damaligen Bestattungen keine einzige gefunden werden konnte?

Der Zivilisationsmüll einer 40-jährigen Anwesenheit

Ob man dies will oder nicht, auch 6.000 Menschen erzeugen einen nicht geringen Siedlungsabfall. Unübersehbar müssten die Relikte sein, die diese 'Reise' hinterlassen hat. Ich spare mir eine komplette Aufzählung, was man unbedingt finden müsste, wenn man die Anwesenheit oder den Aufenthalt einer so großen Gruppe von Menschen historisch nachzuweisen hätte. Was ist ergrabbbar, außer den Resten der Verstorbenen und Verdursteten, der geschlachteten oder verendeten Tiere? Feuerstellen, Lagerplätze, Latrinen, mumifizierte Exkreme, verschlissene Gegenstände, verlorenes Eigentum, sicher verwahrte und nicht wieder gefundene Kostbarkeiten auf jeden Fall, dazu Veränderungen der Bodenstruktur, Aufschüttungen, Abgrabungen, Löcher, Gruben usw. Aber wenn man von all dem nichts finden kann?

So könnte ich auch hier fragen im Blick auf die fehlenden Zeugnisse der Phantomzeit im Boden des dunklen Mittelalters in Europa, wo doch die Dokumente der Karolinger eine reiche Zivilisation und Lebenskultur beschreiben. Trauen wir überlieferten Geschichten des AT mehr, als der Tatsache fehlender Funde?

Damit auch die moderne Archäologie zu Wort kommt: Null Funde von dem Auszug aus Ägypten, jedoch mannigfach ergrabene Reste eines vorge-schichtlichen Erzbergbaus und der Verhüttung der abgebauten Metalle. Aber das liegt viele reale Jahrtausende vor der „biblischen“ Zeit. Dass die moderne Wissenschaft nicht untätig war, sondern sehr sorgfältig auch den Sinai abge-sucht hat, wird daran deutlich, dass man über 30 aus der Mitte des -2. Jtsd. stammende kurze Inschriften auf Steinen und Felswänden 1905 entdeckt und auch seit 1927 in den alten ägyptischen Malachitminen und Ruinen eines Hathortempels gefunden hat. Die Inschriften sind immer noch nicht restlos entziffert [*Brockhaus* ↔ Sinai].

Die direkte Reisestrecke und die erforderliche Reisezeit

Nun gehe ich die nächste zu stellende Frage an. Warum musste man 40 Jahre durch die Wüste ziehen, wenn das angestrebte 'Ziel' relativ schnell erreicht werden konnte? Der direkte Weg vom Nildelta zum See Genezareth ist ca. 600 km lang. Bei anspruchsvoller Tagesstrecke von 30 km wäre man in 20 Tagen dort gewesen. Das hieße fast, dass die Letzten noch am Losmarschieren waren, als die Ersten schon die Hügel Kanaans sahen oder erreichten. Rechnet man nun doch noch die 'Aufmarschzeit' von 14 Tagen dazu und

einige Rasttage sowie Erkundungspausen, hätte die ganze 'Maßnahme Exodus' in 40 bis 50 Tagen erledigt sein können.

Nun haben Forscher und Kritiker ausgeschlossen, dass der 'günstigste' Marsch direkt an der Küste nach Norden überhaupt als Route in Betracht zu ziehen war, weil in relativ kurzen Abständen ägyptische Militärposten die wichtige Handelsstraße sicherten und sicher keine, auch noch so kleine Gruppe flüchtender Sklaven, durchgelassen worden wäre. Wenn wir aber bei den sagenhaften 40 Jahren bleiben? Ein Riesenumweg aus eben den genannten Gründen? Eine Verdoppelung oder Verdreifachung der Strecke hätte doch ausgereicht. Dann wären alle nach 4 bis 5 Monaten im neuen Land gewesen!

Die grob geschätzte Reisestrecke in 40 Jahren

Auch hier muss ich für die Rechnung Annahmen machen, die durch Hinweise in der Bibel nicht gestützt werden können. Wie soll man sich diese 'Wüstenwanderung' überhaupt vorstellen? Immer von A nach B und dann wieder zurück? Jahrelang ohne tieferen Sinn? Oder als Strafe für Ungehorsam? Dann hätte man ausgetretene Wege und sichere, d. h. nachweisbare Siedlungsspuren finden müssen. Oder doch jede Nacht woanders und immer weiter durch eine unfreundliche und menschenfeindliche Landschaft? Auch wieder als Strafe, als 'Läuterung'?

Gehen wir einmal von beständigem Ortswechsel und einem '10-Stunden-Tag' aus. Es ist anzunehmen, dass auch Pausen notwendig wurden wegen Erschöpfung, Sonnenstich, Heuschreckenplage, Murren, und andere Verzögerungen. Also 10 Stunden, und das 40 Jahre lang. Rechnen wir 100 Feiertage je Jahr ab, dann bleiben den Kindern Israels 10.600 Tage Reisezeit. Mit 10 Stunden je Tag sind das immerhin 106.000 Stunden Marsch, um nicht vorwärts zu kommen, und die Bewältigung einer Reisestrecke von 212.000 km bei einer Tagesstrecke von 20 km. 5,3 Mal um die Erde ohne anzukommen!

(Eine größtmögliche religiöse Übertreibung: Wären keine 'Feiertage' berücksichtigt, stiege die Strecke auf $14.600 \times 20 = 292.000$ km oder den 7,3-fachen Erdumfang!)

Die Versorgung mit Nahrung und Gütern

Aus den Erzählungen des AT erfahren wir, dass die „Kinder Israels“ nur ungesäuerten Brotteig, aber keinen Reiseproviant aus Ägypten mitnehmen konnten [Ex 12.39]. Nach Krawallen und Intervention werden schließlich Wachteln und Manna als Nahrung wundersamerweise täglich oder nächtens 'angeliefert'. Manna wird identifiziert als essbare zuckerreiche Absonderung aus Tamarinde oder der Manna-Flechte.

Doch, Geologen, Klimaforscher, Biologen u. a. verneinen die Möglichkeit, dass in der fraglichen Zeit, egal ob herkömmlich -13. Jh. oder chronologiekritisch -7. Jh. angesetzt wird, überhaupt nennenswerte Vegetation in der gemutmaßten Dimension vorhanden war. Auch für das „viele Vieh“ fehlte die existenziell notwendige Vegetation! Auch bleibt ungeklärt, wie man 40 Jahre lang mit Wachteln und Manna auskommen kann, ohne Vitamine, ohne Ballaststoffe oder Mineralien, die dringend erforderlich sind.

Kartenwerke und Beschreibungen historischer Landschaften der Vorgeschichte und des Altertums zeigen die heutige Halbinsel Sinai immer weitgehend unbewohnt und mit nur einer einzigen 'Straße' quer durch die Halbinsel, vielleicht ein uralter Handelsweg. Nur ein einziger Ort wird immer genannt: Eilat am nördlichen Ende des Golfs von Akaba [Atlas Weltgeschichte]. Vielleicht gab es einzelne Gruppen von Fernhandel treibenden Nomaden, nomadisierende kleine Stammesgruppen oder Räuberbanden.

Die *Brockhaus Enzyklopädie* beschreibt die Halbinsel im Norden als Tafelland mit weitgehend verkarsteten Kalken und Sandsteinen. In zwei steilen Geländeschichtstufen mit 300 und 700 m Höhenunterschied steigt das Land nach Süden in ein schroffes Gebirge aus stark zertalten Massiven aus Gneisen, metamorphen Schiefen und Graniten bis auf eine Höhe von 1.800 bis 2.300 m an. Der höchste Berg erreicht 2.637 m [ebd.]. Dort heißt es auch:

„Nur an der Küste und im Gebirge fallen geringe Niederschläge, das Innere ist wüstenhaft. Nur selten füllen Regenfälle die Wadis mit Wasser.“

In dieser menschenfeindlichen Landschaft können wir uns also getrost von Städten, größeren Ansiedelungen, Machtzentren und bewegtem Leben verabschieden. Dass es in unserer Zeit durchaus eine geringe Bevölkerung auf der nun allerdings als Gesamtheit betrachteten Halbinsel Sinai gibt, ändert nichts an der grundsätzlichen Kritik an der uns überlieferten Geschichte.

Wie konnten die „Kinder Israels“ damals hier überleben? Ich stelle diese Frage im Blick auf die materielle Basis einer riesigen Menschenmasse, die gelenkt, geleitet, bei Laune gehalten, aufgebaut, getröstet, mit einer Zukunftsaussicht versehen werden will. Aus Ägypten hatten sie nur das Nötigste (was sie auf dem Leibe hatten!), sowie „silbernes und goldenes Geschmeide und Kleider von den Ägyptern“ [Ex 12.35].

Doch mit dem Geschmeide konnten sie nichts anfangen. Es gab keine Basare, keine Handelsniederlassungen, keine Tauschpartner, keine Kaufmöglichkeiten, keine Manufaktur, keine Kleinhersteller usw., erst recht keinen Anbau von Getreide, Obst, Gemüse, nur Ödnis, flirrende Hitze und eiskalte Nächte. Die Bibel und ihre Ausleger verraten uns nicht, wo die Güter des täglichen Gebrauchs und alles Weitere hergekommen sein soll.

Kurz vor der endgültigen Abfassung meines Textbeitrages gab mir ILLIG einen wichtigen und mich erfreuenden Hinweis per Fax. Er zitiert Werner

KELLER [1956] mit Auszügen aus seinem Buch *Und die Bibel hat doch Recht · Forscher beweisen die historische Wahrheit*. KELLER hat für die meisten der hier angeschnittenen Fragen vorgeblich stimmige und zutreffende Antworten. Das erweiterte Fax folgt meinem Beitrag (S. 181) und macht die von KELLER gezeigte 'historische Wahrheit' deutlich, eine weitere interessante Beleuchtung der von mir angeschnittenen Probleme.

Fazit der Berechnungen und Erwägungen

Bei aller Ernsthaftigkeit der angestellten Betrachtungen wird es immer unwahrscheinlicher, dass die uns überlieferte Geschichte in irgendeiner Weise einen realen Hintergrund hat, jedenfalls nicht, wenn ich von der in der Bibel genannten Zahl männlicher Personen, die losmarschiert sein sollen, also von 600.000 ausgehe. Wenn es aber ganz anders war? Bei insgesamt 6.000 'Israeliten' und Personen aus anderen Völkern sind die Dimensionen vorstell- und nachvollziehbar.

Dies träfe dann zu, wenn schon ein kleiner Stammesverband Kleintier haltender Halbnomaden nach Kanaan kam und in vorhandene Stadtstaatenlandschaft und sich entwickelnde bäuerliche Struktur einsickerte, dann *zu einer anderen Zeit, unter anderen Umständen und vermutlich viel friedlicher*, als es uns das AT berichtet, ohne die angebliche Ausrottung von Hunderttausenden dort lebender Menschen anderer Ethnien, „weil es der Herr so befahl“.

Wozu diene also diese Erzählung vom Exodus? Kann man ohne einen starken Mythos und ohne eine Identifikation mit einer ruhmreichen, aber auch schrecklichen Vergangenheit kein Volk bei der ideologisch gewünschten Stange halten, immer wieder darauf abhebend, was die erlebte Geschichte lehren soll? Als eine ständige Vergewisserung, als „Lehrstück“?

Am Schluss verweise ich noch einmal, wie am Anfang meiner Betrachtung, auf die in den *Zeitensprüngen* erschienen Beiträge von LÜLING [2013 a, b]. Darin wird nun die Herkunft der „Hebräer“ und auch der merkwürdige 'Umweg' der ins Land Kanaan angeblich aus Ägypten kommenden Flüchtlinge genauer untersucht. Aus dem Süden eindringend, erst weit in den Norden auf einem Umweg ziehend, um dann konsequenterweise mit den offensichtlich historisch gesicherten Routen der anderen 'Eindringlinge' konform dort anzu- kommen, wo man sie auch später historisch finden kann. Lesenswerte Beiträge!

Meine Rechenaufgabe ist gelöst. Die biblische Zielstellung war von Anfang an verfehlt. Ich hatte mir ja die Aufgabe gestellt, lediglich die quantitative Abschätzung der Machbarkeit der tradierten Erzählung des Exodus zu prüfen. Ich muss im Ergebnis feststellen, dass dieser Exodus, wie er uns überliefert worden ist, in der dargestellten Form nicht stattgefunden haben kann.

Das ist keine 'Glaubensaussage', sondern ein recht irdisches Ergebnis. (Vielleicht kein neues Ergebnis eines Wärmeingenieurs, aber doch die Stützung bereits beschriebener Untersuchungen.)

Literatur

- Atlas Weltgeschichte, Fakten – Zeittafeln – Historische Karten* 2004, Kaiser, Klagenfurt
- Bibelwissen* = (1997): *Die Schriften der Bibel. Entstehung und Botschaft*; Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
- Haug, Hellmut (1997): *Bibelkunde im Überblick. Inhaltsangaben und Übersichten*, Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
 - Hermann, Siegfried (1996): *Die Geschichte Israels von Abraham bis Bar-Kochba*; Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
- Das Alte Testament erklärt und ausgelegt. Band 1, 1.Mos - 2.Samuel* (1990); Hänsseler, Holzgerlingen
- Calver Bibellexikon, Band 2, L-Z* (2003); Calver, Stuttgart
- Brockhaus Enzyklopädie* (24 Bände, 1993), Mannheim
- hw (2014): Behördenchef Frank Richter zum Streit um die Arbeit der Landeszentrale für politische Bildung mit Zeitzeugen; *Dresdner Neueste Nachrichten - Die Union*, 04. 03.
- Illig, Heribert (2010): Die Erfindung des jüdischen Volkes – Eine Rezension; *Zeiten-sprünge* 22 (2) 303-309
- (2014): Wir ziehen in den Krieg. Überlegungen zur Logistik der Karolinger; *Zeiten-sprünge* 26 (1) 111-120
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*, 2 Bände; Mantis, Gräfelfing
- Keller, Werner (1955): *Und die Bibel hat doch recht. Forscher beweisen die historische Wahrheit*; Econ, Düsseldorf
- Lüling, Günter (2013a): Das verfälschte Geschichtsbild der Alten Welt im jüdischen alten Testament; *Zeiten-sprünge* 25 (1) 34-66
- (2013b): Neue Perspektiven für ein neues historisches Geschichtsbild für die in „Palästina“ seit -1150 nach einem Neuanfang suchenden Völkerschaften; *Zeiten-sprünge* 25 (3) 523-538
- Sand, Shlomo (2010): *Die Erfindung des jüdischen Volkes*, Propyläen, Berlin
- (2012): *Die Erfindung des Landes Israel · Mythos und Wahrheit*, Propyläen/ Ullstein, Berlin
- Schmidtmeier, Fabian (2012): *Semitische Völker im alten Ägypten und der Auszug der israeliten (Betrachten eines Mythos)*; DerOrient.com, Bamberg
- Utzenschneider, Helmut / Oswald, Wolfgang (2013): *Internationaler Exegetischer Kommentar zum Alten Testament*; Kohlhammer, Stuttgart
- Velikovskiy, Immanuel (1983): *Vom Exodus zu König Echnaton*, Ullstein, Frankfurt/Main · Berlin · Wien

Jürgen von Strauwitz, 01189 Dresden, Achtbeetweg 49 b

Hat die Bibel doch recht?

Eine Ergänzung zu v. Strauwitz' Artikel, von Heribert Illig

„Habent sua fata libelli“ – aber nicht nur Bücher, sondern auch Artikel können ihr eigenes Schicksal haben. Jürgen von STRAUWITZ schrieb mich wegen eines Abschätzungsproblems an, worauf ich ihm den Rohentwurf meines Artikels über karolingische Kriegsführung schickte (S. 111). Prompt kam von ihm sein Artikel über den Exodus (S. 162). Darauf schrieb ich für ihn ein Ergänzungsblatt zu dem Bestseller von Werner KELLER. Diese Information wollte er aber nicht einfach übernehmen, sondern verwies auf einen Nachtrag von mir. Dass Keller einfach die Zahl der Ausziehenden auf ein Prozent senkte, erschien ihm nicht statthaft, worauf er sich noch in weitere Bibelliteratur vertiefte. Da war wiederum mein Nachtrag zu ergänzen. Hier folgt die erweiterte Ergänzung in Hinblick auf KELLER, mit einer anschließenden Zusatzbetrachtung.

Werner KELLER (1909–1980) schrieb 1955 einen Millionenbestseller, in dem er die Angaben der Bibel bestätigen wollte und der nicht nur in der BRD begeisterte, sondern in zwanzig Sprachen übersetzt worden ist:

Keller, Werner (1956): *Und die Bibel hat doch recht · Forscher beweisen die historische Wahrheit*; Düsseldorf (1955; von Oktober 1955 bis Januar 1956 bereits 100.000 Auflage) [= K.]

Ihm lag daran zu zeigen, dass wesentliche Aussagen des Alten wie des Neuen Testaments keine Phantasieprodukte, sondern mit den damaligen Erkenntnissen der Wissenschaft kompatibel sind. Möglicherweise war ihm Papst PIUS XII. ein Wegweiser, der 1951 erklärt hatte, dass sogar die Urknall-Theorie mit dem christlichen Weltbild vereinbar ist. 1955 dürfte von KELLERS Lebenslauf kaum etwas bekannt gewesen sein. Dass der promovierte Jurist in Speers Rüstungsministerium gearbeitet und dabei viele Juden gerettet, eine Widerstandsgruppe gegründet und ein Attentat auf Hitler vorbereitet hatte, dass er festgenommen und, zum Tod durch den Strang verurteilt, nur mit viel Glück überlebte, ist vielleicht erst seit 2012 bekannt [vgl. wiki → Werner Keller].

Nach dem Krieg arbeitete er als Journalist, der sich auf die aktuellen wissenschaftlichen Ergebnisse einließ und von den archäologischen Entdeckungen eines André PARROT und eines Claude SCHAEFFERS berührt wurde. In ihm erwachte der Wunsch, die Verbindung zu schaffen: zwischen Heilsgeschichte, Glaubensunterpfand und „tatsächlich stattgehabter Ereignisse“ [K. 9]. In späteren Büchern schilderte er die nachbiblische Geschichte des jüdischen Volkes, versuchte sich als einer der ersten an einer Geschichte der Etrusker und unter-

nahm einen Ausflug in die 'Überlappungszone' zwischen Wissenschaft und Esoterik.

Seinen Bestseller begann er nicht im Paradies, sondern in Chaldäa. Ab da folgt er den Israeliten und widmete eines von insgesamt neun Kapiteln dem Exodus: „Vierzig Jahre in der Wüste“. Doch hier steht er vor einer unlösbaren Aufgabe. Denn die Bibel spricht von 600.000 Männern (vgl. S. 165). Die mir vorliegende Einheitsübersetzung [1980, Ex 12.37] errechnet daraus 3 Millionen Personen. Hier musste KELLER zu *pia fraus* greifen, zu einem frommen Betrug. Während er sonst in seinen Texte die entsprechenden Bibel-Texte einfügte, zitierte er die Riesenzahl nicht, sondern brachte den aussagelosen Vers: „Und die ganze Gemeinde der Kinder Israel zog aus der Wüste Sin ihre Tagesreisen“ [2. Mos. 17.1; vgl. K. 131]. Eine eher realistische Gesamtzahl ermittelte er dann mit Hilfe des Archäologen Sir Flinders Petrie [K. 131]:

„»Die Amalekiter wollten«, folgert Flinders Petrie, »Wadi Feiran vor den fremden Eindringlingen verteidigen.« Seine nächste Überlegung ist die: »Wenn das Klima unverändert blieb, und das bezeugen uns die über Jahrtausende so gut wie unversehrt erhaltenen Säulen aus Sandstein in Serabit el-Chadem – muß auch die Bevölkerungszahl die gleiche sein. In unseren Tagen leben schätzungsweise 5000 bis 7000 Nomaden mit ihren Herden auf der Sinai-Halbinsel. Ungefähr 6000 Mann stark muß also auch Israel gewesen sein – das zeigt der unentschiedene Kampf mit den Amalekitem.«“

Dahinter versteckt sich ein weiteres Problem. Denn Petrie dürfte bei seiner Schätzung der Nomadenzahl nicht unbedingt die Frauen und Kinder weggelassen haben, da sie in der schwierigen Umgebung genauso auf die spärlichen Wasserquellen angewiesen waren. Dann gäbe es in seinen Angaben noch eine Diskrepanz zwischen 6.000 Mann und 6.000 Nomaden, von denen vielleicht nur 1.250 Männer gewesen wären. KELLER wählt hier die schwierigere Variante, die ein Mehrfaches der Zahl 6.000 verlangt und legt fest: „Israel 6000 Mann stark“ [K. 131]. Ab da prüft er gewissenhaft die Voraussetzungen für den biblischen Bericht.

„Mit Eseln, Ziegen und Schafen können nur kleine Tagesstrecken von etwa 20 Kilometer bewältigt werden; das Tagesziel ist stets die nächste Wasserstelle. 40 lange Jahre wandern die Kinder Israel am Rande der Wüste entlang von Brunnen zu Brunnen, von Wasserplatz zu Wasserplatz. An Hand der Rastplätze, die die Bibel nennt, lassen sich die wichtigsten Etappen genau abstecken.“ [K. 121]

So sieht er den Zug auf sicherem Weg auf der Sinai-Halbinsel, freilich ohne zu fragen, ob irgendeine Quelle den Durst von 15- bis 20.000 Menschen befriedigen könnte. Immerhin zitiert er einen Expeditionsbericht, wonach es tatsächlich in diesem Gebiet möglich ist, Wasser aus dem Fels zu schlagen.

Hier gibt es wasserhaltiges, weiches Gestein, dessen Wasser nur durch eine äußere, harte Steinkruste zurückgehalten wird [K. 132]. Damit wäre möglicherweise das Überleben von 60, aber nicht von 6.000 Personen gesichert.

Die Nahrung wird gemäß dem Bibelbericht nicht mitgeführt (lediglich anfangs ungesäuertes Brot), sondern durch die wiederkehrenden Wachtel- und Manna-Wunder bereitgestellt. Für KELLER fangen von alters her die Wüstenbewohner Zugvögel mit Netzen, und er kann dies zumindest mit einer ägyptischen Zeichnung belegen [K. 123]. 1955 war es eine Sensation, dass sich „Manna“ naturwissenschaftlich erklären ließ. KELLER [K. 124-126] sieht in der Himmelsgabe Schildlausprodukte auf Tamarisken, heute Honig-Tau genannt. „In guten Jahren sammeln die Sinai-Beduinen 1½ Kilo pro Mann und Morgen!“ Dazu bringt er [vor S. 121] das „erste und bisher einzige Foto von Manna“. Heute lässt sich bei *Google* nachprüfen, dass es von dieser Handelsware mittlerweile einige Fotos mehr gibt. Damit wären Nahrung und Wasser für die Israeliten ausreichend vorhanden gewesen.

KELLER spürt aber, dass durch die eigentlich nur symbolisch, aber von ihm wörtlich genommene Zahl von 40 Jahren der biblische Bericht mit der Dauer der Wanderung doch in Misskredit geraten könnte. Deshalb rettet er die Israeliten gewissermaßen aus der Wüste, indem er einen Unterschied zwischen dem Bericht über die ersten beiden Jahre der Wanderung und die restlichen 38 Jahren hervorhebt:

„Über die dunkle Zeit, die nun folgt, wissen wir nur wenig. 38 Jahre – fast ein Menschenalter und Zeit genug, ein Volk umzuschmelzen. Solange währte der Aufenthalt in der »Wüste«. Häufig verquickt mit dem Wachtel- und Manna-»Wunder«, mutet diese biblische Zeit- und Ortsangabe höchst unwahrscheinlich an. Nicht zu Unrecht, wie sich in systematischer Forschungsarbeit herausstellte, allerdings aus ganz anderen als den meist vermuteten Gründen. Einen W ü s t e n aufenthalt Israels im Wortsinne hat es tatsächlich nie gegeben! [...] Danach haben sich die Kinder Israel mit ihren Herden sehr lange im Negeb, im Gebiet der beiden Quellen bei Kades, aufgehalten“ [K. 142].

Somit wären die Israeliten rasch der ‘Todeszone’ des Sinai entronnen und hätten im nördlichen Negev „schlechtestenfalls den Charakter einer Steppenlandschaft mit Weidemöglichkeit und Wasserlöchern“ zu erdulden gehabt [K. 143], obwohl sie doch „40 Jahre lang Manna“ aßen [Ex 16,35].

Erwähnenswert ist KELLERS allzu simple Erklärung des Meerwunders, das die Israeliten passieren lässt und die Armee des Pharaos ertränkt. Er sieht vom Roten Meer aus in der Gegend des heutigen Suez-Kanals einst eine Kette von (Bitter-)Seen und ein Schilfmeer.

„Die Wasserverbindung zu den Bitterseen war an mehreren Stellen pas-

sierbar. Tatsächlich konnten Furten aufgespürt werden. Die Flucht aus Ägypten durch das Schilfmeer ist also durchaus denkbar“ [K. 121].

Warum die ortskundigen ägyptischen Führer Furten und Tiefwasser verwechselten und die gesamte Armee blindlings folgte, bleibt unbeantwortet.

Ein Wort zur wissenschaftlichen Bibelkritik. Hätte Keller nur einen Blick auf die dortigen Nomaden in heutiger Zeit geworfen, wäre sofort klageworden, dass man wegen des Wasserproblems weder mit 6.000 noch mit 600 Personen gemeinsam durch den Sinai ziehen kann. Da sind bereits 60 Nomaden mit ihren Herden eine große Gruppe.

Lässt sich also die Bibel rechnerisch be- oder widerlegen? Zu berücksichtigen ist primär, dass die Erzählung in einem Kontext steht. Das Volk, dem 430 Jahre zugestanden wurden, um in Ägypten von einem Familienverband heranzuwachsen, muss groß genug sein, um nach dem Exodus einen schweren Krieg gegen die kanaanitische Bevölkerung siegreich zu bestehen, und es muss anschließend zahlreich genug sein, um den Übergang zum israelitischen Volk in Palästina zu ermöglichen. Deshalb wird für den Exodus die große Zahl von 600.000 Männern in Anschlag gebracht. Diese von vornherein utopische Anzahl muss sich aber nicht mit den Fährnissen der Wüste herumschlagen, überlebt sie doch durch Jahwes Wunder: dank Manna und Wachteln kein Ernährungsproblem, dank Wasserschlagens kein Trinkwasserproblem, dank Feuer- und Rauchsäule kein Orientierungsproblem.

Außerdem ist der HErr immer präsent, ob im brennenden Dornbusch (für den Keller auch eine Erklärung parat hat) oder bei der Gebotstafelübergabe auf dem Sinai. Mit anderen Worten: Hier wandelt eine fiktive Volksmenge, die sich ganz in der Hand des HErrn befindet. Ihr kann man – um es einmal so auszudrücken – weder das Wasser reichen noch es ihr wegrechnen. Die 40 Jahre der Wüste sind selbstredend diese im AT so oft auftretende, glatte Zeitspanne, also eine willkürlich gesetzte Jahresanzahl.

Damit verglichen sind die Erzählungen um Karl den Großen schon fast realistische Berichte, obwohl auch er in der Hand des HErrn lebt und sogar von seinem Stellvertreter persönlich gesalbt worden ist...

Im Rückblick über bald 60 Jahre hinweg mutet KELLERS Bestätigung der Bibel für diese Zeit der Wanderung einigermaßen naiv an; seine Illustrationen der Bibelverse durch archäologische Funde im gelobten Land sind realistischer. Trotzdem muss das Buch im Ganzen den damaligen Lesern erstaunlich viel gegeben haben – vielleicht die Überwindung des Theodizee-Problems nach den Weltkriegsgräueln oder die Möglichkeit der harmonischen Verbindung des christlichen Glaubens mit einer Naturwissenschaft, die seit Hiroshima und Nagasaki als übermächtig und lebensbedrohlich, zugleich aber als zukunftsweisend empfunden worden ist.

Urraum und Kleidung

Günter Lüling

Aus der Fülle der Kleidungsstücke des Menschen wollen wir nur die vier magisch wichtigsten, den Mantel, das Hemd, die Kopfbedeckung und den Gürtel, herausgreifen und dabei nur gelegentlich Verwandtes und Zubehör beiläufig erwähnen.

Mantel und Urraum

Die äußere Umhüllung des Menschen geht zweifellos auf das Tierfell zurück. Diese Bekleidung mit einem Fellmantel hatte magische Bedeutung, und noch zu Zeiten, in denen längst der Fellmantel allgemein durch gewebte Tuchmäntel ersetzt war, behielt der Fellmantel als ein archaisch-kultisches Relikt seine praktische magische Bedeutung, wie wir an den Fellmänteln, dem „härenen Gewande“, der biblischen Propheten sehen können:

„In israelitischer Zeit ist aber ein rauhes Fell (2.Könige 1,8; Math.3,4; vgl. Hebr.11,37) oder auch ein härterer Mantel (Zach.13,4) nur noch Propheten- oder Bußgewand, das man vermutlich neben anderen einfachen Kleidungsstücken trägt.“

Noch im NT kann man einen Nachklang dieses Fellmantels der Propheten spüren in dem Spruch [Matth. 7,15]:

„Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“

Nun ist aber das archaische Relikt der Fellbekleidung keineswegs auf das Prophetentum beschränkt. Noch weit bis in historische Zeit hinein tragen Krieger im Krieg Tierfelle als Übermantel über ihrer Rüstung. Otto Höfler:

„Tiermaskenhafte Kopfbedeckungen gab es auch im römischen Heer. Die Träger der Feldzeichen und die Hornbläser trugen auf dem Haupt als eine Art von Kappen die Oberhälfte von Raubtierrachen. Das Fell dieser Tiere hing ihnen über den Rücken, die Pranken hatten sie um den Hals geschlungen und vor der Brust verknüpft. [...] Die gotischen Großen trugen Pelztracht und Gotenkönige werden geradezu als *reges pelliti* (pelzbekleidete Könige) bezeichnet. Daß auch diese Brauchtum (von vielen als Armutzeugnis mißdeutet!) an bedeutsame Überlieferungen anknüpfte und von feierlich-kultischen Traditionen nicht zu lösen ist“ [Höfler, 203],

steht für Höfler nicht in Frage. Er lehnt zwar mit Recht die antike Deutung, dass mit solcher Tierverkleidung der Feind erschreckt werden sollte, ab, aber seine eigene Interpretation bleibt im Ungewissen. So nimmt es nicht Wunder,

dass immer noch eine Deutung herrschend ist, die Andreas Alföldis falscher Deutung der Streitäxte mit Tieremblemen im Prinzip völlig gleicht:

„In alten Zeiten glaubte man, sich durch das Anlegen bestimmter Kleider verwandeln zu können; so hoffte man durch ein umgehängtes Löwenfell die Kraft eines Löwen zu erlangen“ [ebd.]

Wie bei der falschen Streitaxt-Deutung Alföldis gilt es auch hier zu begreifen, dass das Maskentier nur das Zeichen des Urraums ist und damit Zeichen der Grenze zwischen Diesseits und Jenseits. Der Krieger unter der Maske ist in den Raum des Jenseits der Ahnen getreten, in den Tod und damit in die Gemeinschaft der Ahnen, so dass er die Todesfurcht im Diesseits überwunden hat und die Kraft und Gemeinschaft der Ahnen auf seiner Seite weiß. Nur so, im System des archaischen Denkens, wird dann deutlich, dass das häufig von Ethnologen berichtete vorübergehende Kriechen unter ein Fell oder Sitzen auf einem Fell in den so vielfältigen Initiationsriten (Riten der Einführung in eine kultisch geprägte Gemeinschaft) völlig unbestrittener Maßen Tod und Wiedergeburt des Initierten bedeutet, Neugeburt in die neue Gemeinschaft. Fellbekleidung des Kriegers (und der Propheten), Initiationsriten mit einem Tierfell und – das sei hinzugefügt – das Einhüllen von Verstorbenen in ein Tierfell zur Grablegung [z.B. Ebert, VI, 388], gehören zusammen, denn sie sind nur verschiedene Anwendungsgebiete ein und desselben Grundgedankens, der zentralen Urraumidee des archaischen Menschen.

Das allgemein verbreitete Missverständnis, das Maskentier an und für sich für wichtig und zentral anzusehen, statt es nur als das Zeichen der Grenze des Urraums zu sehen, in den gestorben, aus dem wiedergeboren und in und aus dem gehandelt wird, drückt sich auch in völligem Missverständnis der diesbezüglichen Sprache aus. Höfler geht in seinem oben zitierten Aufsatz über das Hundesymbol (die Hundemaske) der Langobarden in grundsätzlich fehlgehender Weise davon aus, dass griech. *kynēä* „Helm“ in Sonderheit und eigentlich nur den Helm mit Hundemaske meint, weil ja griech. *kyōn*, *kynis* (und lat. *canis*) „Hund“ bedeutet. Das ist aber im engen Wortsinne „verkehrt“ (im Sinne von: auf den Kopf gestellt), denn mit den Wortsilben griech. *kyn* und lat. *can* haben wir die andernorts schon behandelte Silbe *kn* vor uns, die in weit voneinander entfernten Sprachen „Maske“ bedeutet. Der Hund hat sekundär davon seine Bezeichnung *kyn/can*, und das bedeutet, dass er, oder besser sein Fell, in archaischer Zeit sehr weit verbreitet als Maske diente. *Kyn*, *can* und „Hund“ heißt eigentlich „Maske“ oder „das Maskentier“, und deshalb ist griech. *kynēä* „Helm“ nicht von der sekundären Bedeutung „Hund“ herzuleiten, sondern von der Grundbedeutung „Maske“. Griech. *kynēä* „Helm“ hat also nicht die Bedeutung „Hundehelm“, sondern bedeutet „Maskenhelm“, und wie wir zum Thema Helm generell ausgeführt haben, ist

jeder Helm eine Maske, ein Urraum. Dass dem so ist, wird aus dem weiteren Wortfeld der Silben *cn* und *hnd* deutlich.

Die Hand ist ja nicht schlechthin der Körperteil des Menschen zwischen seinem Handgelenk und den Fingerspitzen. Das sehen wir daran, dass die Hand, wenn sie geballt wird, nicht mehr Hand, sondern Faust heißt. Die Hand ist eigentlich nur Hand, wenn ihre Finger und Daumen aneinandergelegt sind, so dass die Hand eine Fläche bildet, mit der man gewissermaßen eine hindernde Bewegung machen oder ein Hindernis, eine Wand oder Abgrenzung zwischen zwei Sphären herstellen kann. Übrigens gehört zu dieser Silbe *hnd* auch das uralte deutsche Wort *Hinde* oder *Hindin* für „Hirschkuh“, die nur insofern mit Hund zu tun hat, als sie offenbar ebenfalls ein bevorzugtes Totemmaskentier war, in dessen Innerem und d.h. unter dessen Maske/Fell sich der Urraum der Menschen dieses Totems befand.

Und ebenso hat das lat. Wort *cantare* nur insofern mit dem lat. Wort *canis* *Hund* (= Maske) etwas zu tun, als das Singen im archaischen Denken eigentlich nur das Singen mit der Urraummaske ist, um mit diesem Schallgerät ein lautes und eigenartig-sonderbar klingendes Singen zu erzeugen (das wird zu *vox* und *vacuum*, auch über *laut* und *Laut* zu erörtern sein oder wie beim „Singen der Germanen und ihres Gottes Odin unter oder in den Schild“; Odin/Wotan ist der semit. *Waddân* „die Liebe“). Und eine solche Urraummaske als Schallverstärker vertritt beim Singen eben auch die menschliche „Hand“ als Grenze (Hindernis) zwischen zwei Sphären und damit als Urraum. Denn bis ins hohe Mittelalter war man es noch gewohnt „mit der Hand zu singen“ [Hermann, 105-108] so wie auch heute noch der Muezzin vom Turm des Minarets und der Koranrezitator (= Sänger) in der Moschee – sofern sie sich nicht mit einer scheußlich lärmenden elektrischen Lautsprecheranlage anders behelfen – mit am Ohr angelegten Händen oder wenigstens (und meistens) mit einer Hand als Schalltrichter singen. Lat. *cantare* „singen“ und lat. *canis* „Hund“ hängen auf diese Weise, nämlich durch ihre gleiche Funktion als Maske, sprachlich engstens miteinander zusammen, jedoch nur im systematischen Koordinatensystem des archaischen Denkens und nicht aus der Sicht der traditionellen und immer noch in einem Hoch (einem überaus fragwürdigen Hoch) befindlichen abendländischen Sprachwissenschaft, die sich mit ihrer Anwendung des hochkulturellen Denksystems auf die in archaischer Zeit entstandene Sprache so grundsätzlich in eine Sackgasse verrannt hat, dass sie zu keinem Fortschritt mehr fähig ist. Ihr Denken muss endlich grundsätzlich verlassen werden!

Für unser Thema der semitischen Hebräer im prähistorischen indogermanischen Europa ist in diesem Zusammenhang von Interesse, dass im Akkadischen die Hand *qât* heißt. Es hat einen langen Streit darum gegeben, ob dieses *qât* auf ursprüngliches *qant* (und dieses dann der Ursprung von Hand)

zurückgeht, was bisher schon höchstwahrscheinlich schien und von Anfang an von dem Altorientalisten Paul Haupt vertreten wurde. Jedoch unter dem Einfluss der traditionellen Sprachwissenschaft, die für Zusammenhänge zwischen weit voneinander entfernten Sprachfamilien wenig Interesse hat, bezweifelt man seither seine Erklärung des akkad. *qât* als *qant* = Hand. Unter den Gesichtspunkten des archaischen Denksystems – das zeigt der Gebrauch des akkad. Wortes *qât* wie auch sein weiteres Wortfeld – darf die Haupt'sche Erklärung jedoch als sicher gelten. Im Semitischen gehört eben neben der Silbe *kn* auch die Silbe *qn* zum Bedeutungsbereich „Maske“. Damit hätten wir wieder ein sehr altes semitisches Wort im Grundstock der prähistorischen gemeingermanischen Sprachen Nordeuropas.

Nach diesem sprachlichen Exkurs wieder zurück zum Mantel:

Der tuchene Mantel, der die Nachfolge des als Mantel benutzten Tierfelles antritt, ist wohl das wichtigste magische Bekleidungsstück. Seine magische Kraft leitet sich von seiner Funktion als Grenze des Urraums und Jenseits der Ahnen her; das wird deutlich daran, dass seine weltweit verbreitete Schutzraumfunktion völlig unabhängig vom Willen des Besitzers des Mantels wirksam ist: Wenn es einem Schutzsuchenden gelingt, den Mantelsaum eines Herrschenden – sei es eines Kaisers, Königs, auch einer Königin oder überhaupt eines zur Schutzgewährung fähigen Starken der Gesellschaft oder schlicht eines Familienvaters – zu ergreifen, ist ihm der Schutz vor seinen Verfolgern oder irgendeiner Not ohne Rücksicht auf die individuelle Neigung des Mantelinhabers sicher. Das Asylersuchen ist also im Prinzip auch gegen den Willen des Mantelträgers gültig (ganz wie am Zelt auch gegen den Willen des Zeltbesitzers). Das zeigt, dass das Asyl- oder Schutzersuchen nicht an den Besitzer des Mantels *in persona*, sondern an dessen Urraum mitsamt seinen Ahnen und somit an seine Ehre ergeht.

Was nun von einem Schutzsuchenden mit seinem Mantelergreifungs-Ritus ausgehen konnte, wurde nun andererseits auch als einseitige Verfügung des Mächtigen gegenüber einem Armen geübt: Ein Überwerfen des Mantels über einen Schutzbedürftigen bewirkt gewissermaßen seine Adoption in die Ehre und Verantwortung und Sippengemeinschaft des Starken. Von den fast bis in unsere Zeit hinein als „Mantelkinder“ bezeichneten Adoptivkindern war schon andernorts beiläufig die Rede. Andererseits bewirkt die Annahme der Adoption oder des Asyls durch den Schutzsuchenden, dass der Schutzsuchende seinen ihm angestammten eigenen Urraum verlässt und also aufgibt, um sich zugleich in den Urraum des Schutzgewährenden zu begeben und damit bedingungslos unter dessen Gewalt zu stellen. In diesen Zusammenhang gehört offenbar auch der Ritus der Anzeige der Kapitulation des Gnade- oder Asyl-Suchenden, der in dem Umwenden seines Mantels, ursprünglich des Nach-außen-Kehrens der Hautseite und des Nach-innen-Kehrens der Fell-

seite der Tierhaut, besteht. In diesem Zusammenhang ist dann auch die Pelerrine, das Reisegewand des Pilgrim, zu sehen. Die Silbe *pel* weist auf Fell, Pelle, Pelz; daraus ist anzunehmen, dass die Pelerrine eigentlich und ursprünglich ein Fellmantel war. Da nun der Fellmantel (Fell nach außen) eigentlich und ursprünglich, zumal wenn mit dem Tierkopf als Kopfbedeckung getragen, ein aggressives Urraumzeichen ist, könnte es durchaus sein, dass der Pilgermantel als Zeichen der Passivität und Friedfertigkeit mit der Fellseite nach innen getragen wurde, was möglicherweise noch in der Silbe *pelerrine* (= Fell nach innen) sprachlich angedeutet sein könnte.

Zu den Schutzriten mit dem Mantel treten die Riten des Eides, nämlich dass man in irgendeiner Weise unter einem Mantel oder anderem Kleidungsstück schwört. Dazu gehört wohl auch die Praxis der prähistorischen Kaufleute, die aber noch heute in Europa und dem Vorderen Orient u.a. bei Pferdehändlern üblich ist, nämlich dass Käufer und Verkäufer mit den Händen unter einem Mantel- oder Rock- bzw. Ärmelzipfel einen Handel durch gewisse Fingerberührungen (Fingersprache) rechtskräftig ausmachen und beschließen.

Eine weitere Funktion des Mantels und bestimmter anderer Kleidungsstücke ist der Ausdruck der Trauer. Johannes Pedersen [1914] gibt immer wieder seinem Erstaunen Ausdruck, dass die Eidesriten so oft mit Trauerriten identisch sind. Dieser Umstand ist aber gar nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, dass der Eid genauso ein Eintreten in den Urraum (in die Ehre) der Ahnen ist, wie der Trauerritus ein Eintreten in die Gemeinschaft der geliebten Toten und in diesem Sinne in den heiligen Urraum. Diese Sachlage ergibt sich auch aus den sprachlichen Umständen des Wortes Eid. *Eid* ist ein gemeingermanisches (also ansonsten im Indogermanischen nicht zu findendes) Wort, dessen Herkunft für die traditionelle Sprachwissenschaft undurchsichtig ist, weshalb auch die ursprüngliche Grundbedeutung dieser Silbe bisher unbekannt blieb.

Der Eid ist ja auch in seiner inneren Logik heute völlig unbegreiflich. Schließlich weiß man über den Eid eigentlich nichts Besseres zu sagen, als dass eine falsche Aussage unter Eid erheblich schärfer bestraft wird als dieselbe falsche Aussage ohne Eidesablegung. Als gemeingermanisches Wort ungeklärter Herkunft und Bedeutung und keiner Verwandtschaft zu den anderen indogermanischen Sprachen ist es in Zusammenhang unserer These vom intensiven hebräischen Einfluss im Nordeuropa des -3. und -2. Jtsd. selbstverständlich, semitische Herkunft des Wortes zu vermuten. Und tatsächlich hat das Hebräische zwei praktisch gleichlautende Wörter, die uns den Sinn des Wortes *Eid* im Deutschen und den anderen gemeingermanischen Sprachen (Skandinavisch, Dänisch, Niederländisch, Englisch etc.) ganz in dem Sinne erklären, den wir aus eigenen anderen Überlegungen dem Eid mit dem Mantel zugeschrieben haben: *Eid* ist Treten in den Urraum. Denn hebr. bedeutet *'êd* den unter Eid aussagenden Zeugen, das verwandte akkad. *ad(û)*

bedeutet Eid und hebr. *'êda* (ein Femininum von *'êd*) bedeutet die Versammlung der wehr- und rechtsfähigen Männer, in der rechtlich bindende wichtige Entscheidungen getroffen werden und die in der Regel an einem besonderen Ort stattfindet, der, wie wir später deutlich sehen werden, als heiliger Urraum zu verstehen ist.

Während nun im Gemeingermanischen das Wort *Eid* (und seine sprachlichen Varianten) keinen sinnvollen Verbalstamm besitzt – *beeiden* ist eindeutig eine späte verbale Ableitung von dem bedeutungsmäßig bisher inhaltslosen Substantiv *Eid*; man benutzte früher statt *beeiden* das Wort *schwören* –, sind nun im Hebräischen die Wörter *'êd* und *'êda* eindeutig substantivische Ableitung von einem im Semitischen weitverbreiteten Verb allgemeinsten Bedeutung: z.B. arab. *'âd* „zurückkehren, wiederkehren“. Der Eid ist also nach der Bedeutung der semitischen Wortwurzel „das (wieder) Zurückkehren“, nämlich das Zurückkehren in den Mutterleib-Urraum, in die Wahrheit des jenseitigen Seins, und damit das Aufsichnehmen der Ehre der Sippe oder des Stammes in seiner ganzen urzeitlichen und mythisch-geschichtlichen Tiefe. Im Übrigen zeigt auch das arab. Wort *âda* „Sitte“ (semasiologisch verwandt mit „Ehre“) vom gleichen semit. Wortstamm diese gleiche Grundbedeutung „Rückkehr“.

Diese klaren Umstände im Semitischen, die uns den eigentlichen Sinn des gemeingermanischen Wortes *Eid* in einer dem archaischen Denken angemessenen Weise verständlich machen, deuten unmissverständlich darauf hin, dass wir mit dem gemeingermanischen Wort *Eid* ein semitisches, speziell ein akkadisches oder hebr./arab. Wort in der Entstehungszeit des Gemeingermanischen in Nordeuropa (im -2. Jtsd. ist diese Entstehung im Wesentlichen abgeschlossen) vor uns haben. Und so ist auch verständlich, warum Eide unter oder am Mantel oder in oder an anderen Urräumen, z.B. am Schwertgriff oder am Kultkesselwagen (= israelitische Bundeslade) stattfinden: Eid bedeutet die Rückkehr zum Urgrund und zur Urwahrheit im Urraum.

Wir schließen diese Bemerkungen zum semitischen Urgrund des Wortes *Eid* mit dem Hinweis, dass arab. *'id* „Fest“ (hebr. *'êda*) bedeutet, und zwar ein Fest, das in irgendeiner Weise die Wiederkehr von irgendetwas feiert, und sei es die regelmäßige Wiederholung einer Versammlung, denn das semitische Verb *'âd* hat ja die Grundbedeutung „wiederkehren“. Mit Sicherheit begegnet uns dieses semitische Wort *'id* „Fest“ im römischen Kalendarium als die gefeierte Mitte *idus* (Plural) jeden Monats (13. bis 15. Tag), allgemein bekannt dadurch, dass „an den Iden des März“ Caesar ermordet wurde.

Aus dem Sinngehalt des Mantels bei Asyl- und Adoptionsriten ergibt sich schließlich auch einsehbar der Sinngehalt des Mantel- oder Kleidertausches zwischen zwei Männern zur Begründung einer Blutbruderschaft, wie z.B. im alten Israel zwischen David und König Sauls Sohn Jonathan [1.Sam. 18,3f.]:

„Und Jonathan und David machten einen heiligen Bund miteinander [hebr. *karat berît*]. [...] Und Jonathan zog aus seinen Rock, den er anhatte, und gab ihn David, dazu seinen Mantel, sein Schwert, seinen Bogen und seinen Gürtel.“

Alle diese getauschten Gegenstände besitzen, wie wir gesehen und für den Gürtel noch zu besprechen haben, durch Ornamente oder durch ihre Form angezeigt Urraumkraft.

In der Bibel begegnen nun viele Redewendungen, in denen geistige Fähigkeiten oder Qualitäten einer Person oder einem Gott mit dem Umlegen eines Kleidungsstückes verliehen wie andererseits auch entzogen werden, mit dem symbolischen Bilde des Auskleidens: „Er (Gott) hat meine Ehre mir ausgezogen.“ [Hiob 19,9]. Und andererseits heißt es vom erwarteten Messias:

„Denn er zieht Gerechtigkeit an wie einen Panzer und setzt den Helm der Hilfe auf sein Haupt und zieht sich an die Kleidung der Rache und bedeckt sich mit Kampfesfeier wie mit einem Übermantel.“ [Jes. 59,17]

Und im NT heißt es ganz entsprechend:

„So stehet nun, umgürtet an euren Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit.“ [Epheser 6,14]

Ausdrücke solcher Art, die auch im Arabischen wie überhaupt im Semitischen gang und gäbe sind, sind nun keineswegs der Ausfluss phantasievoll-poetischer Bilderrede, sondern sie sind der Ausdruck oder zumindest der Nachhall des archaischen Urraumdenkens und -handelns kraft seiner Bedeckungsriten. Solche Bedeckungsmagie ist schließlich auch noch fassbar in den Roben der Pastoren, Richter und Professoren und in ihrem dazugehörigen Barett. Auch der Bedeckungsritus ist noch heute in Resten zu erkennen, wenn man sieht, dass der Richter während der Verhandlung lange Zeit ohne Kopfbedeckung agiert, aber wenn er zum Urteilsspruch oder zur Entgegennahme der Eidesleistung kommt, setzt er traditionsgemäß sein Barett auf, um es nach dem gewichtigen Akt wieder abzunehmen. Und auch in der juristischen Sprache des Richters verrät sich noch seine Maskierung (man denke auch an die Perücke in der britischen Justiz), denn nach altem Brauch sagt der Richter nicht „ich verkündige folgendes Urteil“, sondern „ich erkenne auf folgendes Urteil“ (*kennen* geht wie *können* auf die Maskierungssilbe *kn* zurück!). Auch in der Deutschen Wehrmacht ging noch bis 1945 bei Disziplinarvergehen der Rapport, d.h. die Disziplinarverhandlung, mit der Kleiderordnung „Stahlhelm und (Koppel) umgeschnallt“ vor sich: Im Raum des Truppenführers standen sich dieser und der Delinquent mit aufgesetztem Stahlhelm und umgeschnalltem Koppel gegenüber, um über die Sache zu reden – eine Situation, die mir jedenfalls urkomisch erschien, als sie mir im Winter 1944/45 einmal selbst passierte. Jedenfalls ist dieser Ritus offenbar ein Relikt des archaischen

Urtraumdenkens, in dem das wahre und gewissermaßen eidliche Sprechen aus der Wahrheit des jenseitigen Urtraums erfolgt, der mit Helm und Gürtel umschrieben ist. Und es ist ein Sprechen unter Bezugnahme auf die *Ehre* jeder Seite. Ob dieser Ritus auch in der heutigen deutschen Bundeswehr noch geübt wird, ist mir unbekannt.

Nach diesen vorbereitenden Ausführungen können wir zur Analyse des durch Jahrtausende gepflegten Ritus der Investitur (Bekleidung) mit einem Amt, insbesondere des Kaiser- oder Königtums kommen. Dass eine Devestitur (Auskleidung) von einem Amt denkbar war, zeigt die atl. Erzählung von der Auskleidung Aarons, des Hohen Priesters Israels, die Mose auf Geheiß Gottes vorgenommen haben soll, um mit den von Aaron abgelegten Gewändern dessen Nachfolger im hohenpriesterlichen Amt, den Sohn Aarons Eleasar, zu bekleiden [4.Mose 20,28].

Diese uralte Sitte der Investitur eines hohen Amtsinhabers hat sich im Abendland bis in unsere Gegenwart erhalten, zumal wenn man die Riten der Amtsbekleidung in der katholischen Kirche berücksichtigt. An dieser Stelle ist es angebracht, auf die von angesehenen Wissenschaftlern vertretene Meinung hinzuweisen, dass das altisraelitische hohepriesterliche Ornat allen Umständen nach eine Übernahme des Ornates des altisraelitischen Königtums ist, das mit der Zerstörung der Staaten Israel und Juda im -6. Jh. praktisch erloschen ist und einem theokratischen oder besser: priesterstaatlichen Gemeinwesen (mit einem Oberpriester/Hohen Priester an der Spitze) unter andauernder weltlicher Fremdherrschaft (der Assyrer, Babylonier, Perser, Griechen, Römer) Platz machte.

Es ist nun wieder interessant, die mit diesen Investitur-Riten verbundenen sprachlichen Umstände zu beachten und zu analysieren. Hier ist es wichtig zu bemerken, dass die Mäntel der Kaiser- oder Königsinvestitur – wie auch bis heute noch bestimmte Ornate der christlichen Kirchen – Mäntel ganz bestimmten Zuschnitts sind. Denn es sind Mäntel, die gewissermaßen eine Kegelform ergeben, indem sie tatsächlich durch ihren Schnitt als kreisrunder Kegelmantel beim Anlegen die Form der Außenhaut eines Kegelstumpfes haben. Man nennt diese Außenhaut eines Kegelstumpfes ja tatsächlich auch naturwissenschaftlich-mathematisch „Kegelstumpfmantel“. Nun heißt aber der Kegel lat. *conus* und griech. *kónos*, und andererseits bezeichnet die Silbe *cn/kn* sowohl im Lat. wie im Griech. „maskieren“: Lat. *cinis* und griech. *konia* ist die „Asche“, und zwar von ihrer Verwendung als ein Pulver her, das ölvermischt zur Bemalung (Maskierung) des Körper in aschweißgrauer Farbe (die Farbe der toten Ahnen!) dient. Das wird auch deutlich durch die griech. Entsprechung *kon(iein)* „bestäuben, mit Staub bedecken“ und griech. *kon(iaein)* „übertünchen, weißen“. Und lat. *conari* „etwas versuchen, unternehmen“ bedeutet eigentlich „sich (für ein Unternehmen) mas-

kieren (= in den Urraum stellen)“. Daher die Passivform/Reflexivform dieses Verbs (Deponens!) für eine aktive Bedeutung. Griech. *kinesis* bedeutet „Bewegung“, aber auch „einen Krieg beginnen (dazu *kinymai*: ich gehe in die Schlacht)“, wobei die traditionelle Sprachwissenschaft aus ihrer sattsam bekannten falschen hochkulturellen Perspektive die erste, physikalisch-technische, Bedeutung „Bewegung“ für die ursprüngliche und die zweite magische Bedeutung „Krieg beginnen“ für eine abgeleitete sekundäre Bedeutung hält. Umgekehrt wird ein Schuh daraus, denn *kinesis* bedeutet ursprünglich allein „(sich mit Aschenpuder oder einem anderen Maskierungsmittel zu einer schwierigen Handlung) maskieren“.

Bei dieser Sachlage spricht nun alles dafür, daß lat./griech *conus/kônos* „Kegel“ eigentlich auch „Maske“ bedeutet. Dem schließt sich zwanglos das semitische (arab.) *kaun* „das wahre jenseitige Sein“ und arab./hebr. *kâhin/kôhên* „Wahrsager, Priester (eigentlich: der Verhüllte, Maskierte)“ an. Damit erkennen wir nun, dass die Silbe *kn* sowohl das Maskieren mit einer Asche-Öl-Farbe als auch mit einem Mantel bedeutet, welche Doppelbedeutung hinsichtlich der Technik wir sogleich auch noch an der Maskierungs-Silbe *dn* wiederfinden werden. So ist es naheliegend, dass ein Mantel in der Gestalt eines Konus die ureigentlichste Form des Masken- oder Urraum-Mantels ist. Erinnern wir uns hier auch daran, dass auch das archaische Zelt – dem vermittelt semitischem (*sa*)*kan* „wohnen“ auch die Masken-Silbe *kn* anhaftet; dazu griech. *skänä* „Zelt“ – die Form eines Konus, eines Kegels, hat. Jedes Zelt aber ist, zumal wenn aus Tierfellen hergestellt, ein Urraum/Mutterleib. Wir haben somit mit den Krönungsmänteln und Messgewändern in Konusform die idealtypischste Maskierungs- oder Urraumform vor uns. In alter Zeit ist offenbar auch die Kopfbedeckung des Königs ein Konus gewesen, wie ihn heute noch der Harlekin des Karnevals trägt. Vor Jahren sind auch endlich wieder die in der Archäologie berühmten goldenen Kegelhüte von Schifferstadt (nordwestl. von Speyer), Ezelsdorf (Landkreis Nürnberg) und Avanton (bei Poitiers, Frankreich) in das rechte Licht gerückt worden. Während die ältere Forschung bis in die 1930er Jahre sie noch natürlicherweise als Hüte verstand, begann man anschließend mit z.T. abenteuerlichen Spekulationen (Pfeilköcher, Vase, Pfahlsitzenverkleidung etc.). Peter Schauer [1986] hat wieder die alte Position der Deutung als Hut aufgenommen, wobei auch für ihn feststeht, dass die Goldkegel nur seltene Nachbildungen in Gold von üblicherweise aus vergänglichem Material (Leder, Filz) mit reicher Verzierung gefertigten Kegelhüten waren. Für unsere These des prähistorischen Einflusses des semitischen Orients auf Europa ist jedoch von größter Bedeutung, dass Schauer die altmesopotamischen Vorbilder dieser goldenen Kegelhüte gebührend herausstellt. Er bringt auch die Abbildung einer verblüffend dem Goldkegelhut von Ezelsdorf gleichenden Ton-Miniatur eines Kegelhutes des

-4. Jtsd. (Tell Khalaf, Nordsyrien) und verweist zugleich auf die Darstellung eines Kegelhutes zwischen zwei Ritual-Äxten auf einer Steinplatte des berühmten Steinhügelgrabes (Ø 75 m) von Kivik/Südschweden aus der mittleren bis späten Bronzezeit (Mitte -2. Jtsd.).

Wir haben also allen Anlass, die Kegelhüte als parallele (oder auch zusätzliche, redundante) Maskierungssymbole zu den Kegelmänteln der Kaiser und Könige zu sehen und den abstrakten Kegel oder Konus gewissermaßen als Zeltsymbol zu erkennen – hier wie dort als den archaischen Idealtypus des Urtraumes, in den sich von Urzeiten her in Sonderheit Kaiser und Könige und ihnen entsprechende Potentaten zu wiederholten feierlichen Anlässen in vornehmster ritueller Weise zu stellen pflegten, um von der Weisheit des Urtraums her zu handeln und zu sprechen.

Liegen die Dinge so – und allein diese Sicht ist dem archaischen Denken und seiner Sprache angemessen –, dann ist es nicht vermessen, für die ursprüngliche Bedeutung und Herkunft des Wortes „König“ von diesen Umständen der Maskierungssilbe *kn* her eine Lösung zu suchen. Das Wort „König“ ist wieder ein gemeingermanisches und deshalb der semitischen Herkunft verdächtiges Wort ohne Anschluss an die anderen indogermanischen Sprachen, und bisher hat die Sprachwissenschaft für seine Deutung keine schlüssige Antwort gefunden. Da wir im Gemeingermanischen, ganz gemäß unserer sich stetig mehr verfestigenden These vom starken prähistorischen Einfluss der Semiten und ihrer Sprache und Kultur auf das prähistorische Nordeuropa, ohnehin schon einige kulturell wichtige semitische Wörter nachgewiesen haben, liegt es nahe, auch dieses Wort „König“ aus der semitischen Wortwurzel *kn* für „maskieren“ abzuleiten. Diese Silbe *kn* ist eine semitische; das ergibt sich wohl zwingend daraus, dass sie dort weitverbreitet und schon im Akkadischen in den frühesten Schriftüberlieferungen (-3. Jtsd.) in eben dieser Grundbedeutung „Maske“ vorhanden ist. Der König ist in seiner Investitur (seiner Einkleidung) der mit Macht und Wahrheit und Gerechtigkeit bekleidete und versehene, so wie uns das die Sprache der Bibel mit ihren Redewendungen (s.o.) deutlich zeigt. Im archaischen Denken heißt dies im Kern, dass der König in ausgezeichneter und hervorgehobener Weise in den Urtraum und also in das Jenseits der Ahnen gestellt ist, so sehr, dass er im archaischen Denken als Gott, nämlich als schon im diesseitigen Leben bereits toter jenseitiger Ahn verstanden werden konnte. Wenn diese so wichtige Investitur archaischen Maskierungsdenkens nun in fester Verbindung steht mit der archaischen semitischen Maskierungs-Wortwurzel *kn* (Aschensalbung und/oder Bekleidung), dann liegt eigentlich auf der Hand, dass das Wort „König“ als Bezeichnung des hervorragendsten Urtraummaskierten eben primär von dieser semitischen Maskierungssilbe *kn* und sekundär von den Ausprägungen dieser Wurzel im Griechischen und Lateinischen *her* abgeleitet

werden muss. *König* ist der mit dem idealtypischen Maskierungssymbol *Konus* initiierte (investierte) und fortan aus diesem Urraum her wirkende Führer einer sozialen Einheit. Höchstwahrscheinlich ist in diesen sprachlichen Zusammenhang auch griech. *wanax* (ursprünglich *ganax*) „König“ zu stellen.

Im Übrigen ergibt diese Lösung zugleich auch die Lösung der Probleme des Wortes „Knecht“, engl. *knight*, das auch ein westgermanisches Wort unbekannter Herkunft (of unknown origin [Oxford-Etymology s.v.]) ohne Bezug zum sonstigen Indogermanisch ist und dem die deutsche Sprachwissenschaft die unsinnige Grundbedeutung „Knüppel, Stock, Klotz“ zuschreibt [Herkunftsduden s.v.]. In Anbetracht dessen, dass dtsh. „Knecht“ ursprünglich eine ähnlich hohe Rangstellung bezeichnete, wie sie mit dem engl. *knight* „Ritter“ gegeben ist, und in Anbetracht dessen, dass mit einem *Knecht/knight* ähnliche archaische Urraumriten (Schwertnahme, Ritterschlag) bei seiner Erhebung in diese Rangstellung vorgenommen werden, spricht alles dafür, in dem Wort *Knecht/knight* eine lautliche Variante zu *König* zu sehen mit der bedeutungsmäßigen Variante des lediglich niedrigeren Ranges.

Bei dieser allgemeinen Sachlage für die gemeinermanische Wortwurzel *kng* (-g ist indogerman. Adjektivendung) in ihrem Zusammenhang mit *Konus/Kegel* ist mit einigem Recht der Umkehrschluss vom Wortfeld *kng* auf das Wort *Kegel* erlaubt. Es ist durchaus möglich, dass das Wort *Kegel* eigentlich ursprünglich *Kengel* lautete und dass dieses *n* verloren ging, ein gar nicht seltener Vorgang in der Geschichte der germanischen Sprachen. *König* lautet ja auch heute noch in manchen skandinavischen Sprachen *konung*. Auch hier ein Ausfall eines *n* gegenüber dtsh. *König*. Dass *Kegel* ursprünglich *Kengel* lautete, wird insbesondere nahegelegt durch das alte Wort *Kegel*, das praktisch nur noch in der Redewendung „mit Kind und Kegel“ begegnet und im Gegensatz zu leiblichen Kindern „adoptierte Kinder“ bedeutet. Wir hatten schon beiläufig von „Mantelkindern“ gesprochen, Kindern, die durch einen Bedeckungs-(= Tod-und-Wiedergeburt-)Ritus mit dem Mantel adoptiert worden sind. Es liegt nahe, dass infolge der Gleichung „Kegel = Mantelkinder = Adoptivkinder“ mit diesem Kegel auch nichts anderes als „Mantel“, aber eben der *Konus-Mantel* gemeint ist, wie er in der Königskrönung etc. üblich ist, und dass dieser „Königsmantel“ ursprünglich *Kengel* hieß (von der semit. Maskierungssilbe *k-n*).

Und noch ein weiteres Wort ist sehr verdächtig, mit diesem Gedankenkreis „konischer Mantel“ zusammenzuhängen: das dtsh. Wort „kungeln“, das das „heimliche oder verdeckte Aushandeln einer Sache zwischen zwei Personen“ meint. Auch diesbezüglich hatten wir schon von dem weltweit verbreiteten Kaufmanns-Ritus archaischer Zeit und heute noch des Viehhandels gesprochen, dass unter einem Mantelzipfel mit Fingersprache und damit ver-

deckt für andere Personen Geschäfte ausgehandelt werden. Es liegt nahe, dass der (konische) Maskenmantel auch hier beim Wort *kungeln* der Grund für die Bedeutung ist.

Zur Untermauerung dieser archaisch-systematischen Perspektive auf den konischen Krönungsmantel und auf die Wörter König und Knecht analysieren wir hier nun noch die griech. Wörter *Dynast* und *Dynastie*, die in etwas allgemeinerer Weise so etwas wie König, Königtum bedeuten, nämlich mit dem Unterschied, dass mit diesen Begriffen auch niedrigere Mächtige wie Herzöge, Grafen und bedeutende Herrscher und ihre Herrschaft und Verwandtschaft gemeint sind. Über griech. *basileus* „König“ als durch und durch semitisches Wort werden wir später in einem passenderen Zusammenhang noch zu sprechen haben.

Gehen wir aus von dem merkwürdigen griech. Verb *kindyn(euein)* „sich in Gefahr begeben, etwas mit eigener Gefahr unternehmen“ und dem dazugehörigen Nomen *kindynos* „Gefahr“. Bezüglich der Etymologie (der ursprünglichen Bedeutung) dieser beiden Wörter ist die Indogermanistik völlig ratlos („Ohne überzeugende Etymologie“ [Frisk s.v.]). Wir wissen nun nach dem bisher ausgeführten schon längst, was die Silbe *kin* bedeutet: Maske. Die zweite Silbe *dyn* muss soviel heißen wie „(wegen einer Gefahr die Maske) anziehen, anlegen“. Und tatsächlich gibt es das griech. Verb. *dy(ein)* „sich etwas anlegen, anziehen, aufsetzen“, bei dem das fehlende *n* offenbar ausgefallen ist, denn allenthalben findet man im älteren Griechisch, so bei Homer, noch die volle Form *dyn(ein)*. Hierher gehört dann auch griech. *endyma* „Gewand“, das ursprünglich *endynma* (mit der semitischen Wortbildungsendung *ma* = etwas; *endynma* also wörtlich „was man anzieht“) gelautet haben muss (Assimilation des *n* an folgendes *m*). Von der Silbe *kn* haben wir schon eine klare Vorstellung von seinem semitischen Ursprung und seiner Bedeutung im zentralen archaisch-systematischen Maskenwesen im allgemeinen und im Griechischen und Lateinischen im besonderen, obschon wir hier keineswegs alle Wörter mit der Maskensilbe *kn* im Griech. und Lat. behandeln können. Jetzt müssen wir uns von der Silbe *dyn* ein Bild machen.

Für diese Silbe *dyn* hat die indogermanistische Sprachwissenschaft viele Erklärungsvorschläge gemacht, von denen keiner zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist. Das Wort ist also aus dem Bereich des Indogermanischen nicht erklärt. Infolge des großen, ja übermächtigen Einflusses der semitischen Sprache der in Griechenland minderheitlich residierenden, kulturell hochstehenden Hebräer auf die entstehende griechische Sprache liegt es nur zu nahe, im Semitischen nach einer dem griech. *dyn* entsprechenden Silbe und ihrer Bedeutung zu suchen. Im Akkadischen bedeutet *dân(u)* „richten“, *dîn(u)* oder *dên(u)* „Rechtsspruch“, *dayyân(u)* oder *da''ân(u)* „Richter“. Dem entsprechen praktisch gleichlautende Wörter mit gleicher Bedeutung im Heb-

räuschen und Arabischen, ohne dass wir sie jetzt mit allen Implikationen hier besprechen müssten. Nun sind dies aber alle Bedeutungen, die von einer weniger einleuchtenden Grundbedeutung abgeleitet sind. Auch unser dtsh. „Richter“ ist ja vom Verb „richten“ mit einer viel weiteren und undurchsichtigeren Bedeutung abgeleitet (Zusammenhang mit lat. *regere, rex, grex* ?).

Aber vom Richter haben wir gesehen, dass er sich, zumindest an den Hauptpunkten seiner Rechtsprechung, (mit Robe, Barett und gar Perücke) maskiert und dass dies noch heute an seiner Sprache („erkennen auf“) abzulesen ist. Dass semit. *dân(u)* eine viel allgemeinere Bedeutung hat, sieht man auch daran, dass im Iranischen das semitische Fremdwort *dânistan* die Bedeutung „wissen“ hat – die Infinitivendung *-istan* ist im Iranischen eine für die Iranisierung eines Fremdwortes so typisch wie im Deutschen das *-ieren* in reparieren, musizieren etc. Das lässt den Schluss zu, dass das semitische *dân(u)* eigentlich nicht die Grundbedeutung „richten“, sondern, fundamentaler, „weise sein, die Wahrheit kennen“ hat. Das dürfte mit der archaischen Maskierung und ihren Bedeutungen zu tun haben. Es liegt deshalb nahe, auch in dem semit. Grundwort *dân(u)* eine Grundbedeutung „maskieren“ zu vermuten.

Aus dem semit. Verbalstamm *dân* lässt sich wenig Erkenntnis gewinnen, da dieser Verbalstamm nach Herausbildung der Substantiva „Richter, Richterspruch etc.“ in ein ziemlich undurchsichtiges Bedeutungsfeld zerfallen ist, obschon einige Bedeutungen wie arab. *dâna* „jemanden wider Willen zwingen, jemanden verächtlich machen, sich Geld leihen, jemand anderem Geld leihen etc.“ auf einen Maskierungsritus weisen. Wie dem auch sei, in dieser Erklärungsnot für das semit. Verb *dân* kommt ein Phänomen semitischer Wortbildungsweise zu Hilfe, nämlich dass zu diesen im Semitischen selteneren zweikonsonantig-einsilbigen Verben mit langem Vokal zwischen den zwei Konsonanten wie bei *dân* und *kân* – semit. Wörter haben in der Regel drei Konsonanten und zwei Vokale –, sehr oft eine Variante gehört, die den langen Vokal dieser Worte dadurch zu der allgemein vorherrschenden dreikonsonantigen Form erweitert, dass das lange *â* zu *aha* verändert wird, also *dân* zu *dahan* mit zwei kurzen statt einer langen Silbe und jetzt drei Konsonanten statt bisher zweien. Wir kennen diese Art schon von arab. *kân* „fest, sicher sein (= maskiert sein)“ und dem unmittelbar verwandten arab. *kahan, kâhin* „wahrsagen, Wahrsager (= sich verhüllt, maskiert haben)“, dem hebr. *kôhên* „Priester“ entspricht, sowie von arab. *`âl* „Familie (akkad. »Stadt«)“ und hebr. *`ôhâl* „Zelt(gemeinschaft)“ und arab. *`ahl* „Familienangehörige/ Zeltgemeinschaft“. Diese Art der Variantenbildung unter Beibehaltung der Grundbedeutung liegt nun auch für die Wortwurzel *dân* vor: arab. *dahan* bedeutet „einölen, salben, mit Fett bestreichen, tünchen, färben“ mit entsprechenden substantivischen Ableitungen „Salbe, Fett, Ölfarbe“. Auf diesem

Umweg über die Wortbildungsvariante *dahan* zu *dân* lässt sich erkennen, dass die Wurzel *dân* im Ursemitischen eigentlich die Bedeutung „salben, einfetten“ hatte. Und nun fällt auf, dass genau diese Bedeutung sowohl in der semitischen Wortwurzel *dân* wie in der griechischen *dyn* noch in Resten vorhanden ist: im Hebr. bedeutet *dôn(ân)* „zerschmolzenes Wachs“ und im Griech. bedeutet *dynei aloiphâ* „das Fett zieht ein, z.B. in den damit bestrichenen Bogen“ [Passow s.v.].

Damit wird deutlich: Der Richter (oder eigentlich: der Weise Mann) *dayyân* bedeutet im Semitischen ursprünglich den Mann, der sich vor und zur Ausübung seines Amtes maskiert und damit in den Urraum der Ahnen tritt. Das wissen wir schon von den oben erwähnten, heute noch üblichen Riten des Richters und von seiner Sprache (erkennen!). Jetzt wissen wir, dass der Richter oder weise Mann in ältester Zeit, als man noch weitgehend nackt, zumindest mit nacktem Oberkörper ging, sich mit einer Ölbemalung, wahrscheinlich mit einer Asche-Öl-Bemalung, maskierte.

Was griech. *kindyneuein* „etwas mit Gefahr unternehmen“ und *kindynos* „Gefahr“ betrifft, so bedeutet *kindyneuein* ursprünglich und etymologisch „sich mit einer Ölfarbe (bestehend aus semit./lat./griech. *cinis/konia* ‚Asche‘ und semit. *dihn* ‚Fett, Öl‘) maskieren, um etwas Gefährliches unternehmen zu können“, und *kindynos* heißt etymologisch „das, wegen dessen man sich mit einer Ölfarbe maskiert (= Gefahr)“. Wir werden demselben semantischen Bild auch in dem lat. Wort *calamitas* „schwierige Lage“ und in dem dtsh. Wort „Wunder, wandern“ begegnen, was unsere Deutung von griech. *kindyn* sehr wesentlich unterstützt. Man bezeichnete in archaischer Zeit Situationen mit dem Begriff dessen, was man gegenüber dieser Situation maskenrituell unternahm (s. z.B. „schwer, schwierig, Schwäre“ ist etwas, wegen dessen man rituell „schwirrt“). In dieser semantischen Struktur haben wir ein handfestes Stück des strukturierten Systems archaisch-magischen Denkens wiederentdeckt.

Diese grundlegende Erkenntnis hat nun gewichtige Folgen für das weitere Wortfeld dieser Wortwurzel mit ihren typischen Worterweiterungen. Sehen wir von den hier weniger interessierenden semitischen Weiterungen ab und konzentrieren wir uns auf das Griechische: Griech. *dyn* ist nach unserer Beweisführung nun nicht nur „(ein Kleidungsstück) anziehen“, sondern auch und ursprünglich das Maskieren mit einer Fett- oder Ölfarbe, eine Doppeldeutigkeit hinsichtlich der Technik, die wir oben schon für die Silbe *kn* vorgefunden haben. Griech. *kindyneu(ein)* „etwas unter Gefahr unternehmen“ bedeutet also ursprünglich „sich für ein gefährliches Unternehmen (mit Ascheöl) maskieren“ und entspricht damit bedeutungsmäßig lat. *conari* „etwas unternehmen, d.h. sich zu einem Unternehmen maskieren“. Der griech. *dyn(astäs)* oder dtsh. *Dynast* ist demnach von *dyn(ein)* „einfetten“ her

eigentlich der „Gesalbte“, eine Vorstellung, die uns für das Königtum und für den *christos/Messias* (beides „der Gesalbte“) ja seit Jahrtausenden geläufig ist. Andererseits ist der Dynast von der späteren Bedeutung *dyn(ein)* „anziehen, bekleiden“ her auch der in einer Investitur Bekleidete. Aber hier wie da, ob gesalbt oder bekleidet, ist die Grundbedeutung „der in den Urraum, in das Jenseits der Ahnen Gestellte“. Die Erweiterungen der semit./griech. Grundsilbe *dyn* mit dem rein semitischen Wortbildungselement *m(a)* (= etwas) in *dynamai* „ich kann, ich vermag etwas (etwas = semit. *ma*)“ und in *dynamis* „Kraft, Vermögen, Stärke zu etwas (= semit. *ma*)“ leiten ihre Bedeutung her von der Maskierung (in diesem Falle von *dyn/dhn*). Das liegt nahe, weil wir wissen, dass es allein die Maskierung ist, die im Leben des archaischen Menschen in allen Dingen die entscheidende Kraft und die seelische Hilfe aus dem Urraum der Ahnen verleiht. Griech. *dynamai* „ich kann“ und *dynamis* „Kraft, Stärke“ entsprechen daher lautlich und bedeutungsmäßig genau dem akkadischen *danân(u)* „stark, mächtig sein“ und „Kraft, Stärke“, wobei uns die frühe Belegung dieser Wörter + Wortbedeutung zeigt, dass der semitische Ursprung dieser griech. Wörter *dynamis* etc. uralt ist. Im übrigen unterstützt dieses griech. *dynamai* und akkad. *danân(u)* „ich kann, ich vermag“ als Begriffe des archaischen Maskenwesens unsere These, dass gemeingermanisches „können“ und „kennen“ ebenfalls auf die semit. Maskierungssilbe *kn* zurückzuführen ist. Im archaischen Denken kann man nur etwas, wenn man sich maskiert, wenn man sich ins Jenseits gestellt hat!

Es sei nun nochmals auf griech. *en-dyma* „Gewand (= etwas Anziehendes)“ hingewiesen, das fraglos aus ursprünglichem *endynma* entstanden ist. Griech. *endynma* „Gewand“ und griech. *dynamis* „Kraft“ sind praktisch identische Wörter – wenn man von der griech. Silbe *en-* = dtsh. „in, an, ein“ absieht. Das bedeutet auch, dass „Gewand“ und „Kraft“ das Gleiche sind, wie tatsächlich ja auch die Maskierung generell und der Mantel speziell die wahre und für den archaischen Menschen einzig relevante, jedenfalls aber zentrale und wichtigste Kraft verleiht. Das archaische Denken kennt keine Kraft in unserem physikalisch-technischen Verständnis. Kraft ist stets magische oder auch psychische Kraft aus dem heiligen Urraum, in den man darum zwecks Krafterlangung eintritt oder den man für sich schafft, wie auch seinem Werkzeug appliziert.

Und was schließlich im Interesse unserer Hebräerthese betont werden muss, ist, dass dieses durch Jahrtausende so überaus griechisch anmutende Wort *dynamis* (wie auch seine Verwandten) seinem Ursprung nach ein durch und durch semitisches Wort ist, worüber eingefleischte Indogermanisten und Graezisten, die so sehr vom hehren reinen indogermanisch-nordischen Wesen des Griechischen überzeugt waren und noch überzeugt sind, trauern werden. Aber wenn man die Perspektive des archaischen Denkens auf das Griechische

anwendet, erweist es sich als durch und durch semitisierte Sprache, so dass Indogermanisten und Graezisten noch viel betauern und ihre hochkulturelle und allein indoeuropäische Sicht auf die in archaischer Zeit entstandene griechische Sprache schließlich werden aufgeben müssen.

Wir beschließen das Thema „Mantel als Urraum“, indem wir noch kurz auf den jüdischen Gebetsmantel hinweisen und abschließend eine Analyse des gemeingermanischen (!) Wortes „Mantel“ anstellen.

Der jüdische Gebetsmantel ist ein länglich-rechteckiges grobes Tuchstück, in das in der Querrichtung farbige breite Querstreifen eingewebt sind. An den vier Ecken befinden sich Quasten, über deren Bedeutung wir hier nicht beweisführend argumentieren können, die aber dem Tuch im archaischen Denken die Bedeutung einer Eihaut (griech. *chorion*, lat. *placenta*) und damit einer Urraumgrenze geben. Der Gebetsmantel wird über die Schultern gelegt getragen und vor der Brust zusammengeschlagen, so dass er im Prinzip auch eine Kegelform ergibt. Dem jüdischen Gebetsmantel entspricht seiner archaischen Bedeutung nach das quadratische Kopftuch der arabischen Beduinen, das ebenfalls an den vier Ecken Quasten aufweist. Der Gebetsmantel hier wie dort bedeutet im archaischen Denken die Einhüllung des Betenden in das Jenseits [Dalman, V:260]. Diese Versetzung des Betenden ins Jenseits (in den Urraum) kann auch durch andere Mittel geschaffen werden, so durch den Gebetsteppich, dessen Randbegrenzung die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits (Urraum) darstellt. Man erkennt diesen Gedanken deutlich daran, dass fromme Muslime, denen unterwegs in der Wüste kein Gebetsteppich zur Verfügung steht, den Platz ihres rituellen Gebets sicher aus archaischer Tradition dadurch von der Umgebung abgrenzen, dass sie mit Steinen einen Kreis um sich herum bezeichnen oder eben nur strichweise einen Kreis zeichnen, in dem sie das Gebet verrichten. Die archaische Urraumfunktion von Gebetsmantel und Gebetsteppich ist so deutlich erkennbar. Das wahre Sprechen erfolgt aus dem Urraum.

Betrachten wir nun noch abschließend das Wort „Mantel“. Das althochdeutsche *mantal* gilt als aus dem lat. *mantellum* „Hülle, Decke“ entlehnt, dessen Herkunft jedoch selbst dunkel ist. Es ist nun auffallend, dass das Wort *mantel/mantal* als eine typische semitische Nominalbildung erscheint: Wortbildungselement *ma-* (= was, etwas) + dreikonsonantige Wortwurzel *ndl* oder auch *ntl*. Zudem existieren im Arabischen auch derart typisch semitisch gebildete Wörter, die eine entsprechende Bedeutung und oft auch magische Anwendung haben: *mandal* „Zauberkreis der Beschwörung“ und *mindal* „Handtuch, Tischtuch, Tuch zum Gürteln“ sowie *mandil* „Handtuch, Serviette, Tischtuch, Kopfbund, Schweiß Tuch, Mantel“. Letzteres begegnet häufig als *mandil al-amân* „Tuch der Schutzgewährung“. Damit hat das Arabische

mit allen seinen drei Nominalbildungen mittels m-Präfix vor dem Wortstamm *ndl* magische Bedeutungen, die dem altgermanischen *mantal* entsprechen.

Untersuchen wir den dreikonsonantigen semit. Wortstamm *ndl*, so ergibt sich, dass diese Wortwurzel selbst noch aus einem Wortbildungselement *n-* (welches passive Bedeutung heranträgt) und der zweikonsonantigen Grundwurzel *dl* zusammengesetzt ist. Diese Grundwurzel *dl* scheint die Grundbedeutung „nieder, herunter“ zu haben. Das zeigt sich besonders deutlich an einer mit einer anderen Grundstammerweiterung gebildeten dreikonsonantigen Wortwurzel mit dem Grundelement *dl*: arab. *sadal* (s+dl) bedeutet „herablassen, fallen lassen“, *sudl* bedeutet „(herablaßbarer) Schleier“ (das Wurzelaugment *s-* ergibt als Zusatz eine kausative Bedeutung der folgenden Wortwurzelbedeutung, z.B. in unserem Falle „veranlassen, dass «nieder»“ etc.). Dieser Grundbedeutung „nieder, herab“ entspricht im Akkadischen *daltu*, dem seinerseits hebräischem *dälät* entspricht, was hier wie dort „Tür“ bedeutet, welche Bedeutung sich aber herleitet von dem Tuch, das als Abschluss nach draußen vor dem Zeltloch oder einem sonstigen Einlass herabhängt und das man hochhebt, um durch die Öffnung herein- oder herauszugelangen.

Zum anderen hat das Akkadische und das Arabische den Begriff *dalw* bzw. *dalw* gemeinsam, was den (ursprünglich wohl ledernen) Eimer bezeichnet, den man an einem Strick in einen Brunnen herabläßt. Diese Grundbedeutung „nieder, herab“ der Grundwurzel *dal* scheint nun bei dieser breiten Dokumentation im Semitischen doch mit einigem Gewicht darauf zu deuten, dass das lat. *mantell(um)*, dessen Herkunft für unbekannt angesehen wird, und das althochdeutsche *mantal*, das fragwürdigerweise auf das unerklärte lat. *mantellum* zurückgeführt wird, jeweils separat aus dem Semitischen herzuleiten sind. Diese Sicht wird dadurch bestätigt, dass im niederdeutschen Platt, z.B. in der Redewendung „set di dal“ = „setz` dich nieder“ eben diese Grundbedeutung der semitischen Silbe *dal* in vollster Reinheit vorhanden ist. Dieses plattdeutsche *dal* „nieder“ ist zudem zweifelsfrei unmittelbar mit „Tal“ verwandt, das ein gemeingermanisches (!) Wort (gotisch *dal*, engl. *dale*, schwed. *dal*) ist und also keine Beziehungen zum weiteren indogermanischen Bereich hat. Es spricht also sehr vieles dafür, dass wir sowohl im plattdeutschen *dal* „nieder“ als auch im althochdeutschen *mantal* einen allerspätestens im -2. Jtsd. nach Nordeuropa transportierten semitischen Wortstamm vor uns haben, und dass das einsame indische *mandala* (ein magischer Kreis) ebenfalls aus dem Semitischen herzuleiten ist.

Damit schließen wir das Thema „Mantel und Urraum“ endlich ab, müssen nun aber noch wenigsten „Hemd“, „Kopfbedeckung“ und „Gürtel“ als Urraum kurz erörtern.

Hemd und Urraum

Mit dem Hemd, – arab. *qamîs* = lat. *camisia* = franz. *chemise*; hebr. *kuttônât* = griech. *chitôn* = dtsh. *Kittel* – kommen wir zu der ersten Unterbekleidung (Unterwäsche) des archaischen Menschen. Sie ist in alter Zeit durchwegs aus dem aus der Flachspflanze gewonnenen Leinen hergestellt. Bevor wir zur sprachlichen Betrachtung dieser Wörter kommen, müssen wir noch kurz auf die magische Bedeutung des Hemdes eingehen.

Das Hemd aus dem ersten feinen Gewebe menschlicher Kultur, dem Leinengewebe, hat auf sich die Vorstellung gezogen, dass es die Eihaut (griech. *chorion*) des Menschen sei, obschon diese Gleichsetzung auch mit dem Mantel vollzogen wurde. Schon die lat. Bezeichnung der Eihaut *placenta* zeigt mit ihren Wortbestandteilen *pla-* = „Fell“ und *-centa* = „Urraum-Umhüllung, Maskierung (unsere schon oft hervorgehobene Maskierungssilbe *cn/kn*)“, dass die Eihaut als Mittel der magischen Verhüllung/Maskierung gedacht wurde. Damit ist das Eihaut-Hemd das Symbol der Rückkehr in den Mutterleib, des *regressus ad uterum* zwecks Wiederauferstehung, wie Eliade diese archaische Vorstellung nennt. Deshalb ist das Leinenhemd vorzugsweise das Totengewand, das im Jiddischen als „Kittel“ oder „Sargenes“ bezeichnet wird. Als symbolisch gedachte Eihaut stellt es die Versetzung des Toten in den Urraum/Mutterleib dar. Dieses Totengewand als Urraummaske findet auch im jüdischen Kult seine Anwendung:

„Am Versöhnungstage (Jom Kippur) tragen Vorbeter, Rabbiner und Gemeinde das weiße Totenhemd, Kittel oder Sargenes genannt (s. Jes. 1,18). Weiß sind auch Toravorhang, die Toramäntel und die Decke auf dem Al-memor (Leseput).“ [Levinson, 60 mit Abb. 18 u. 41]

Aus der vorislamisch/frühislamischen Zeit ist eine Begebenheit überliefert, die diese Eihaut-Interpretation deutlich zeigt und zugleich ein helles Licht auf die religionspolitische Situation des entstehenden Islam wirft. Bezeichnenderweise hat die historische Überlieferung des Islam diese sehr aufschlussreiche Begebenheit nicht festgehalten, sondern sie ist uns nur an sehr abgelegener Stelle, nämlich separat in der juristischen Überlieferung über die Frage der Gültigkeit des rituellen Gebets im Falle der Verschmutzung des Beters, erhalten: Als der Prophet Muhammad wieder einmal an der vorislamischen Kaaba betete, schmiedeten seine Gegner ein Komplott, um ihn und sein prophetisches Anliegen zu verspotten. Sie ließen die Nachgeburt (= Eihaut des gerade geborenen Kamelfüllens) einer Kamelin, die gerade gekalbt hatte, herbeibringen, die dann über den im Gebet mit der Stirn am Boden verharrenden Propheten gebreitet wurde. Diese Begebenheit macht klar, dass der bekannte Praxis des Propheten, sich für den Empfang seiner Offenbarungen in einen Mantel zu verhüllen, die Idee der Eihaut und des mit ihr geübten Ein-

tritts in das Urraum-Jenseits zugrunde lag. Sie zeigt aber auch, dass zur Zeit des entstehenden Islam die Gegner des Propheten – ganz im Gegensatz zur islamischen geschichtsverfälschenden Darstellung – eine fortschrittlich-hochkulturell-religiöse (nämlich trinitarische) Position einnahmen, während der Prophet als der Vertreter der magischen Praktiken des altarabischen Heidentums erscheint und als solcher verspottet wird. Diese Begebenheit macht mit vielen anderen Gründen deutlich, dass die Gegner des Propheten nicht – wie von der islamischen Lehrmeinung immer behauptet – Heiden, sondern Christen waren und sich gegen den Propheten als einen Vertreter des altarabischen und in gewissem Sinne auch nationalarabischen Heidentums wandten, im Prinzip also gegen das Urraumdenken.

Aus dem altarabischen Bereich wie auch aus dem modernsten iranischen Bereich (Iraq-Iran-Krieg) ist bekannt, dass Männer, die sich im Kriege bewusst dem Tod weihen, das Totenhemd anziehen und/oder eine mit Koransprüchen beschriftete Kopfbinde tragen. Eine ähnliche Sitte in Europa spricht noch aus der heute noch zu hörenden umgangssprachlichen Redewendung über einen verwegen-todesmutigen Rennfahrer: „der fährt im letzten Hemd“. Dieser Gebrauch des Totenhemdes seitens Lebender und die letzte Ruhe der Toten im Totenhemd bezeugen gleichermaßen die Funktion des Hemdes als Urraummaske (Eihaut), aus der die Wiederauferstehung erhofft wurde.

Wir erwähnen hier nur noch beiläufig, dass weiße leinene Gewänder im Orient und Okzident seit alters her als kultische Gewänder zum Zeichen der Reinheit getragen wurden und dass im islamischen Orient die Farbe des Trauergewandes weiß ist. Auch dies dürfte mit der Idee der Eihaut als Urraum-Gewand zusammenhängen, so wie wir schon sahen, dass Eides- und Trauerriten in ihrem Wesen identisch sind.

Nachdem griech. *chitôn* „Hemd“ von der Sprachwissenschaft als von hebr. *kuttônät* (infigiertes *tt* + Maskierungssilbe *kn*) „Hemd“ hergeleitet akzeptiert ist, können wir diese Wörter, zumal wenn, wie allgemein angenommen, auch dtsh. „Kittel“ von semit. *ktm* abzuleiten ist, als einen Beitrag zum prähistorischen semitischen Einfluss auf Europa betrachten.

Es bleibt aber ein weiteres wichtiges Wort zu untersuchen, das höchstwahrscheinlich ebenfalls semitischen Einfluss im prähistorischen Europa dokumentiert, das Wort „Leinen“. Aus diesem Wort für Gewebe aus der Flachsfaser lässt sich auf den ersten Blick keine Urbedeutung erkennen. Es gibt aber im Dialekt Oberfrankens (um Hof und Naila, welche Landschaft noch heute eine starke Webindustrie, sicher mit sehr alter Tradition, besitzt), einen sehr interessanten Gebrauch eines Verbiums (Tätigkeitsworts) *leinen*. Man sagt dort nicht „der Schnee taut auf, es taut“, sondern „der Schnee leint, es leint“. Die Bedeutung ist offenbar „der Schnee weicht auf“. Wenn diese Redeweise nun ein Sprachrelikt aus sehr alter Zeit ist, was man annehmen

darf, dann fällt die merkwürdige Entsprechung zum arab. Wortstamm *lyn* auf: *lân(a)* (Perfekt) und *(ya)lin(u)* (Präsens) bedeutet „weich und zart sein, weich werden“. Auch die arab. Nominalformen *lain* und *lin* „Weichheit, Zartheit, Sanftmut“ und das Adjektiv *layyin* „weich, geschmeidig“ entsprechen dem oberfränkischen Wort in grundsätzlicher Weise. Andererseits liegt es sehr nahe, dass das erste feine Gewebe der Menschheit nach dieser seiner Eigenschaft, im Gegensatz zum Fell oder groben Wolltuch weich und anschmiegsam zu sein, bezeichnet worden ist. Nun ist das Wort *Leinen* ein gemeingermanisches (!) Wort ohne Bezug zum übrigen Indogermanisch, was die Möglichkeit erhöht, dass das in der Bedeutung klar entsprechende semitische Wort *lain* „Weichheit“ in prähistorischer Zeit mit den in Europa ansässig gewordenen Hebräern (mit hebräischen Webern?) nach Europa gekommen ist. Im Hebräischen ist nur der zweifelsfrei eine Variante von *lyn* bildende Wortstamm *lwn* „verweilen, ruhen“ vorhanden (offenbar aus: „sich anschmiegen, anlehnen“), und des weiteren – mit reflexivem t-Präfix – *tlwn* „sich auflehnen, widerspenstig sein“. Aber wir müssen auch die Frage stellen, ob nicht auch das gemeingermanische (!) Wort „lehnen (sich anlehnen, sich auflehnen; engl. to lean)“, das im Mittelhochdeutschen noch *leinen* lautete, auf die semitische Wortwurzel *lyn/lwn* zurückzuführen ist. Vor dem historischen Hintergrund der Hebräer im Europa des -3. und -2. Jtsd., den im Verlaufe dieses Buches aufzeigen werden, werden wir erkennen, dass wir hier tatsächlich Wörter des semitischen Wortstamms *lyn/lwn* in Alteuropa vor uns haben.

Kopfbedeckung und Urraum

Widmen wir uns zuerst dem griechischen Reisehut, dem *petasos*. In wissenschaftlichen Werken wird immer noch die Meinung vertreten:

„Er wurde von Personen getragen, die viel der Sonne ausgesetzt waren, so den Fischern, Hirten, Jägern, Wagenlenkern, Kriegern, insbesondere von attischen Epheben, aber auch von thessalischen Reitern und besonders auf der Reise. Hier war der *petasos* so üblich, daß auch Gestalten der Sage und des Mythos mit ihm erscheinen, um anzudeuten, daß die Betroffenen unterwegs waren“ [Pauly-Wissowa RE s.v. *petasos*].

Entsprechend äußert sich auch Hugo Brandenburg [56, Anm. 13]:

„Unter den Griechen trug eine Kopfbedeckung, wer sich gegen die Witterung zu schützen hatte: so der Reisende (daher führt Hermes den *Petasos*), der Bauer, der Fischer, der Jäger“.

Kein Wort von einer magischen Bedeutung der Kopfbedeckung und ihrer magischen Wirkkraft auf Reisen und bei gefährlichen Verrichtungen. Wenn der griech. *petasos* insbesondere als der Reisehut galt, so muss man beden-

ken, dass auf Reisen die Witterung der geringere Grund zum Tragen dieses spezifisch aussehenden Hutes war (breite Krempe, rundes Kopfteil). Der wichtigere Grund war die Gefahr durch feindliche Menschen der fremden Landschaften, der man dadurch begegnete, eine typische, friedliche Absicht anzeigende Kopfbedeckung zu tragen. Wir sehen das noch deutlich an der mittelalterlichen Pilgertracht, zu der neben dem Pilgermantel und dem Stab und der Gurde (Kürbisflasche am Gürtel) der Pilgerhut gehörte, der dem griech. *petasos* in seiner Form (breitkrempig) glich, mit dem Unterschied, dass die Krempe vorn hochgeschlagen war. An der nun nach außen vorn zeigenden Unterseite der Krempe war eine Jakobsmuschel (botan. *pectinidae*, heutigentags Firmenzeichen des Ölkonzerns Shell) als Zeichen der Pilgerschaft (d.h. der friedlichen religiösen Unternehmung) befestigt.

Diese Jakobsmuschel mit ihren fächerförmig ausstrahlenden Rillen und ihrer halbkreisförmigen Gestalt ist zweifellos Urraum-Zeichen, denn sie steht seit alters als Symbol für Vulva und Mutterleib. Daher begegnet diese Muschel auch auf dem berühmten Gemälde von Botticelli „Die Geburt der Venus“ gewissermaßen als Ursprungsort (Mutterleib/Urraum) der Venus. Was aber vielleicht noch wichtiger ist: Diese Muschel begegnet sehr häufig unter dem terminus technicus lat. *concha* („Muschel“, wobei das lat. Wort mit seiner verräterischen *kn*-Maskierungssilbe die Maskenfunktion offenbart) als Deckenabschluss von apsisförmigen Gebetsnischen, die zweifellos Urräume darstellen. Die Jakobsmuschel ist also als nichtaggressives Urraum-symbol ein zusätzliches Urraum-Zeichen zu dem selbst auch als Urraum aufzufassenden Pilgerhut.

Was das Sprachliche an *petasos* betrifft, so muss darauf hingewiesen werden, dass offenbar der arab. Wortstamm *fatasha* mit dem griech. *petasos* in Beziehung steht. *fatasha* bedeutet im Arabischen „sorgfältig suchen, untersuchen“. Ein *mufattish* ist ein „Inspekteur“. Das scheint weit weg zu liegen von „Reisehut“, aber griech. *petasos* kommt her von griech. *petanymy* „ausbreiten“, und *petasma* ist „etwas, das ausgebreitet wird, Decke, Vorhang, Verhüllung“. Wir haben deshalb auch im arab. Wortstamm *f-t-sh* einen Bedeckungsritus zugrunde liegen und damit eine Maskierung zur Erlangung des höheren Grades von Weisheit und Konzentration aus dem Urraum für eine Unternehmung/Handlung. Daher dann die Bedeutung „untersuchen, inspizieren“. Es besteht jedoch die Möglichkeit, dass das arab. *fatasha* aus dem Griechischen entlehnt ist – was immerhin aber die These unterstützt, dass griech. *petasos* mit einem Bedeckungsritus zu tun hat mit eben jenem technischen Bedeckungssinnegehalt, wie er in dem arab. Wort *fatasha* deutlich enthaltenen ist.

Schreiten wir weiter zum griech. *pilos*, der im Prinzip dem lat. *pileus* (oder *pilleus*) entspricht. Beides sind kegeltumpfförmige oder einem spit-

zen Ei gleichende Kappen mit meistens keiner oder aber auch, seltener, mit nur sehr schmaler Krempe. Sie sind aus Tierfellen, Filz oder Wolle hergestellt. Für den lat. *pileus* ist charakteristisch, dass das Wort *pileus* auch als Bezeichnung der Eihaut dient, was man getrost als Zeichen dafür nehmen darf, dass der Pileus-Hut wie die Eihaut einen Urraum bildete. Das wird durch viele Umstände des Brauchtums bestätigt. Insbesondere ist der *pilos* und *pileus* das Zeichen des freien Mannes. Sklaven dürfen ihn nicht tragen und erhalten ihn mit ihrer Freilassung als Zeichen ihrer Gleichstellung mit dem freien Mann [Bächtold-Stäubli IV,527].

An die Seite des *pilos/pileus* tritt noch der sprachlich verwandte griech. *polos*, die Götterkrone, aber auch die Kopfbedeckung hervorragender Menschen. Eigentlich bedeutet das griech. Wort *polos* „Pol, um den sich etwas dreht; Erd- und Himmelsachse“. Dabei ist der Himmel als Glocke gedacht, die sich um den Nordstern dreht. Der Himmel wird aber im archaischen Denken im Pol als von einer Säule (Herkulesssäule) oder einem spitzen Berg (Atlas) getragen gedacht. Wir müssen auch daran denken, dass der archaische Mensch die ständige Drehung des Sternenhimmels über sich besonders dann genau wahrnahm, wenn er neben seinem hohen Spitzzelt hinauf zum nächtlichen Himmel blickte und die Drehung des Himmels im Verhältnis zur feststehenden Zeltspitze besonders gut beobachten konnte. Carl Hentze hat gezeigt, dass in verschiedenen frühen Kulturen in mythischen Darstellungen der Spitzhut der Götter (heiligen Ahnen) sehr deutlich als Spitzzelt dargestellt ist. Die generelle Wortbedeutung von griech. *polos* als „Achse, Säule, um die sich etwas, insbesondere der Himmel, dreht“ lässt darauf schließen, dass der griech. *polos* ursprünglich ein einem Spitzzelt ähnlicher Spitzhut gewesen ist, wie *pilos* und *pileus* auch, auch wenn in späterer, klassischer Zeit unter dem griech. *polos* eine Krone (oder ein Diadem) verstanden wurde, wobei dann aber tatsächlich auch die Bezeichnung griech. *polos* mit griech. *stephanä* „Krone“ beliebig wechselte [V. Müller, 102].

Fügen wir noch einige typisch magische Züge des Pileus an: Der Flamen Dialis (römischer hoher Priester) durfte während seiner Amtshandlungen niemals seinen Pileus ablegen. Fiel er ihm zufällig vom Kopfe, so verlor er sein Amt. Wenn ein Römer in die Kriegsgefangenschaft geraten war, so galt seine Zugehörigkeit zum römischen Volksverband als erloschen. Das Wiederaufleben der früheren Rechtsbeziehungen gelangte dadurch zum Ausdruck, dass der Heimgekehrte in feierlicher Weise den Pileus nahm. Als *pileati* (als gewissermaßen durch den Pileus Wiedergeborene) gingen die aus der Gefangenschaft Befreiten im Triumphzug dem Triumphator voraus. Ein ähnlicher Brauch wurde geübt, wenn bei den Indern ein fälschlich Totgesagter zurückkehrte [Hadwich 52,7]. Der griech. *pilos/polos* wurde Toten auch in keramischer Miniaturnachbildung ins Grab gelegt, wobei eine Rosette ein beliebter

Schmuck dieses Totenpolos war [Müller, 77] – und dass die Rosette ein Symbol des Urraums ist, haben wir andernorts schon erörtert.

Beiläufig sei darauf hingewiesen, dass, wenn *pilos/pileus/polos* als Spitzhüte Urraumssymbole und damit Zeichen des freien, wehrfähigen mit eigener Rechtshoheit versehenen Mannes waren, lat. *populus* „Volk“ sehr wahrscheinlich eigentlich nur die freie, rechts- und wehrfähige, mit dem Polos/Pileus versehene und durch ihn qualifizierte Mannschaft bezeichnete, wie in vielen Sprachen der Begriff „Volk“ sich eigentlich nur auf den Kreis der rechts- und wehrfähigen freien Männer bezieht und wie ja auch im Deutschen das Wort „Volk“ von „Folk“ herkommt, d.h. ursprünglich nur das wehrfähige Gefolge des Heerführers bezeichnet. Wir lässt sich zeigen, dass dem hebr. Wort 'am „Volk“ in gleicher Weise die magische Kopfbedeckung der wehrfähigen Männer zugrunde liegt.

Gehen wir nun über zur Bedeutung des Hutes, wie sie uns im Brauchtum Europas begegnet: Hier sei verwiesen auf die akademische Investitur mit dem Hut, dem Doktorhut. Solche Investitur begegnete mancherorts auch bei der Amtseinsetzung des (periodisch wechselnden) neuen Rektors [Hadwich, 32-35]. Es sei auch darauf hingewiesen, dass auf dem berühmten Rembrandt-Gemälde „Die Anatomie des Dr. Tulp“ allein der dozierende Dr. Tulp einen Hut aufhat, obschon sich unter seinen wenigen um ihn gescharten Hörern ältere Personen als er befinden. Dieser „Hut des Wissens“, wie er im akademischen Leben ('Doktorhut') erscheint, ist zweifelsfrei auf die Tradition des archaischen Urraumdenkens zurückzuführen. In diesen Zusammenhang gehören im übrigen auch der Kurhut der Kurfürsten [Foltin, 222] und die alten „Wichtelmannshüte“ (ein Spitzhut wie z.B. die Zipfelmütze der Heinzelmännchen) die in Sonderheit im Bergwerkswesen zu Hause, aber auch für die alten Seefahrer typisch sind. Wie wichtig der Hut im Bergwerkswesen war, sieht man daran, dass früher das Gebäude, in dem sich die Bergleute vor der Einfahrt versammelten und in dem die Werkzeuge aufbewahrt wurden, „das Huthaus“ hieß [Brockhaus ↔ Hut] und dass der Steiger, der Oberbergmann „der Hutmann“ genannt wurde. In allen diesen Bezügen, in Handwerk oder Seefahrt ist der kegelförmige Hut (die Zipfelmütze) das unabdingbare Utensil, mit dem man sich gegen die Gefahren des Berufes schützt und die nötige Weisheit und das Glück für den Erfolg seiner beruflichen Tätigkeit erhält.

Und schließlich müssen wir noch auf den „Geßlerhut“ zu sprechen kommen, der durch Friedrich Schillers „Wilhelm Tell“ jedenfalls im deutschen Sprachraum zu allgemeiner Bekanntheit gekommen ist. Der Grundgedanke des Geßlerhutes ist, dass der Hut des Landesherrn auch ohne die Gegenwart des Landesherrn seine Macht darstellt, der Reverenz zu erweisen ist, die zu verweigern eine Auflehnung gegen die bestehende Ordnung bedeutet.

In diesen Zusammenhang gehört im übrigen auch die in alter Zeit verbreitete Sitte, während der Dauer des Marktfriedens einen Hut aufzustecken [Bächtold-Stäubli IV, 528 f.], der mit Sicherheit das Zeichen der Macht des für den Frieden des Markortes zuständigen Potentaten war. Da nun aber auch der Hut des „kleinen Mannes“ Urraumfunktion hat und damit seine individuelle persönliche Macht (die Macht aus dem Jenseits seiner eigenen Ahnen) symbolisiert, ist das Aufstecken eines Hutes überhaupt das Zeichen des Machtanspruches und damit auch das Zeichen des Aufbruchs gegen einen etablierten Machtinhaber samt dessen Hut als Zeichen seiner Macht. Diese Ambivalenz hat dazu geführt, dass in der wissenschaftlichen Diskussion über den Geflüterhut und seine Bedeutung die These aufgestellt wurde, dass der Geflüterhut in Wirklichkeit der Tellenhut gewesen ist, d.h. dass Wilhelm Tell seinen Hut als Zeichen des Aufstandes aufgesteckt habe.

Dieses Missverständnis konnte nur dadurch entstehen, dass man die gleiche magische Qualität des Hutes beim Landesherrn und beim Untergebenen, die sich für uns aus der Urraumfunktion jeden Hutes ergibt, nicht in Rechnung stellte. Der Hut ist eben das Zeichen der bestehenden Macht wie auch das Zeichen der sich gegen eine etablierte Macht erhebenden Volksmacht, deshalb auch die sprichwörtliche Redewendung „unter einem Hute stecken“ für eine Verschwörung. So ist auch das Zeichen des gelungenen Aufstandes des Volkes der Hut: Brutus und Cassius ließen nach dem geglückten Aufstand gegen die Diktatur Caesars Münzen mit einem Hut prägen, der von zwei Schwertern flankiert war. Ähnliche Hut-Münzen wurden von den Geusen in den Niederlanden nach dem Abwerfen des spanischen Jochs geprägt [Bächtold-Stäubli IV, 527]. Viel weiter zurück in die Geschichte und mit vielen Hinweisen auf historische Beispiele und die Literatur darüber hat der Althistoriker Dieter Metzler diese Freiheitsmütze verfolgt.

Ein ähnliches Missverständnis wie das, den tyrannischen Geflüterhut zum freiheitlichen Tellenhut umzudeuten, besteht in dem Missverständnis, dass man bezüglich des Asylritus, seinen Hut in die Asylstätte zu werfen um Asyl zu erlangen, sagt, der Hut vertrete die Person [Bächtold-Stäubli IV, 529]. Die richtige Deutung ist vielmehr, dass die Person in solchem Asylritus mit ihrem Hut ihre eigene Kraft (die Ehre und Kraft ihrer Ahnen) aufgibt, indem sie ihren Hut in das Asyl wirft oder einem Potentaten übergibt, und dass diese um Asyl bittende Person dann damit für sich die Kraft (die Ehre und Kraft der Ahnen) ihres Asylherrn (und d.h. dessen Hutes) übernimmt bzw. sich ihr bedingungslos unterstellt. Es ist also gerade keine Identität von Hut und Person gegeben, denn der Hut bezeichnet die Kraft des Urraums, des Jenseits der Ahnen, und nicht die Individualität seines Trägers.

Das Thema „Hut als Urraum“ schließen wir mit einigen sprachlichen Erwägungen: Das gemeingermanische Wort *Hut* ist ein Wort, für das

„sichere außergermanische Anknüpfungen fehlen“ [Herkunftsduden s.v.] – weil man das Semitische von vorn herein ausschließt. Das legt nun gemäß unserer These von den semitischen Hebräern im Nordeuropa des -2. Jtsd. (und weit früher) nahe, sich nach einer sprachlichen Anknüpfung im Semitischen umzuschauen. Und tatsächlich gibt es im Arabischen ein Wort, das verblüffend gleich lautet und bedeutungsmäßig dem gemeingermanischen *Hut* sehr nahe liegt. Arab. *hât(a)* (Perfekt) *(ya)hût(u)* (Präsens) *haut* (Infinitiv) bedeutet „umgeben, bewahren, behüten“ und in reflexiver Abwandlung „sich hüten, sich vorsehen, auf der Hut sein“. Der Wortstamm enthält auch eine magische Komponente, indem das Nomen *haut* auch eine Perlenschnur mit Amulett bedeutet, die die Frauen sich, aber auch ihren Kindern, zum Schutz gegen magische Bedrohung (böser Blick) um die Taille binden. Es ist sehr wohl möglich, dass hier der sprachliche Anknüpfungspunkt für das gemeingermanische Wort *Hut* liegt, das ja in eine konkrete und eine abstrakte Bedeutung „der Hut“ und „die Hut (auf der Hut sein)“ aufgespalten ist.

Diese Anknüpfung ans Semitische ergibt auch eine Erklärung für die verschiedenen Ausprägungen des Vokals im gemeingermanischen: engl. *hat* und schwed. *hatt* einerseits und niederländ. *hoed* und dtsh. *Hut* andererseits. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass die a-Formen auf den semitischen Perfektstamm (s. o.), die o/u-Formen auf den semitischen Präsensstamm (s. o.) zurückgehen. Wir werden später anhand weiterer Beispiele noch generell die Frage stellen müssen, ob nicht die für das Gemeingermanische so typischen Ablautformen (z.B. kommen/kam/gekommen; gehen/ging/gegangen usw.) ihre Herkunft von den in den Vokalen ebenso alterierenden semitischen Zeitstämmen haben.

Schließlich noch ein Wort zum Wort „Mütze“. Auch dieses Wort hat bisher keinen Anschluss an das Indogermanische. Nach herrschender Meinung stammt es aus mittelhochdtsh. *almuz* oder *armuz* (beide Formen kommen häufig vor) „Chorkappe der Geistlichen, Kopfbedeckung“, das in franz. *aumusse* „Pelzmantel der Geistlichen, Chorkappe“ seine Entsprechung hat und auf mittellat. *almutium* „Uhang um Schultern und Kopf der Geistlichen“ zurückgeht. Wenn wir uns bei dem Schwanken zwischen *armuz* und *almuz* für die Form *armuz* als die ältere und ursprüngliche entscheiden – *almutium* ist im klassischen Latein nicht vorhanden, so dass das mittellat. *almutium* auf älteres germanisches *armut* zurückgehen müsste –, dann haben wir Grund, dieses alte germanische *armut* mit dem schon besprochenen germanischen *Armut* (= Bedürftigkeit) gleichzusetzen, für das wir aus ganz anderer Erwägung – nämlich der semitischen Herkunft dieses Wortes *Armut* wegen seiner typisch semitischen Endsilbe *-ût* – nachgewiesen haben, dass es eigentlich und ursprünglich „der (abstrakte) Zustand der Urraum-Schutzbedürftigkeit (= Asylbedürftigkeit)“ bedeutet und von daher dann auch

allgemein „arm, schutzbedürftig sein“. Wir haben also sehr stark damit zu rechnen, dass sowohl das gemeingermanische Wort *Hut* als auch das eben-
solche Wort *Mütze* aus dem Semitischen stammen.

Auf die Kopfbedeckung durch Umwinden des Kopfes mit einem Tuch, die im Orient heute noch so verbreitet ist, gehen wir hier nicht ein, weil sie in Europa scheinbar nie zu einer wesentlichen Bedeutung gelangt ist und somit für das Problem der frühen Beziehungen zwischen Orient und Okzident nichts hergibt. Es sei aber betont, dass das Umwickeln des Kopfes im Orient zweifellos magische Urraumbedeutung hatte. Der Turban ist ja auch heute noch das bevorzugte Kennzeichen des gelehrten Mannes, des Geistlichen. Auf die Kopfbinde als Zeichen des sich dem Tod geweiht habenden Kriegers haben wir in anderem Zusammenhang schon kurz hingewiesen.

Gürtel und Urraum

Der hervorragende Kenner der altgermanischen Vor- und Frühgeschichte Jan de Vries schreibt in seiner *Altgermanischen Religionsgeschichte* [II,39]:

„Der Gürtel ist auch ein Machtzentrum und nimmt im Volksglauben einen großen Platz ein (Bächtold-Stäubli, III,1210-1230). Die bindende, zusammenschnürende Funktion des Gürtels hat dazu geführt, daß er bei Männern eine Quelle der körperlichen Kraft, bei Frauen die der Keuschheit ist.“

Von diesem Zitat trifft der erste Satz den Nagel auf den Kopf, indem er konstatiert, dass der Gürtel eine zentrale Angelegenheit der archaischen Religion ist. Der zweite Satz hingegen macht eigentlich die Aussage des ersten wieder zunichte, indem er für die vom Gürtel ausgehende religiös-moralische Wirkung (Manneskraft, Keuschheit/Ehre der Frau) sofort wieder eine für das hochkulturelle und moderne Denken typische technisch-physikalische Erklärung gibt: die vom Gürtel ausgehende moralische Kraft (Kampfesmut und Keuschheit) sei aus der bindenden und zusammenschnürenden Funktion des Gürtels entstanden. Solche fundamental fehlgehende Deutung haben wir schon für andere Bedeutungszusammenhänge (Ornament der Streitäxte, Fellmaske von Kriegerern etc.) aufgezeigt. Diese technisch-physikalischen Fehldeutungen begegnen ständig und sind so das Charakteristikum der neuzeitlichen indogermanistischen Semasiologie und Etymologie, die deshalb auch in der Regel zu eklatanten Fehldeutungen führte. Wir können sicher sein, dass wir die richtige Deutung des Gürtels erhalten, wenn wir uns, wie bisher schon geübt, an das umfassende logische System des archaischen Urraum-Denkens und -Handelns halten.

Nach den hier inzwischen bereits gesammelten Erfahrungen liegt es nahe, den Gürtel als eine Variante der Vorstellung zu verstehen, die wir bezüglich

des heiligen Armrings (am Oberarm) ergründet haben: So wie der Armring als Zeichen des Urraums der Ahnen den Arm aus diesem Jenseits der Ahnen her stärkt und leitet, so ist der Gürtel das Zeichen und die Grenze des Urraums, der im Gegensatz zum Armring, welcher nur eine partielle Aufgabe (die spezifische Leitung der Tätigkeit mit dem Arm) hat, den gesamten Menschen in den Urraum stellt, womit der Gürtel mit dem ebenfalls den gesamten Menschen umfassenden Mantel auf eine Ebene gestellt ist. Der Gürtel hat jedoch den wesentlichen Unterschied, dass er höchstwahrscheinlich das ältere Bekleidungsstück ist.

„Für Ägypten und den vorderen Orient ist nachweisbar, daß eine um den Leib gelegte Schnur der Vorgänger der Bekleidung war“ [Dalman, V,201].

Aus dieser Ursprünglichkeit des Gürtels als erstem Kleidungsstück rührt wohl auch her, dass in vielen Kulturen eine solche Lederschnur um den nackten Leib unter der Kleidung getragen wurde und noch wird. Hinzu kommt, dass gerade der Mantel als umfassendste Urraumgrenze nicht für die Aktivitäten des Berufslebens und des Krieges taugt. Auch wenn man in diesen beiden Aktionsbereichen ein kurzgeschürztes Hemd (das selbst auch Urraumssymbol ist) trug, war es nötig, es für die Arbeit oder den Kampf zusammenzuhalten. Man trug dann womöglich sogar zwei Gürtel, zumindest bei den Rwala-Beduin: die Lederschnur auf dem nackten Leib und einen Gürtel über dem Obergewand, der zugleich zur Aufnahme von Utensilien des Alltags oder des Dolches oder Schwertes dient, so wie es z.B. [Richter 18,11] hebräisch heißt *hagar kelê milhamâ* „er gürtete die Geräte des Krieges“.

Über den Gürtel im archaischen Denken ist, ganz im Gegensatz zum Mantel und seiner symbolischen Bedeutung, sehr wenig geschrieben worden. Immerhin aber gibt es für den iranischen Bereich zwei interessante Abhandlungen des Themas „Heiliger Gürtel“ und „Symbolik des Gürtels“ von Eduard Schwyzer und Geo Widengren. Dabei ist besonders interessant, dass Widengren die magische Bedeutung des Gürtels zurückverfolgt bis in das Gilgamesh-Epos des vor- und frühgeschichtlichen Mesopotamien, und zugleich auch – verständlich, da er ein Schwede ist – bis nach Altskandinavien. Wichtig ist auch, dass er den Aspekt einer vom Gürtelgeber dem Gürtelträger auferlegten Verpflichtung zu einem Treueverhältnis auf Leben und Tod hervorhebt – auch der Gürtel wird also in einer Art Investitur verliehen. Interessant sind seine Hinweise auf das Anlegen des Gürtels vor wichtigen oder gefährlichen Aktionen wie auch auf den Furor im Kampf, den die Kämpfer, in besonderen Fällen nackt und nur mit dem Gürtel bekleidet, entwickeln, im Kampf geradezu ekstatisch tanzend [Widengren 1968, 149 f.]. Diese ausführliche Literatur über die altiranischen Verhältnisse darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Gürtel weltweit diese magische Bedeutung gehabt hat. Auch die uns Mitteleuropäern inzwischen bekannt gewordenen Gürtel verschiedener

Farbe, die aus ostasiatischer Tradition mittlerweile auch europäische Judo-Kämpfer (Judoka) als Zeichen unterschiedlicher Einweihungsgrade erhalten, gehen mit Sicherheit auf das uralte archaische Urraumdenken zurück, wenn es auch dazu noch keine historisch-kritischen, die Sache bis ins hohe ostasiatische Altertum zurückverfolgenden Untersuchungen gibt.

So ist auch nicht verwunderlich, dass im AT ganz deutlich die magische Kraft des Gürtels an vielen Stellen zum Vorschein kommt. So heißt es [1.Samuel 2,4] „die Schwachen sind (von Gott) umgürtet mit Stärke“. Wenn der Gürtel sich öffnete [Jes. 5,27], wäre man nicht mehr kampffähig, nur der Gegürtete (hebr. *hōgêr hagôrâ*) ist für den Krieg zu brauchen [2.Könige 3,21]. Fehlt der Gürtel, so ist das Ursache zur Klage [Jes. 23,10]. Der Zukunftskönig, der Messias, hat Gerechtigkeit und Wahrheit als Gürtel [Jes. 11,5; Eph. 6,14]. In Psalm 30,12 heißt es: „Du hast mich mit Freude gegürtet“, und in Sprüche 31,17 „sie gürteten ihre Lenden mit Kraft“. Und zur Investitur der Priester durch Mose gehört über das leinene Gewand unabdingbar der Gürtel [3.Mose 8,7.13]. Diese Redeweisen sind nicht poetisch-phantastische Bilderrede, sondern sie sind der Nachklang des archaischen Urraum-Denkens: Der Gürtel bedeutet das „In-den-Urraum-getreten“ sein, und d.h. das „In-den-Tod“ und „In-die-Gemeinschaft-der-Ahnen-getreten-sein (christlich: in communionem sanctorum)“, wodurch die Todesfurcht überwunden und die helfende Kraft der Ahnen und der Wahrheit des Jenseits gesichert ist.

Dafür, dass diese archaische Urraum-Praxis mit dem Gürtel ein weltweites Phänomen war, sei eine Begebenheit angeführt, die der Neuguinea-Missionar Klaus-Peter Kügler Anfang der 80er Jahre in Neuguinea erlebte (nach mündlicher Mitteilung). Mit Eingeborenen im Landesinneren unterwegs war man an einem Fluss im Urwald auf die Idee gekommen, ein Bad zu nehmen. Der Missionar hatte sogar eine Badehose dabei und zog sie an. Aber als er plötzlich alle seine eingeborenen Begleiter splitternackt bereit zum Baden sah, glaubte er, es ihnen in dieser Hinsicht gleichzutun zu müssen und zog seine Badehose wieder aus. Daraufhin kam großer Protest: Er könne doch auf keinen Fall ohne Badehose ins Wasser. Darauf er verdutzt: Aber sie seien doch auch nackt: „Nein“, sagten sie, und erst jetzt bemerkte er, dass er eine feine, dünne Lederschnur übersehen hatte, die jeder um die Taille trug. „Wir haben alle unseren Gürtel um!“ Auch hier also ist der Gürtel (d.h. die durch ihn geschaffene Kraft aus dem Urraum) das notwendige Hilfsmittel, eine gefährliche Situation, das Schwimmen, zu bestehen.

Abschließend sei noch im Interesse unserer Hebräer-These zu zwei sprachlichen Umständen Stellung genommen:

1. Lat. *cingere* „umgürten“ und *cingula* „Gürtel“ zeigen mit dem dazugehörigen *procinctu* „kampfbereit“ das besprochene Urraumdenken mit dem Gürtel. Es liegt aber auch nahe, zwischen dieser lat. Wortwurzel *cing/cinc*

(vergleiche auch franz. *ceinture* „Gürtel“) und der von uns oben besprochenen germanischen Wortwurzel *König/Knecht* einen Zusammenhang zu sehen. Für *König/Knecht* hatten wir gezeigt, dass diese Wortwurzel auf die Maskierungssilbe *cn/kn* zurückgeht, die im Semitischen besonders fundamental ausgeprägt ist. Und da der Gürtel im archaischen Denken ein Mittel der Maskierung (der Urraubildung) ist, ist auch kein Grund zu sehen, diesen Zusammenhang zwischen *König/Knecht* und lat. *cingere* nicht anzunehmen. Es liegt auch nahe, die Wörter lat. *cingula* „Gürtel“ und dtsh. „Kegel/Kengel (=Kegelmantel)“ als identisch zu betrachten: Das gleiche Wort bezeichnet nur hier (im Lat.) und dort (im Dtsch.) zwei verschiedene gleichermaßen mit der Maskierungssilbe bezeichnete Maskierungsmittel: „Gürtel“ und „Mantel“.

Natürlich ergibt sich dieser Zusammenhang nur im logischen System des archaischen, alle Lebensumstände umgreifenden Urraumdenkens, das wir aller Betrachtung von Sprache zugrunde legen müssen. Nur die traditionelle ‘moderne’ Sprachwissenschaft mit ihrem Prinzip der modernen physikalisch-technischen (und deshalb „lautgesetzlichen“!) Perspektive auf die Sprache, kann diese bedeutungsmäßigen Zusammenhänge zwischen gleichlautenden Wörtern nicht erkennen, wird sie auch nicht akzeptieren und diese Wörter weiterhin auseinander dividieren, solange sie ihrer falschen hochkulturellen Perspektive verpflichtet bleibt.

2. Wir haben oben schon den alten Brauch besprochen, dass wichtiges Reden mit angelegtem Gürtel erfolgt, was dem wichtigen Reden mit aufgesetztem Hut entspricht. Bezüglich dieses Gürtel-Redens ist nun zu erwarten, dass es sich auch in der Sprache niedergeschlagen hat. Und so hat tatsächlich im Arabischen die Wortwurzel *n-t-q* die doppelte Bedeutung *nataqa* „sprechen“, *nattaqa* „(jemanden, etwas) umgürten“ und *tanattaqa* „sich umgürten“. *nitâq* und *mintaq* ist „Gürtel“, aber *mantiq* ist „logische Rede, Beredsamkeit“. Dieser semit. Wortstamm *n-t-q* ist aber, wie meistens bei mit *n* beginnenden dreikonsonantigen Wortstämmen, aus dem Wurzelaugment *n-* (das Passivbedeutung beiträgt) plus dem ursprünglichen zweikonsonantigen Grundstamm *t-q* entstanden. *tauq* hat aber die Grundbedeutung „umfassender Kreis, Kragen, Halskrause von Vögeln (besonders: *tauq al-hamâma* ›das Halsband der Taube‹)“. Dieses *tauq* hat aber auch die Bedeutung „Vermögen, Macht; Bereich oder Kraft des Geistes; Kraft oder Mut zu ertragen, Fähigkeit“ [Wahrmund s.v.]. Wir sehen hier also, dass das Masken- und Urraumdenken auch, und zwar sehr häufig, auf die natürliche Welt, eben z.B. auf das „Halsband der Taube“ übertragen wird (und von der Taube weiß man, dass sie übernatürliche Weisheit, nämlich Orientierungsfähigkeit, besitzt). Und wir sehen, dass dieser Grundwortstamm *t-q* wie auch die Erweiterung zum Wortstamm *n-t-q* gänzlich vom Urraum-Denken geprägt ist. Das arab. *man-*

tiq „logische Rede, Beredsamkeit“ hat also ursprünglich eine magische Dimension: Reden aus dem Zauberkreis.

Zum Einfluss des Semitischen auf das Griechische nun noch folgende Bemerkungen: griech. *mantikā* „Wahrsagekunst“ (unser Fremdwort Mantik) gleicht in auffallender Weise dem arab. *mantiq* „Rede, Beredsamkeit“, besonders angesichts der offenbaren magischen Konnotation dieses arab. Wortstamms. Auffallend ist, dass das Wort *mantikā* im Griechischen wegen der typisch griech. (und indogerman.) Adjektivendung *-ik* als Adjektiv aufgefasst ist, also im Griechischen eigentlich und wörtlich: „der, die oder das wahrsagerische (Reden etc.)“ bedeutet, so dass dem Wort in den griech. Wörterbüchern meist in Klammern das Wort *technā* nachgesetzt wird, also „die wahrsagerische Technik“. Andererseits hat das Griechische neben dem Adjektiv *hā mantikā* „die Wahrsagerische (Kunst)“, das Wort *mant(i)s* „Wahrsager, Weissager, Prophet“, eine Wortform, die nach allgemeiner Ansicht der Graezisten befremdlich ist, die „ziemlich vereinzelt dasteht“ [Frisk s.v.]

Für diese merkwürdigen Umstände ist die plausibelste Erklärung, dass das Griechische spätestens im -2. Jtsd. das in seiner semit. Formentwicklung klar durchschaubare semit. Wort *mantiq* mit seiner magischen Bedeutung „(aus dem Gürtel) reden“ eben aus dem Semitischen übernommen hat, dass dieses Wort aber entgegen dem Semitischen, wo es kein Adjektiv (Eigenschaftswort), sondern Nomen (Hauptwort) ist, wegen der semit. Wortendung *-iq* als mit der griech. Adjektivendung *-ik* versehen aufgefasst und so, vom Semitischen her gesehen falsch, als Adjektiv in das griech. Sprachsystem eingegliedert worden ist. Und von diesem fälschlicherweise als Adjektiv übernommenen Wort ist dann nachträglich als Wortneuschöpfung ein griech. Nomen (Hauptwort) gebildet worden, indem man die als griech. Adjektivendung falsch verstandene Endung *-iq/-ik* des semit. Wortes fortließ: griech. *mant(i)s* „Wahrsager“, welches Wort nun verständlicherweise in seiner Struktur befremdlich ist und im Griechischen „vereinzelt dasteht“. Diese Erklärung, die griech. *mantikā* als semitisches Fremdwort im Griechischen aufdeckt, wird dadurch unterstützt, dass im Griechischen noch ein weiteres Wort vorhanden ist, das mit dem arab. Wortstamm *t-q* („Kreis, Ring, Diadem“) zusammenhängt: Das griech. Wort *pittakion* „Briefchen“ ist seiner Herkunft nach strittig und ungeklärt [Frisk s.v.]. Es ist aber mit Recht schon mit dem arab. Wort *bitāqa* „Briefchen“ zusammengebracht worden in dem Sinne, dass dieses arab. Wort ein Lehnwort vom griech. *pittakion* her sei. Dieses arab. Wort ist aber seiner bedeutungsmäßigen Struktur nach klar durchschaubar: *bitāqa* bedeutet (Augment *bi-* = „mit“) „mit einem Ring (*tāq*, wie das magische Halsband der Taube) versehen“, denn „Briefchen“ waren im Altertum, wegen des durch Falten zu leicht brüchig werdenden Papyrus, Röllchen,

die durch eine Schleife oder einen Ring zusammengehalten wurden. Im übrigen bedeutet im Griech. *pittakion* auch einen „Wundverband“, was die Bedeutung „kreisförmiger Ring“ wiederholt. Da das griech. Wort *pittakion* im Gegensatz zum arab. *bitâqa* keine analytisch erkennbare Bedeutungsstruktur besitzt, ist klar, dass es vielmehr umgekehrt ist, als man bisher dachte: Das griech. Wort *pittakion* ist ein Lehnwort aus dem Semitischen.

Dies wieder ein Baustein für die These vom großen Einfluss des Semitischen (der Hebräer) auf das Griechische. Wie umwerfend groß dieser Einfluss war, wird erst am Ende dieser Untersuchungen klar vor Augen stehen.

Literatur

Hier vermisste Angaben werden sich in dem Buch finden, das u.a. diesem Artikel folgen wird.

Bächtold-Stäubli, Hanns (1927-1942): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*; Berlin (10 Bände)

Brandenburg, Hugo (1966): *Studien zur Mitra*, Münster

Dalman, Gustaf (1928-1942): *Arbeit u. Sitte in Palästina*, Hildesheim · Berlin

Foltin, H.-F. (1963): Die Kopfbedeckungen und ihre Bezeichnungen im Deutschen, Diss. Marburg

Frisk, Hjalmar (1973): *Griechisches etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg

Hermann, Alfred (1958): Mit der Hand singen; *Jhrb. f. Antike u. Christentum* Jg. 1, 105-108

Levinson, N. Peter (1972): *Kultsymbolik im AT u. im nachbiblischen Judentum*, 2 Bd., Stuttgart

Metzler, Dieter (2001): Die Freiheitsmütze vor der Revolution und in der Antike; in Riedel, Volker: *Die Freiheit und die Künste · Modelle und Realitäten von der Antike bis zum 18. Jahrhundert*, Stendal

Müller, Valentin K. (1915): *Der Polos*, Berlin

Pauly-Wissowa (1890-1980): *Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*; Stuttgart

Pedersen, Johannes (1914): *Der Eid bei den Semiten*, Straßburg

Schauer, Peter (1986): *Die Goldblechkegel der Bronzezeit. Ein Beitrag zur Kulturverbindung zwischen Orient und Mitteleuropa*, Bonn

Schwyzler, Eduard (1929): Profaner und heiliger Gürtel im alten Iran; *Wörter und Sachen* (12)

Vries, Jan de (1935): *Altgermanische Religionsgeschichte*, Berlin

Widengren, Geo (1952/53): Harlekintracht und Mönchskutte, Clownhut und Derwischmütze; *Orientalica Suecana II*. Uppsala, 41-111

Lüling, Günter, 91052 Erlangen, Liebigstr. 8

Das wüstentaugliche Dromedar

Produkt herkömmlich gesehener Evolution?

Mit zwei nichtbiologischen Anhängen · Heribert Illig

Für eine Prüfung von Evolutionsvorstellungen dienen heute vorzugsweise Bakterien oder Insekten, weil die Generationen sehr schnell aufeinander folgen. Trotzdem sollte man auch einen Blick auf ein großes Säugetier werfen, das mit einem Lebensraum zurechtkommt, der für fast alle anderen Großsäuger tödlich wäre. Denn in der Sahara überleben kleine Tiere viel leichter, da sie sich tagsüber in Höhlen oder im Sand verstecken können.

Das ist dem Dromedar nicht möglich. Mit seiner Körperlänge von bis 3,4 m, einer Schulterhöhe bis 2,3 m und einem Gewicht von 300 bis 700 kg [wiki → Dromedar] kann es nicht in kleine Höhlen oder Unterstände flüchten; aber es kann in sengender Sonne sogar schwere Lasten tragen. Welche Anpassungen kommen dem Dromedar (Art: *Camelus dromedarius*) aus der Gattung der Altweltkamele und der Familie der Kamele zugute? [Die Details stammen aus *ga.og, message, stuttgart.*]

Äußere Erscheinung

Am stärksten ist die Hitze mit bis zu 80° am Boden. Um überhaupt auftreten oder liegen zu können, sind die Fußsohlen, aber auch Knie, Fersen, Ellenbogen, Vorderfußwurzeln und Brustbein mit **dicken Schwielen** geschützt. Die Füße treten nur mit zwei Zehen auf und könnten deshalb schmal ausfallen. De facto führen zusätzliche Polster zu großen, **tellerartigen Fußsohlen**. Sie verhindern das Einsinken im Sand.

Im Vergleich etwa mit dem Pferd sind die **Beine** auffallend lang. Damit ist der Körper nicht so dicht am heißen Boden, der Bauch muss 'nur' noch 45° ertragen.

Auf dem Rücken kann das Tier sehr schnell ein Fettpolster von bis zu 25 kg aufbauen, seinen **Höcker**. Er ist nicht nur Energiespeicher, sondern auch Schutz gegen die direkte Sonnenbestrahlung.

Der **Körper** ist auffallend schmal und auch dadurch gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Ebenso ist das **Haarkleid** gerade auf der Oberseite dicht, fest und obendrein stark reflektierend. Zugleich bildet es eine Isolierschicht, die nachts gegen die Frostkälte schützt.

Die Sinnesorgane am Kopf sind speziell ausgebildet. So sind die großen **Augen** mit dichten Wimpern und starkem Tränenfluss gegen Sand und Staub geschützt, außerdem sind sie mit einem zusätzlichen, transparenten Lid (**Nick-**

haut) geschützt, wie wir sie sonst bei Reptilien und Vögeln kennen. Es tritt aber auch bei zahlreichen Säugetieren auf und dient als 'Schutzbrille' wie als 'Scheibenwischer'.

Ebenso sind die *Ohren* gegen das 'Sandstrahlgebläse' des Wüstenwinds geschützt: Sie sind klein und stark behaart. Die *Nüstern* sind durch einen zusätzlichen Muskel verschließbar. Die *Lefzen* sind stark beweglich und kommen – genauso wie *Schlund* und *Speiseröhre* – auch mit extrem dorniger oder stacheliger Pflanzennahrung zurecht. Das ist wichtig, weil gerade Wüstenpflanzen gegen Verbiss geschützt sind.

Absolut vorrangig ist der *Hitzeschutz*, der die Körpertemperatur und den Wasserhaushalt umfasst. Das Dromedar kann sich vor Überhitzung und damit 'Sonnenstich' durch Wärmeabgabe über die Haut, über Schwitzen und durch eine 'Thermostatregelung' schützen. Die hohen Flanken und der unbehaarte Bauch dienen besonders der *Verdunstung*. Damit kommen wir zum physiologischen Schutz, der in seiner Vielfalt und Konsequenz erstaunlich ist.

Allem voran: Ein ganz spezielles Organ, das nach dem Gegenstromprinzip arbeitet, schützt das *Gehirn* vor Überhitzung:

„Venen sammeln das gekühlte Blut und führen es zu einem zentralen Wärmetauscher unterhalb des Gehirns: Sinus cavernosus. Die Halsschlagader zum Gehirn wird durch diesen blutgefüllten Hohlraum hindurchgeführt. Dabei gabelt sich die Arterie zur Verbesserung des Wärmeaustausches in viele Kapillaren auf, die danach wieder zusammengeführt werden. Man spricht dabei von einem Wundernetz (*rete mirabile*). Das arterielle Blut wird dadurch um 2 bis 3 °C gekühlt.“ [stuttgart]

Auch bei anderen Paarhufern treten derartige Wundernetze auf (manchmal auch ohne bislang verstandenen Zweck). Schwerer verständlich ist dagegen das Auftreten bei ganz anderen Tieren wie Haien (Knorpelfisch) und Thunfischen (Knochenfisch), die in Umkehrung des Verfahrens wichtige Organe über der Temperatur des umgebenden Wassers halten.

Ein sonst selten genutzter Effekt ist die Schwankungsbreite der *Körpertemperatur* um bis zu 9°, das heißt ein möglicher Wechsel zwischen 33° und 42°. Damit kann das *Schwitzen* länger vermieden werden. Trotzdem kann das Tier schwitzen und dabei schadlos bis zu 25 % des Körpergewichts verlieren, ein für Lebewesen der gemäßigten Breiten verblüffender Effekt. Bei einem 500 kg schweren Exemplar sind das 125 kg!

Während hier das Wasser nicht gerade in Strömen fließt, sondern bei der Hitze verdunstet, geizt das Dromedar ansonsten mit jedem Tropfen Wasser.

So sind die *Nieren* in der Lage, den Harn sehr stark zu konzentrieren; zugleich kann es stark salzhaltige Nahrung fressen. Selbst dem Kot wird im *Enddarm* mehr Wasser als sonst bei Säugetieren üblich entzogen.

Wir Menschen kennen die Abgabe von Wasser beim *Atmen*. Beim Kamel ist dem ein Riegel vorgeschoben. In den *Nüstern* arbeitet eine Membran, die beim Ausatmen Feuchtigkeit zurückhält und beim Einatmen die Luft befeuchtet. Dadurch können zwei Drittel des sonst unvermeidlichen Wasserverlustes vermieden werden.

Der mehrkammerige *Wiederkäuermagen* hat mehr als 800 Speicherzellen für Wasser, die auch als Zwischenspeicher anzusehen sind.

Der *Fetthöcker* ist nicht nur Energie-, sondern auch Wasserspeicher. Bei der Verbrennung (Beta-Oxidation) von 1 Kilogramm Fett werden 1,1 kg Stoffwechselwasser erzeugt.

Damit kommen wir zu den Fähigkeiten zur *Wasseraufnahme*, die als extrem zu bezeichnen sind. Die Tiere können binnen 15 Minuten 150 Liter Wasser trinken, also den gleichen Körpergewichtsanteil wie beim Schwitzen. Zum Vergleich müsste ein Mann von 80 kg volle 20 kg 'ruckzuck' aufnehmen können. (Ein schiefer Vergleich: Rothenburg ob der Tauber spielt alljährlich den legendären Meistertrunk von 1631 nach, als sein Bürgermeister die protestantische Stadt dadurch vor Tilly und seinen kaiserlichen Truppen rettete, dass er 3,25 l Frankenwein in einem Zug trank. Das galt als fast übermenschlich. Selbst routinierte Biertrinker brauchen für etliche Maßen mehrere Stunden.)

Der menschliche Körper stürbe bei derart schneller Flüssigkeitzufuhr an einem Zuviel an Wasser, weil die roten Blutkörperchen platzen würden. Der Organismus des Kamels kann diese Wassermenge sehr schnell speichern, nicht nur im Magen und in der Blutflüssigkeit. Bei ihm können die *roten Blutkörperchen* um bis zu 240 Volumenprozent aufquellen. Um dabei nicht zu platzen, sind sie nicht rundlich, sondern oval, footballähnlich geformt (das gälte für alle Schwielensohler, von den aber allein die Familie der Kamel überdauert hat). Obendrein besitzt das Dromedar extrem viele rote Blutkörperchen.

Reziprok zu diesen Speicherfähigkeiten kann das Tier auch extrem viel Flüssigkeit verlieren: bis zu 40 % des Körpergewichts. Das würde sogar passionierte Saunafreunde ängstigen.

In Summe kann das Dromedar zwei Wochen ohne Nahrung und Wasser in der Wüste überleben. Leider scheint aus humaner Sicht der ästhetische Eindruck weniger von der Evolution gefördert worden zu sein als die phäno- und genotypische Spezialisierung:

„Dazu kommt, daß das Kamel in einer Weise ausdünstet, die den Bocksgestank als Wohlgeruch erscheinen läßt, daß es das Ohr durch sein Gebrüll ebenso martert wie die Nase durch seinen Gestank oder das Auge durch den gezwungenen Anblick seines unsäglich dumm aussehenden Kopfes auf dem langen Straußenhalse“ [Brehms Tierleben, 55].

Fragestellung

Das Dromedar ist es sicher wert, um an ihm das Wirken der Evolution zu studieren. Wir sind einer ganzen Reihe von Merkmalen begegnet, die dem Tier sein Überleben in der Wüste sichern. Darunter sind einige wenige, die ihm das Leben angenehmer machen, aber keineswegs sichern, etwa der Haarwuchs in den Ohren. Aber ohne die meisten anderen evolutiven Änderungen gäbe es kein Leben in den Höllentemperaturen der Wüste.

Heißt das nun, dass alle Ausprägungen sich auf einen Schlag entfaltet hätten? Das ist zunächst außerhalb aller Vorstellung, weil sie in physiologischer Sicht in ganz unterschiedlichen Genen angesiedelt sein müssten, ja auf verschiedenen Chromosomensträngen. Immerhin geht es nicht allein um Mutationen, die das Blutssystem betreffen, den -kreislauf, die -körperchen, sondern auch den Magen, den Darm, die Nieren, das Gehirn. Dazu treten die äußerlichen Änderungen: die Form des Körpers, die Länge der Beine, die partielle Behaarung, die Schließmuskeln für die Nüstern, weiter die physiologischen Veränderungen, die massiv in den Wasserhaushalt eingreifen. Wir müssen davon ausgehen, dass diese mutativen Veränderungen nicht auf einen Schlag eintraten. Wie dann?

Es kann nur sukzessiv gegangen sein. Hier gibt es zweierlei Abfolgen. Die eine wird in vielen, einander in einer Richtung verbessernden Mutationen ein bestimmtes Merkmal, z.B. die Fähigkeit für Wasseraufnahme, allmählich zu dem uns bekannten Extrem steigern. Die andere Abfolge bezieht sich darauf, dass es um mindestens zehn derartige Veränderungen an verschiedenen Organen geht, die aufeinander abgestimmt sein müssen. Warum?

Würden sich z.B. die Füße rasch zu der Tellerform entwickeln, mit der das Tier im Sand gut laufen kann, wäre das in keiner Weise hilfreich, solange sich der 'Hitzeschild' nicht verbessert, da es in der Sandwüste schnell einem Hitzschlag erliege. Oder es könnte sein Gehirn besser kühlen, diesen Vorteil aber nicht nutzen, weil ihm die Fähigkeiten des Wasserhaushaltens fehlen. Solange aber das Tier gar nicht in die Sandwüste vordringen kann, läuft es Gefahr, dass die großen Füße eher hinderlich sind.

Nach den Regeln der Selektion werden Mutationen wieder ausgesondert, wenn sie einen Nachteil bringen, möglicherweise auch dann, wenn sie keinen Vorteil bringen. Um beim Beispiel zu bleiben: Da die Tellerfüße auf anderem Terrain von großem Nachteil sein können – eine Gämse hätte wohl gar nicht die Lebenszeit, sich für derartigen 'Zugewinn' zu bedanken – würden sie als hemmend und lebensgefährlich wieder ausgeschieden.

So entsteht eine evolutive Zwickmühle: Wenn irgendwann, viele Jahrhundertaussend Jahre später alle anderen für das Dromedar relevanten Mutationen stattgefunden haben, würden die von der Selektion 'abgelehnten' Teller-

füße dringend gebraucht – denn was hilft das beste Hirnkühlaggregat, wenn das Dromedar nicht in die heiße Wüste vordringen kann? Es kann Jahrmillionen dauern, bis die Mutation ein zweites Mal auftritt und dann auch an Nachkommen weitergegeben werden kann. Ein aktuelles Beispiel: Bei manchen Goldfischen hat sich das Rückgrat am Ende aufgegabelt – die nun doppelte Schwanzflosse erfreut die Züchter. Das ist vor 400 Jahren geschehen; ohne den Menschen hätte diese Mutante vielleicht nicht überlebt, wie auch keine entsprechende Mutation in den Jahrmillionen bislang nachzuweisen ist [KABL 2014].

Wir wissen, dass ein Organ wie das Auge nicht auf einen Schlag entsteht, sondern sich in vielen Zwischenschritten bis zum heutigen Niveau entwickelt (und das nicht nur einmal, sondern gewissermaßen mehrmals parallel bei Wirbeltieren genauso wie bei Wirbellosen, etwa dem Kalmar). Bei den meisten Spezialanpassungen des Dromedars lassen sich sukzessive Verbesserungen annehmen, weil sie nicht ad hoc in Perfektion auftreten müssen – anders als etwa bei der Metamorphose der Insekten, bei der die Art sofort aussterben müsste, wenn sie nach der letzten Verwandlung nicht fortpflanzungsfähig wäre. So könnte das Kamel sukzessive immer weiter in die Wüste vordringen – vorausgesetzt, die sukzessiven Mutationen geschehen bei allen in Frage stehenden Organen annähernd synchron. Genau das kann aber nicht vorausgesetzt werden, weil jede Mutation rein zufällig auftritt. Wenn auch nur ein Organ in dieser Entwicklung zurückbleibt, bleiben alle sonstigen Spezialisierungen wertlos, sind möglicherweise sogar hinderlich.

Keiner der Mutation ist bei ihrem Auftreten anzusehen, ob sie dem Tier auf seinem Weg in die Wüste nützt, denn nicht einmal dieser Weg ist vorgegeben oder angepeilt. Und das Dromedar ist kein Bakterium, das sich ständig durch Zellteilung vermehrt. Vielmehr wird die Geschlechtsreife mit 3 bis 6 Jahren erreicht, die Tragezeit beträgt 12 bis 15 Monate, Zwillingsgeburten sind sehr selten.

Aber wenn sich das Tier in einem evolutiven Flaschenhals verfangen hat, muss es sich rasch verändern oder aussterben. Bekanntlich gibt es nach Aussterbeereignissen wie großen Impakten einen Neuanfang, den zahllose Mutationen begleiten. Wir müssen nur die zahllosen neuen Säugetierarten betrachten, die nach dem Saurierschnitt auftraten. Das aber heißt nichts anderes, als dass die Zahl der Mutation (unter anderem) abhängig ist von der Umweltsituation. Hier endigt der blanke Zufall und es setzt etwas ein, das noch nicht als Zielgerichtetheit bezeichnet werden kann, eher als Flucht vor Zerstörung und Ausrottung. Dazu ist auf die Forschungen und Bücher von Joachim Bauer zu verweisen, der auch für die *Zeitensprünge* einen Artikel verfasst hat [Bauer 2009].

Zwei wissenschaftliche Nachspiele

Amerika

Im letzten Jahr wurde ein zerborstenes Schienbein gefunden, das von einem Kamel stammen muss, obwohl es um ein Drittel größer ist als vergleichbare Funde in Nordafrika. Allerdings stammt der Fund von Ellesmere Island, jener kanadischen Insel in der Hocharktis, die am dichtesten bei Grönland liegt. Der Knochen entspricht Bergmanns Regel, wonach die Tiere zu den Polen hin immer größer werden (müssen), um die Relation von Körperoberfläche und -volumen gegen die Kälte zu verbessern. Das Alter des Knochens wird auf mehr als 3,4 Mio. Jahre geschätzt.

Seit langem ist bekannt, dass die Urkamele vor 40 bis 45 Mio. Jahren in Nordamerika entstanden sind – dies schreibt *Brehms Tierleben* schon 1916 [Strassen, 46] – und vor 6 bis 7 Mio. Jahren nach Asien hinüberwechseln konnten. Bei dem übergroßen Knochen wurde genau geprüft, das Kollagen des Knochens analysiert und verglichen.

„Die größte Übereinstimmung gab es, wie nicht anders erwartet, mit dem Yukon-Kamel [Alaska; HI] und, deutlich überraschender, mit den heute lebenden Dromedaren“ [scinexx].

Jetzt rätseln die Forscher, ob die Anpassungen an die Wüste ursprünglich Anpassungen an die Polarnacht waren, also an Temperaturen im Mittel zwischen -5° und $+3^{\circ}$. Sie sehen bereits die für uns übergroßen Tiere mit ihren tellerartigen Füßen über den Schnee trampeln, ganz im Vertrauen auf ihren energiespendenden Fetthöcker. Die großen Augen wären dann für die Polarnacht entstanden. Insofern ist eine alte Frage jetzt anders zu stellen. Einst ging es im Kreationismus-Streit um Inkonsequenzen des Schöpfers: „Darwin fragte sich auch, warum der Schöpfer so hervorragend angepasste Tiere wie Kamele nicht in alle Wüsten gesetzt hat“ [Paeger]. Die Antwort war schon damals, dass nicht überall die gleichen Veränderungen erfolgen (auch wenn genetische Mutationen noch nicht bekannt waren). Nun fragt sich eher, warum die Spezies derart exorbitante, kumulierte Fähigkeiten zur Wasserspeicherung bekommen hat, wenn sie einst im Schnee lebte.

Palästina

Im Februar fiel den Forschern Lidar Sapir-Hen und Erez Ben-Yosef von der Universität Tel Aviv auf, dass im *Alten Testament* das Höckertier deutlich zu früh auftritt. Sie untersuchten zum einen Kamelknochen von der arabischen Halbinsel; die zugehörigen Tiere gelten als noch nicht domestiziert und werden von ^{14}C -Messungen ans Ende des -2. Jtsd. datiert. Zum anderen untersuchten sie Kamelknochen aus der erzhaltigen und folglich schon im Altertum

minenbesetzten Senke zwischen Totem Meer und Aqaba – Teil des großen Afrikanischen Grabenbruchs, der vom See Genezareth bis weit nach Afrika hinein, bis auf die Höhe von Madagaskar verläuft. Die dortigen Funde sind insofern aussagekräftig, weil die Sedimentschichten das Urteil erlauben, es handele sich hier um die ältesten Knochenfunde der Region. Demzufolge stützt ¹⁴C die Meinung, dass die ersten domestizierten Kamele

„im letzten Drittel des zehnten Jahrhunderts v. Chr. in Israel auftauchen, also mindestens ein halbes Jahrtausend nach der Zeit der Erzväter und immer noch Jahrzehnte nach dem Königreich Davids“ [Weber].

So steht etwa im AT [Gen 24], dass Abrahams Großknecht zehn von den Kamelen seines Herrn nahm und für ihn auf Brautschau ging. Damit ist für Sapir-Hen und Erez Ben-Yosef klar, dass „die Kamele in die biblischen Texte hineingeschrieben wurden“ [Weber]. Ein Bibellexikon [Hennig] nennt weitere ‘zu frühe’ Stellen, am schönsten bei Jakob, der 30 säugende Kamele und ihre Füllen an Esau verschenkt [Gen 32,16].

Nun weiß man seit hundert Jahren, dass im alten Ägypten das Kamel, vor allem das domestizierte Kamel erst ungefähr im -7. Jh. auftritt und abgebildet wird. Dementsprechend führt Moses keine Kamele in der Exodus-Geschichte mit, sondern Rinder, Esel und Kleinvieh. Das frühere Erwähnen von Kamelen galt deshalb längst als anachronistischer Einschub.

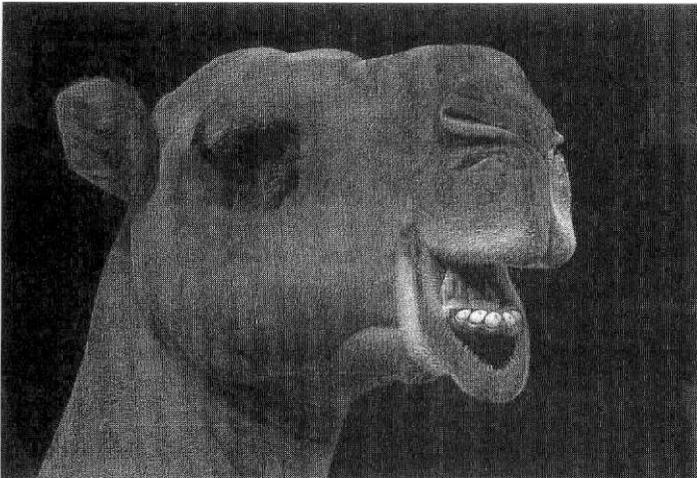
Es ist hier noch genauer hinzusehen: Sind die Kamele in vorhandene Texte eingefügt worden oder stammen die Texte selbst aus der Zeit, als das Kamel bereits ein vertrautes Haustier war? Dieselbe Frage hat uns beim Schekel beschäftigt, der ebenfalls viel zu früh bei den Erzvätern auftritt und archäologisch wie numismatisch in keiner Weise belegt werden kann, zumal die ersten Münzen erst um -600 bei den Lydern (in Sardeis) geprägt werden [Lydi-en]. Das gilt ebenso für Münzen des Zweistromlands [Heinsohn, 208, 218]. Nun stellen die beiden jüdischen Autoren fest:

„Zur beginnenden Eisenzeit ermöglichten wahrscheinlich diese ausdauernden und wenig anspruchsvollen Tragtiere einen ernsthaften Handel durch die riesigen Wüsten zwischen Süd-Arabien und den Ländern der Levante“ [Weber].

Nachdem das Dromedar viel mehr als ein Esel tragen und viel länger ohne Wasser auskommen kann, liegt es nahe, dass die ‘exportorientierte’ Ausbeutung dieser Minen überhaupt erst mit Domestizierung des Kamels möglich wurde. Damit hätte sich nicht allein das Kamel in ältere Geschichten verirrt, sondern das gesamte Umfeld, das Szenario stammt aus deutlich späterer Zeit. So wird auch von dieser Seite aus nahegelegt, dass u.a. die *Genesis* [= 1. Mos] erst eine gute Zeit nach der Verbreitung des Kamels geschrieben worden. Entsprechende religionsgeschichtliche Hinweise hat uns längst Karl Günther [2003a; b] gegeben.

Literatur

- Bauer, Joachim (2009): Kreative Strategien in der Biologie. Neue Erkenntnisse aus dem Genom-Projekten; *Zeitensprünge* 21 (3) 705-721
- (2008): *Das kooperative Gen – Abschied vom Darwinismus*; Hamburg
- Brehms Tierleben = Strassen, Otto zur (¹1916): *Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. Säugetiere – Vierter Band*; Leipzig · Wien
- Bulliet, Richard W. (1990): *The Camel and the Wheel*; New York (¹1975)
- gerha = www.fotocommunity.de → dromedar
- Günther, Karl (2003b): Wann ist die Bibel entstanden? Zusammenfassung bisheriger und neuer Überlegungen; *Zeitensprünge* 15 (1) 30-45
- (2003a): Nachtrag zum obigen Beitrag; *Zeitensprünge* 15 (2) 459
- Hennig, Kurt (³1990): *Jerusalem Bibel-Lexikon*; Neuhausen-Stuttgart
- ga.og = <http://www.ga.og.bw.schule.de/hp/unterricht/projekte/wueste2001/kamel.htm>
- Heinsohn, Gunnar (²2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Gräfelfing (¹1988)
- KABL (2014): Goldfisch mit Exzentrik; *SZ*, 03. 03.
- message = <http://www.spotlight-wissen.de/archiv/message/30807.html>
- lydien = http://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/43021927/vonKaenel_FoFra-2012_02_83-88.pdf
- Paeger, Jürgen (2006-2012): *Der Weg zur Vielfalt des Lebens: Die Evolution*;
<http://www.oekosystem-erde.de/html/evolution.html> gelesen 01. 03. 14
- scinexx (2013) = *Arktisches Riesenkamel entdeckt*; scinexx Das Wissensmagazin, 06. 03. <http://www.scinexx.de/wissen-aktuell-15702-2013-03-06.html>
- stuttgart = <http://www.uni-stuttgart.de/bio/bioinst/zoologie/exkursionen/sinai01/beduinen/kamele/camelidae.html>
- Weber, Christian (2014): Bibel-Autoren erfanden Kamele; *Süddeutsche.de*, 12. 02.



[gerha]

Wirklich viele Millionen Jahre alt?

Ungewöhnliche Funde in und an Saurier-Fossilien

Andreas Otte

Das sogenannte *Jehol Biotop* ist seit vielen Jahren eine Quelle ungewöhnlich gut erhaltener Fossilien. Es überdeckt zeitlich einen Teil der frühen Kreidezeit (131–120 Millionen Jahre) [Benton, 213]. Die Fundgebiete liegen in den Provinzen Liaoning und Hebei sowie dem autonomen Gebiet „Innere Mongolei“ im Nordosten Chinas. Oftmals zeichnen sich bei den Funden die Körperumrisse klar ab. Darüber hinaus finden sich auch Spuren der inneren Organe wie auch von Federn und Haaren. Die erhaltenen Strukturen sind oft nur teilmineralisiert und gewinnen nach der Auflösung der Mineralisierung ihre Elastizität zurück.

Nunmehr haben sich ähnlich ungewöhnliche Funde (z.B. Abb. 1) auch in den dem *Jehol Biotop* unterliegenden Daohugou-Schichten gefunden, die dem Jura entstammen sollen und deren Fossilien führenden Schichten (das *Daohugou-Biotop*) auf ein Alter von etwa 166–159 Millionen Jahre geschätzt werden [Sullivan, 248]. Getrennt durch 30 Mio. Jahre, aber in der gleichen geologischen Region finden sich hier zwei Biotope, die in Zukunft interessante Vorer-Nachher-Vergleiche erlauben werden. Die Daohugou-Funde werden wie folgt beschrieben: Unter ihnen

„fanden sich ungewöhnlich viele Fossilien kleiner bis mittlerer Größe – Dinosaurier und frühe gefiederte *Maniraptoren*, *Pterosaurier*, Reptilien und Amphibien, aber auch Säugetiere. Darunter zahlreiche Exoten wie *Castorocauda*, die mit einem typischen Plattschwanz bewehrt wie ein Biber geschwommen sein mag oder das Eichhörnchen-ähnliche *Volaticotherium*, das sich wie Gleithörnchen zumindest streckenweise durch die Luft bewegte. Jede Menge Vielfalt also, und das auch noch in ungewöhnlich guter Erhaltung.

Beim *Maniraptor Epidexipteryx* etwa sind nicht nur Federn bis in Details hinein zu erkennen, sogar Haut und andere Weichteile hat der Stein »überliefert«. Der Salamander *Chunerpeton* hat einen Abdruck im Fels hinterlassen, der fast an eine medizinische Aufnahme erinnert: Klar zeichnen sich seine Knochen ab – und darum herum die Silhouette seines Körpers, inklusive Hautstrukturen und den Umrissen seiner außen liegenden Kiemen.“ [Patalong]

Diese Funde sollen Anlass sein, sich einmal mehr mit dem Phänomen der ‘frischen’ Dinosaurierknochen zu beschäftigen. Seit Anfang der 90er Jahre wird

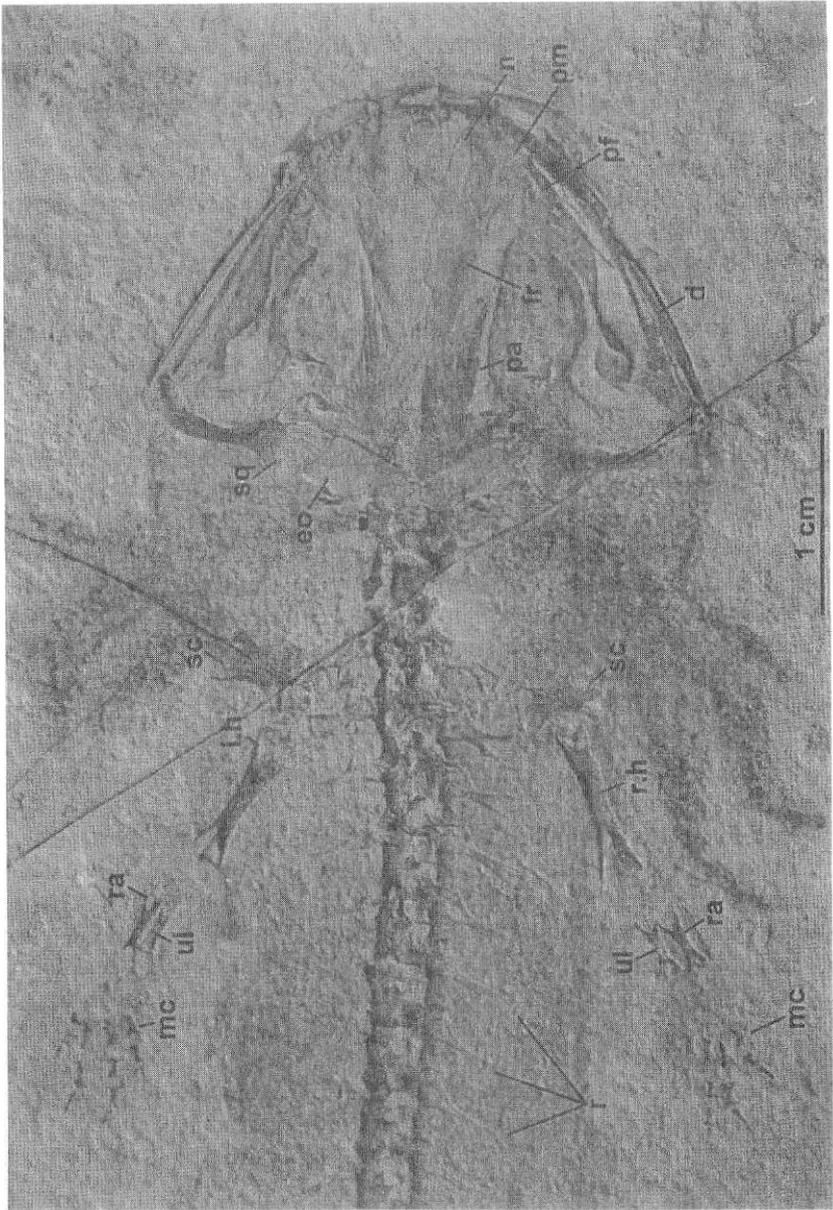


Abb. 1: Daohugou-Salamander *Chunerpeton tianyiensis* [Sullivan, 251]

die Fachwelt regelmäßig von immer neuen vergleichbaren Funden 'erschüttert'. Gunnar HEINSOHN hat die ersten Jahre dieser Untersuchungen 2006 in den *Zeitensprüngen* dokumentiert [Heinsohn]. 2007 ist der Nachweis von Collagen hinzugekommen [Schweitzer 2007], 2009 jener der instabilen Proteine Elastin und Laminin, sowie erneut Collagen [Schweitzer 2009]. 2012/13 wird von der Erhaltung von Knochenzellen (Osteozyten), sowie den Proteinen Aktin und Tubulin berichtet [Schweitzer 2013]. Außerdem liefert diese Untersuchung starke Hinweise auf Dinosaurier-DNS. Diese Proteine, wie vor allem auch DNS, zerfallen jedoch vergleichsweise schnell (nach spätestens 100.000 Jahren), daher stehen die Forscher nun vor dem Problem, die Existenz dieser Moleküle in 60–80 Millionen Jahre alten Funden zu erklären. Mary Schweitzer verfolgt auch weiterhin [vgl. Heinsohn, 211] ihre Überlegungen zur Rolle des Eisens bei der Konservierung der Weichteile [Schweitzer 2014]. Sie erreicht eine 200-fache Verlangsamung des Zerfalls von Straußenblut (Erhaltung über 2 Jahre statt 3 Tage) durch entsprechende Hämoglobinkonzentration, ist damit aber für die bis zu 200 Millionen erforderlichen Jahre immer noch um mehrere Größenordnungen von der erforderlichen Verlangsamungsrate entfernt.

Andere Forscher ziehen Vergleiche zu den menschlichen Überresten von Pompeji und vermuten eine weichteilkonservierende Wirkung durch vulkanische Aktivitäten [Jiang]. Besonders im *Jehol Biotop* wie auch im *Dahugou-Biotop* werden durch Vulkanausbrüche verursachte starke Tuff-Bänder mit den konservierten Körpern in Verbindung gebracht. Welche Ähnlichkeit die Jehol-Fossilien mit den verbrannten Körpern von Pompeji haben und wie Proteine und DNS diese Behandlung durch Millionen von Jahre überstehen können, muss allerdings unklar bleiben. Hier wird deutlich nach rettenden Strohhalmen gegriffen.

Das größte Problem für die Forscher sind aber nicht instabile Proteine und vermutete Dinosaurier-DNS, die es nach den vorgegebenen Zeiträumen nicht mehr geben dürfte: Seit Beginn der 90er Jahre häufen sich nämlich Berichte über den Nachweis von ^{14}C -Isotopen in Dinosaurierknochen. ^{14}C in Dinosaurierknochen ist eigentlich undenkbar, liegt doch die theoretische Messgrenze des Verfahrens mittels der modernen Beschleuniger-Massenspektrometrie (AMS) derzeit bei etwa 100.000 Jahren; Werte oberhalb von etwa 70.000 Jahren werden bereits mit einem Vorbehalt versehen. Die *Wikipedia* will sogar nur einen Anwendungsbereich bis 60.000 Jahre zugestehen [Wikipedia → Radiokarbonmethode]. Trotzdem findet sich messbares ^{14}C in angeblich Millionen von Jahren alten Fossilien. Die Messungen ergeben konkret ein Alter von weniger als 40.000 Jahren!

Die zunächst naheliegende Lösung ist, dass es sich um eine Kontamination der Fossilien mit „frischem“ ^{14}C handelt, die innerhalb der letzten 40.000 Jahre erfolgt sein müsste. Das ist in Einzelfällen durchaus denkbar. Da es sich

aber bei den ungewöhnlichen ^{14}C -Funden – jedenfalls nach kreationistisch beeinflussten Quellen – nicht um Einzelfälle, sondern inzwischen um die Regel handelt [DeYoung, 49], ist Kontamination als Ursache eher unwahrscheinlich. Zudem sollen die modernen AMS-Messungen alle Quellen für eine Kohlenstoff-Kontamination sorgfältig eliminieren können [DeYoung, 50]. 2012 wurden zudem auf dem *Western Pacific Geophysics Meeting* in Singapore (13.–17. August), einer Konferenz der *American Geophysical Union* (AGU) gemeinsam mit der *Asia Oceania Geosciences Society* (AOGS), interessante Ergebnisse über ^{14}C -Messungen an Dinosaurierknochen vorgetragen. Angeregt wurden diese Untersuchungen auch durch die oben erwähnten „frischen“ Fossilienfunde. Das Video des Vortrags ist auf *Youtube* verfügbar [Seiler]. Man kann also einen Eindruck von der angewandten Methodik und den Messergebnissen gewinnen. Interessant ist insbesondere, dass die Kohlenstoffkonzentration mit steigender Entfernung von den beprobten Fossilien abnimmt, was gegen eine Kontamination der Fossilien von Außen spricht.

Jeglicher Hinweis auf den Vortrag fehlt allerdings auf der Webseite der Konferenz. Glaubt man den kreationistisch beeinflussten Quellen, dann wurde das Abstract zum Vortrag nach der Konferenz entfernt, die präsentierten Ergebnisse waren offenbar für die Veranstalter nicht akzeptabel [Fischer]. Derzeit könnte man daher mit Blick auf die Konferenzwebseite glauben, es hätte diesen Vortrag nie gegeben. Es fällt jedoch auf, dass nur sieben 15-Minuten-Vorträge für den Zeitraum von zwei Stunden im Zeitplan aufgeführt werden [WPGM]. Der Abstract ist zudem auf der Konferenz-CD enthalten, die jeder der mehr als 2.000 Teilnehmer der Konferenz erhalten hat. Andererseits ist der Vortragende laut dem Abstract nicht die ursprünglich hierfür vorgesehene Person.

Wenn Kontamination tatsächlich nicht als Ursache für das gemessene ^{14}C in den Dinosaurierfossilien in Frage kommt, dann kann man bezüglich der zwei Aussagen:

1. Die Radiokarbonmethode ist funktionsfähig und liefert vertrauenswürdige Datierungen, und
 2. Alle Dinosaurierfossilien sind Millionen vom Jahren alt
- formulieren, dass sie nicht beide gleichzeitig wahr sein können. Eine von beiden oder auch beide sind falsch. Hier geht es an die Fundamente.

Literatur

- Benton, Michael J. u.a. (2008): The remarkable fossils from the Early Cretaceous Jehol Biota of China and how they have changed our knowledge of Mesozoic life; *Proceedings of the Geologists' Association*, 119, 209-228
- DeYoung, Don (2005): *Thousands...Not Billions*; Green Forest
- Fischer, John Michael (2014): *Dinosaur bones have been Carbon-14 dated to less*

- than 40,000 years; <http://newgeology.us/presentation48.html>
- Heinsohn, Gunnar (2006): Tyrannosaurus rex und seine taufrischen Blutgefäße; *Zeitensprünge* 18 (1) 208-212
- Jiang, Baoyu u.a. (2014): New evidence suggests pyroclastic flows are responsible for the remarkable preservation of the Jehol biota; *Nature Communications* 5, Article number 3151
- Patalong, Frank (2014): *Die Wahrheit über den Jurassic Park*; Spiegel-Online 05. 03. <http://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/jura-jurassische-fauna-mit-dinosauriern-a-ls-biotop-im-kontext-a-955773.html>
- Schweitzer, Mary u.a. (2014): A role for iron and oxygen chemistry in preserving soft tissues, cells and molecules from deep time; *Proceedings of the Royal Society Biological Sciences*, Vol. 281 No. 1775, 20132741
- Schweitzer, Mary u.a. (2013): Molecular analyses of dinosaur osteocytes support the presence of endogenous molecules; *Bone* 52 (1) 414-423
- Schweitzer, Mary u.a. (2009): Biomolecular characterization and protein sequences of the Campanian hadrosaur *B. canadensis*; *Science* 324 (5927) 626-631
- Schweitzer, Mary u.a. (2007): Analyses of soft tissue from *Tyrannosaurus rex* suggest the presence of protein; *Science* 316 (5822) 277-280
- Seiler, Thomas (2012): *A comparison of $\delta^{13}C$ and pMC values for ten Cretaceous to Jurassic dinosaur bones*; 15. 08.; AOGS-AGU (WPGM) 2012 Conference in Singapore; <http://www.youtube.com/watch?v=QbdH31UjPQ>
- Sullivan, Corwin u.a. (2014): The vertebrates of the Jurassic Daohugou Biota of northeastern China; *Journal of Vertebrate Paleontology*, Vol. 34 (2) 243-280
- Wikipedia (2014): *Radiokarbonmethode*; <http://de.wikipedia.org/wiki/Radiokarbonmethode>
- WPGM (2012): *BG02 - Biomarkers in Living Organisms, Particulate Matter, and Sediments and their Application in Paleolimnology, Paleoceanography, and Paleoclimate*; <http://www.asiaoceania.org/aogs2012/mars2/pubViewAbs.asp?sMode=session&slid=2&submit=Browse+Abstracts>

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Galilei und Kepler, Newton und Leibniz

Zwei Bücher über Zeitgenossen-Paare, die die moderne Naturwissenschaft prägten

Eine Rezension von Werner Frank

1. Padova, Thomas de (2009): *Das Weltgeheimnis – Kepler, Galilei und die Vermessung des Himmels*, 352 S., 20 Abb., Piper, München
2. Padova, Thomas de (2013): *Leibniz, Newton und die Erfindung der Zeit*, 347 S., 16 Abb., Piper, München

Anlass für diese Rezension war das Erscheinen des zweiten genannten Buches, jedoch führte dieses mich auch auf das erste. Zunächst: Was ist bei den Büchern gemeinsam?

Der Autor unternimmt den Versuch, die Beziehungen zwischen den beiden Paaren auf Grund eines bewundernswerten Quellenstudiums neu darzustellen. Beiden Büchern gemeinsam ist die Schilderung sowohl der freundschaftlichen als auch der konträren, teilweise sogar feindseligen Beziehungen der Individuen. Während über Galilei schrecklich viel geschrieben wurde, über Kepler viel, ist die Literatur über Newton schon spärlicher und die über Leibniz am spärlichsten.

Zunächst zum ersten Buch: Galilei lebte von 1564 bis 1642, Kepler von 1571 bis 1630. In drei Teilen mit den Titeln

- I. Der Blick durch das Fernrohr
- II. Der Italiener und der Deutsche
- III. Zwischen Himmel und Hölle

wird jeweils in aufeinander folgenden Kapiteln abwechselnd der Blick auf Lebensabschnitte der beiden so verschiedenen Gelehrten geworfen. Während Galilei in Pisa als schlecht bezahlter „Professor“ – heute würde man sagen: als Tutor – für Mathematik beginnt, wird Kepler ebenfalls schlecht bezahlter „Landschaftsmathematiker“ in Graz. Der erste Karrieresprung gelingt Galilei, als er 1592 Professor für Mathematik in Padua wird, wo er 16 Jahre verbleibt; Kepler wird der „Karrieresprung“ aufgezwungen, denn er wird als Lutheraner aus Graz vertrieben und landet als Assistent des damals hochberühmten „Kaiserlichen Mathematikers und Astronoms“ Tycho de Brahe in Prag. Kepler hat aus seinem Hang, die Elemente der Geometrie im Kosmos zu finden, sein erstes Hauptwerk, das *Mysterium Cosmographicum* verfasst, das ihm die Berufung nach Prag an den kaiserlichen Hof einbrachte.

1610: Galilei nutzt das aus Holland stammende Fernrohr zur Himmelsbeobachtung und entdeckt die Mondgebirge, vier Jupitermonde, die Phasen der Venus und dass die Milchstraße aus Myriaden von Sternen besteht. Ebenfalls 1610: Kepler legt sein zweites Hauptwerk vor, die *Astronomia Nova*, in welchem er den Lauf der Planeten untersucht, die beiden „Keplerschen Gesetze“, den Ellipsensatz und den Flächensatz darlegt. Ab dem Jahre 1610 resultiert der Briefwechsel zwischen den beiden Großen, der von Kepler intensiv geführt, von Galilei aber nur insoweit betrieben wird, als ihm die Zustimmung des inzwischen „Kaiserlichen Mathematikers“ als Karriere-Hilfsmittel dient. Beide ergreifen öffentlich Partei für das heliozentrische Weltbild des Kopernikus.

Kann man bis hierher noch von einer gewissen Parallelität der beiden Forscher sprechen, trafen die Lebenswege und die Grundanschauungen der beiden jetzt stark auseinander. Galilei verkämpft sich in Italien und vor allem in Rom für das kopernikanische Weltbild, das er glaubt, beweisen zu können, während dieses für Kepler eine Selbstverständlichkeit ist. In seinem Hang, die Geheimnisse des Schöpfers am Himmel aufzuspüren, findet dieser in seinem dritten Hauptwerk, *Harmonices Mundi* – verborgen unter einem Wust von Mystik –, sein drittes Gesetz, das die Sonnenabstände der Planeten mit ihren Umlaufzeiten verknüpft – wichtigste Grundlage für die sich entwickelnde rechnende Astronomie. Jetzt ist es möglich, im Kosmos Entfernungen zu bestimmen. Galilei gerät mit seinem zweiten Hauptwerk: *Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme, das ptolemäische und das kopernikanische* ins Visier der kirchlichen Inquisition.

Kepler vollendet sein großes Ephemeridenwerk, die *Rudolphinischen Tafeln* und muss die letzten Jahre seines Lebens um das ihm vorenthaltene Gehalt aus der kaiserlichen Kasse kämpfen – vergeblich. 1630 stirbt er darüber. Galilei, zum Hausarrest in Florenz verurteilt, rafft sich nochmals auf und schreibt seine *Discorsi*, die er aber vorsichtshalber in Leiden drucken lässt. Er stirbt 1642. Im gleichen Jahr wird Newton geboren.

De Padova entwirft ein äußerst lebendiges Bild der gemeinsamen Zeitspanne mit einer Fülle von Details, die das Lesen dieses Buches für den Interessierten zum Vergnügen machen. Die geistigen Strömungen, die er beschreibt, entwickeln sich vor dem Hintergrund der abendländischen Kirchenspaltung, ausgelöst durch Luthers Reformation 1517, und der daraus folgenden neuen Denkweise unaufhaltsam bis zum Zusammenstoß der „alten, aristotelischen, scholastischen Philosophie“ mit der neuen „*philosophia naturalis*“ welche Beobachtung und Experiment und die daraus folgenden Anschauungen in den Vordergrund stellt. Dieser Zusammenstoß, der unausweichlich war – man sollte ihn nicht nur an Galilei festmachen –, gipfelte in dem Inquisitionsprozess. Nicht verschwiegen sei, dass der Leser, dem die

wichtigsten Leistungen von Galilei und Kepler bekannt sind, natürlich den größeren Gewinn und das größere Vergnügen aus der Lektüre zieht. Dem 'Neuling' auf dem Feld der Geschichte der Naturwissenschaften wird es sicherlich Lust machen, sich auf Grund des rundherum gelungenen Zeitbildes näher in weitere Studien einzulassen. Soweit zum ersten Buch.

Das zweite behandelt ebenfalls zwei Zeitgenossen: Isaak Newton (1642–1727) und Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716). Es bietet bereits im Titel mit der „Erfindung der Zeit“ einen deutlichen Bezug zur Thematik der *Zeitensprünge*. Es folgt in der Grundkonzeption dem ersten mit den vier Hauptabschnitten:

- I. Zeit der Schatten
- II. Zeit der Uhren
- III. Zeit der Mathematik
- IV. Zeit der Unruhe

Die beiden Persönlichkeiten werden ausführlich geschildert: Beiden gemeinsam ist eine überragende mathematische Begabung und ein Hang zur Theologie. Newton als in sich gekehrter Denker und Experimentator, der am liebsten alle seine Erkenntnisse für sich behält und gedrängt werden muss, seine beiden Hauptwerke, *Opticks* und die *Philosophiae naturalis principia mathematica* überhaupt zu veröffentlichen, Leibniz, der Leipziger Professorensohn, der mit unvorstellbarem Fleiß nach strengem Stundenplan beinahe Tag und Nacht arbeitet, denkt und experimentiert, nicht weiß, ob er „seine Einfälle beim aufwachen überhaupt notieren kann“, dabei durch ganz Europa reist und mit Gott und der Welt korrespondiert – verschiedener könnten die zwei Gelehrten nicht sein.

Die Thematik des Buches gipfelt in den beiden unterschiedlichen Zeitkonzepten, dem von Newton:

„Die absolute, wahre und mathematische Zeit verfließt an sich und vermöge ihrer Natur gleichförmig und ohne Beziehung auf irgend einen Gegenstand“ [Padova 2013, 202],

und damit gekoppelt ist der absolute Raum „ohne Beziehung auf einen äußeren Gegenstand“. Zeit und Raum sind sozusagen leere Behälter, in denen sich alles Geschehen abspielt. Diesen Zeitbegriff gewinnt Newton aus dem fundamentalen Trägheitsgesetz, das auf Galilei fußt:

„Jeder Körper verharrt im Zustand der Ruhe oder gleichförmigen, geradlinigen Bewegung, solange er nicht durch einwirkende Kräfte gezwungen wird, seinen Zustand zu ändern“ [ebd. 201].

Ausführlich schildert de Padova den Weg, auf dem Newton so zu seinem absoluten Zeitbegriff gelangt. Dieser Zeitbegriff Newtons steckt hinter unserer heutigen „bürgerlichen Zeitanschauung“ – im weitesten und umfassend-

ten Sinn. Und aus den drei Keplerschen Gesetzen destilliert er sein fundamentales Gravitationsgesetz.

Anders dagegen Leibniz: Für ihn existiert kein privilegiertes Bezugssystem, Zeit und Raum werden von Menschen geschaffen auf Grund der „Relationen zwischen Dingen und Ereignissen“ – ein früher Hinweis auf die „Raum-Zeit“ Albert Einsteins und seiner Relativitätstheorie?

Beide gelangen in der Mathematik zur Behandlung krummliniger Bewegungsabläufe und kommen folgerichtig auf das, was wir heute Differential- und Integral-Rechnung nennen und die eines der mächtigsten Werkzeuge aller modernen Technik sind. Ein überaus hässlicher Prioritätsstreit zieht sich über Jahrzehnte, bis heute letztlich nicht geklärt, wobei Leibniz mit Genugtuung feststellen könnte, das seine Notation sich allgemein durchgesetzt hat.

Ausführlich wird die Entwicklung in Richtung nach immer kleineren Zeiteinheiten geschildert: Kamen Uhren bis ca. 1500 noch mit einem Stundenzeiger aus, so sind um 1650 Minutenzeiger dazu gekommen – und um 1700 dann auch Sekundenzeiger. Die Uhren werden „tragbar“, also Taschenuhren, und ermöglichen eine präzise „Taktung“ aller Lebensvorgänge. Ein besonders spannendes Kapitel ist die Lösung des Navigationsproblems auf See, das in der Mitführung eines „Marinechronometers“, welches die Zeit des Heimathafens konserviert und aus der Differenz von „Schiffsortzeit“ zur „Heimathafen-Zeit“ die geographische Länge des Standortes zu bestimmen gestattet – Lösung des Grundproblems der beginnenden Globalisierung.

Die Entwicklung unseres „mittleren Sonnentages“ gegenüber der Sternzeit wird dargelegt, was zur sog. „Zeitgleichung“ führt, aber nichts anderes ist, als die Zusammenhänge zwischen dem Konstrukt „mittlerer Sonnentag“ und der Erdrotation gegen den Fixsternhimmel darzustellen.

Alles lebendig und spannend geschrieben – lohnt sich zu lesen, bildet und unterhält zugleich. Ich kann beide Bücher nur wärmstens empfehlen.

Die ausführlichen Literaturverzeichnisse beider Bücher demonstrieren ein intensives Quellenstudium des Autors, schade, dass dies sich nicht in einem Sachverzeichnis niederschlägt. Möglicherweise ist dies dem Verlag zu schulden, aber es mindert den Wert dieser wissenschaftlichen Arbeiten stark.

Ebenfalls wünschte ich den Büchern etwas mehr erklärende Abbildungen. Dies würde sicherlich die Verkaufszahlen bei einer weiteren Auflage in die Höhe schnellen lassen. Solches ist z.B. bei Dava Sobels Buch *Längengrad* (Berlin-Verlag 1999) passiert, als die Neuauflage als „illustrierte Ausgabe“ herauskam.

Prof. Dr. Werner Frank, 91807 Solnhofen, Ferdinand-Arauner-Straße 4
wfxfrank@t-online.de

Fälscher, Täuscher und Gelehrte

Ein Fliegenschiss als Richtbeil

Heribert Illig

Es gibt im richtigen Leben richtige Wettkämpfe: den zwischen dopenden Sportlern und Dopingwächtern, den zwischen plagiiierenden Doktoranden und ihren Doktorvätern bzw. Plagiatsjägern, oder den zwischen Kunstfälschern und kaufwilligen Sammlern oder Wissenschaftlern. Diesen Auseinandersetzungen ist eigen, dass 'der Böse' immer die Nase vorne hat. Er wird die neuesten Chemikalien einsetzen, dem Internet unbekannte Literatur hervorkramen oder die Sammler mit immer raffinierteren Methoden täuschen.

Auf diesem Gebiet ist ein neuer Wettbewerb eröffnet worden: die Fälschung alter Bücher. Dafür gab es bislang keinen Markt, weil die Fälschung allzu aufwendig war – wie auch niemand 1 €-Stücke fälscht. Das ist nun anders geworden. Und selbst bei Büchern scheinen die Fälscher den zuständigen Gelehrten über zu sein.

Sidereus Nuncius

Am 12. März 1610 erschien in Venedig ein schmales Buch, dessen Titel fast länger scheint als der Inhalt, weshalb von den zwanzig Titelzeilen nur die Anfangsworte *Sidereus Nuncius*, *Sternenbote*, geläufig sind. Galilei hat es in größter Eile erstellt und drucken lassen, um die ersten mit dem Teleskop erzielten Ergebnisse zu verbreiten und Urheberrechte zu sichern. Am wichtigsten waren ihm fünf Bilder der Mondoberfläche, die in Radierungen wiedergegeben wurden, dazu Berichte über die vier Jupitermonde, deren Umlaufzeiten er bestimmen konnte. (In Parenthese: Offiziell gilt Galilei als Entdecker dieser vier Monde, doch hat Frank Keim zeigen können, dass bereits 105 Jahre vor Galilei der Maler Giorgione [Giorgio da Castelfranco, 1478–1510] diese Monde in seinem Gemälde *Die drei Philosophen* kryptisch darstellte [Keim 2009; vgl. Illig 2008]. Keim möchte dafür die Erfindung des Teleskops bis ins 15. Jh. zurückverlegen.)

Als Erfinder gilt der holländische Brillenschleifer Hans Lipperhay, der 1608 ein erstes Teleskop vorstellen konnte. Im Jahr darauf verbesserte es Galilei, 1611 konstruierte Johannes Kepler das erste astronomische Fernrohr. Da das Gerät nicht patentgeschützt war, hatte ab da jeder die Möglichkeit, ungeahnte Details am Himmel zu entdecken, weshalb es Galilei mit der Publikation seiner Himmelsentdeckungen pressierte. In unserem Zusammenhang geht es aber nicht um Galileis Forschungsergebnisse von 1610, die dazu bei-

tragen sollten, das heliozentrische Weltbild durchzusetzen, sondern um eine spezielle Variante seines Buchs.

Von den 550 gedruckten *Sternenboten* haben sich 83 Exemplare weltweit erhalten, die jedoch keineswegs einheitlich ausgefallen sind. So wechselt die Anzahl an Druckfehlern, weil während der Trockenzeit der einzelnen Blätter korrigiert und laufend nachgebessert worden ist. Das benutzte Papier war keineswegs einheitlich; außerdem hat Galilei 30 Exemplare ohne die fünf Radierungen, also mit freien Bildfeldern erhalten.

Im Juli 2005 bekam der Kunsthistoriker Horst BREDEKAMP im New Yorker Antiquariat Martayan Lan ein einzigartiges, rätselhaftes Exemplar gezeigt (= SNML). Auf der Titelseite war ganz unten handschriftlich vermerkt, dass Galileo Galilei es gemacht habe. Auf den freigehaltenen Bildfeldern waren farbige Tuschzeichnungen der Mondoberfläche eingetragen. Bredekamp sah vier Möglichkeiten: eine zeitgenössische oder eine spätere Kopie, ein echtes Dokument Galileis oder eine Fälschung. Er selbst war intensiv mit Galilei befasst, weil dieser betont habe, seine eigentliche Bestimmung wäre gewesen, Künstler zu werden, was sich dem Berliner Forscher mit diesen Tuschzeichnungen zu bestätigen schien. Es ging um seine These, dass

„die Zeichenkunst Galileis als ein wesentliches Instrument seiner Forschungen zu verstehen sei, Galileis naturwissenschaftlicher Erkenntnisprozess quasi beim künstlerischen Zeichnen erfolgt sei“ [wiki → Horst Bredekamp].

Dafür wurden noch im Jahr 2005 Untersuchungen am Berliner Kupferstichkabinett angestellt, deren Ergebnisse in BREDEKAMPS Galilei-Buch von 2007 einfließen. 2008 wurden am selben Ort weitere Untersuchungen und Vergleiche angestellt, darüber hinaus in Princeton von dem Bibliothekar Paul NEEDHAM an allen bekannten Exemplaren des *Sternenboten*. Ab da war bekannt, dass es tatsächlich nur sehr wenige Exemplare mit den leergelassenen Radierungsplätzen gab, nur ein einziges mit dort platzierten Tuschzeichnungen und keine zwei identische Exemplare, was die Papiersorten angeht. Dank dieser Ergebnisse konnte eine Fälschung praktisch ausgeschlossen werden, wie BREDEKAMP im Januar 2012 noch einmal versicherte und argumentativ bekräftigte:

„• Der SNML befindet sich in einer Bindung aus dem 17. Jahrhundert, aus der er nie entfernt wurde.

- Er besteht aus Druckfahnenpapier.
- Sein Text ist die noch mit zahlreichen Druckfehlern durchsetzte Fassung der ersten Korrekturfahne.
- Die Signatur Galileis und der Stempel der Accademia dei Lincei auf der Titelseite weisen darauf hin, dass Galilei dieses Exemplar bei seiner Aufnahme [1612] in die Akademie dieser übereignet hat.
- Alle verwendeten Materialien – wie Papier, Druckerschwärze und Tu-

S I D E R E V S N V N C I V S

MAGNA, LONGEQVE ADMIRABILIA
Spectacula pandens, suspiciendaque proponens
vnicuique, præsertim verò

PHILOSOPHIS, atq; ASTRONOMIS, qua à
GALILEO GALILEO
PATRITIO FLORENTINO

Patauini Gymnasij Publico Mathematico

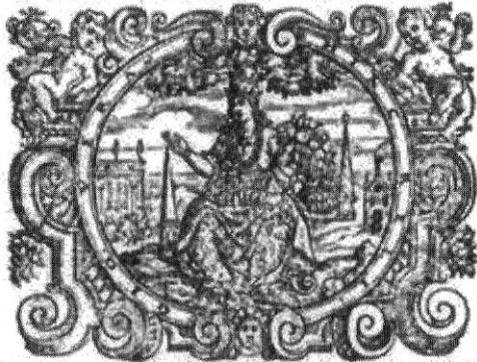
PERSPICILLI

Nuper à se reperi beneficio sunt obseruata in LP^{RI}N, ÆFACIE, FIXIS IN-
NUMERIS, LACTEO CIRCVLO, STELLIS NEBVLOSIS,

Apprime verò in

QVATVOR PLANETIS
Circa IOVIS Stellam disparibus interuallis, atque periodis, celesti-
tate mirabili circumuolatis; quos, nemini in hanc vsque
diem cognitos, nouissimè Author depre-
hendit primus; atque

MEDICEA SIDERA A NUNCVPANDOS DECREVIT.



VENETIIS, Apud Thomam Baglionum. M D C X.

Superiorum Permissu, & Privilegio.

Titelseite von Galileis *Sternenboten*, 1610, hier das der Faksimile-Ausgabe von 1964. Der die Fälschung entlarvende 'Fliegenschiss' zeigt sich direkt vor dem „P“ des letzten Worts, „Privilegio“ [wiki ↔ Sidereus Nuncius].

sche – waren in dieser Form zu Beginn des 17. Jahrhunderts gebräuchlich.

- Spuren wiesen darauf hin, dass die Zeichnungen auf Kupferplatten übertragen wurden, mit denen schließlich in einem zweiten Druckprozess die Radierungen in den anderen Exemplaren gedruckt wurden.
- Der Stil der Mondzeichnungen ist der gleiche, den Galilei für seine späteren Zeichnungen des Mondes nutzte“ [Reichert 2014a].
- Die Wahl des akademischen Wappentiers, des scharfsichtigen Luchses, war für BREDEKAMP „„eine Verteidigung der optischen Instrumente““ [Bahners].
- Die Radierungen folgen den neu aufgetauchten Tuschzeichnungen.
- Der SNML kann auch keine spätere Kopie sein.
- Die Detail erlauben, „einen Blick auf die Motorik von Galileis Vorgehen“, indirekt auf seine „psychologische Disposition“ zu Anfang 1610.
- Kein Buch außer der Gutenberg-Bibel dürfte so gut geprüft worden sein.

BREDEKAMP wollte sogar so weit gehen,

„die Unmöglichkeit einer Fälschung zu demonstrieren – was logisch selbst ein Ding der Unmöglichkeit ist. Seine Argumente waren stilistischer und kunstpsychologischer Natur“ [Bahners].

Die Aufdeckung der Fälschung

Dieses absolut sicher erscheinende Thesengebäude kam nicht ins Wanken, sondern stürzte 2012 mit einem Schlag zusammen. Für den US-amerikanischen Historiker Nick WILDING war zunächst der Stempel auf dem Titelblatt dubios, fiel ihm doch ein Querstrich auf, der bei keinem Gegenstück auftrat. Dann störte ihn ein 'Fliegenschiss', ein kleiner Fleck, der nicht vom Druck herrührte und damit einmalig sein müsste. Doch ihn gibt es auch in der Faksimile-Ausgabe, die 1964 zum 400. Geburtstag von Galilei hergestellt worden war, nicht aber im ihr zugrunde liegenden Exemplar der Sternwarte Mailand. Also musste der SNML von ihr abkopiert und damit eine Fälschung sein. Das erfuhr und akzeptierte BREDEKAMP im Jahr 2012, worauf er mit seinem Team den dubiosen *Sternenboten* ein zweites Mal untersuchte (Mai bis Oktober 2012), dann wurde weitergeforscht, bis sich Anfang 2013 eine Baumwollfaser im Papier zeigte. Danach wurde das für ihn vernichtende Ergebnis als dritter Band von *Galileo's O* zur Veröffentlichung vorbereitet [Reichert 2014b]. Das geschah im Januar 2014. (Bereits im Dezember erschien in *The New Yorker* ein vorgreifendes Interview BREDEKAMPS durch Nicholas Schmidle. Dort wird der Kunsthistoriker zur Möglichkeit der Fälschung befragt. Wenn es sich um eine handelt, „dann könnte die Wissenschaftsgeschichte ihre Tore schließen“ [Schmidle; Übers. HI]). Später gab BREDEKAMP Sarah Schaschek und Thomas de

Padova im Berliner *Tagesspiegel* [beide 2014] Interviews, denen das Weitere entnommen ist.

- „Bisher dachte man, historische Bücher könne man nicht fälschen“, doch das war nur einer der Irrtümer:
- Der Einband war alt, doch die Bindung war neu.
- Nur die 80 Seiten des *Sternenboten* waren gefälscht, der beigegebundene *Discorso* und weitere Werke Galileis waren echt;
- „Das Papierformat des falschen »Boten« war zu groß, die Wasserzeichen schlampig, es wimmelte von Druckfehlern. Doch die Wissenschaftler dachten, vor ihnen läge eine frühe Korrekturfahne, gedruckt auf Papierresten.“
- Dem Stempel auf der Titelseite fehlte eine Querlinie.
- Man hatte das Papier nur an der Oberfläche mit Röntgenfluoreszenzanalyse und Infrarotreflektografie untersucht. Als man später eine Papierprobe nahm, fanden sich Baumwollfasern, wie sie erst ab 1930 verwendet wurden.
- Bei anderen Ausgaben trat immer wieder ein gebrochenes „L“ auf, nicht aber beim SNML.
- Eine der Mondabbildungen ist um 90° gekippt. Das war seit 2009 dank Owen GINGERICH, Astronomie-Professor em. in Harvard, bekannt und aufgeklärt, aber in Berlin als irrelevant übergangen worden. „Im Buch ist diese Position sinnlos, weil Galilei ja die Abfolge der Mondphasen aus derselben Perspektive illustrieren will“ [Gingerich lt. Bahners]. Doch BREDEKAMP ignorierte GINGERICHS Einwand [ebd.].
- Der fälschende Maler hat Details beachtet, von denen BREDEKAMP dachte, sie seien ihm als einzigem aufgefallen.
- Der Unterschreibende auf dem Titelblatt führte die Feder „mit beträchtlichem Druck“, was BREDEKAMPS These zu bestätigen schien, dass Galilei bei diesem Buch sein eigener Stecher gewesen war. BREDEKAMP: „Kaum ist denkbar, dass ein Nachahmer oder Fälscher auf ein solche Eigenart hätte kommen können“ [lt. Bahners]. Das erinnert an den „etwas zittrigen Duktus“ eines Strichs von nicht einmal 3 cm Länge, an dem Rudolf SCHIEFFER Kaiser Otto III. als persönlich und eigenhändig Vollziehenden einer Urkunde erkannt haben wollte [Faußner, 34-37].
- Die Provenienzforschung war völlig ungenügend (s. nächsten Abschnitt).

Das Fachwissen wie das Können des oder der Fälscher ist für BREDEKAMP weiterhin ein Rätsel.

„Wissen Sie, wie De Caro es gemacht hat. »Nein,« sagte er, »es ist ein Meisterwerk«“ [Schmidle].

„Für mich bleibt ein Phänomen, wie der Maler, der die Zeichnungen gefälscht hat, bis in die Tiefe des Stils nachzuahmen vermochte. Vor

allem ist unklar, warum Druckerschwärze, die auf den Hauptlinien der Zeichnungen liegt, eingesetzt wurde. Sie ist zunächst so unscheinbar, dass nicht sicher sein konnte, ob sie je entdeckt werden würde. Dasselbe gilt für das Phänomen des Schattendrucks, der immer dann auftaucht, wenn der Drucker versehentlich zwei Papierlagen statt nur einer bedruckt hat. In solchen Fällen muss die untere Seite nochmals bedruckt werden, wobei dann die bereits eingepressten Buchstaben als Druckschatten zu sehen sind. Nur wenige Spezialisten kennen überhaupt dieses Problem. Wie all diese Kenntnisse zusammengebracht werden konnten, ist eine Frage, die wahrscheinlich nur die Polizei oder ein Psychologe zu klären vermag“ [Reichert 2014b].

Zur Herkunft des Buches

Das amerikanische Auktionshaus hat SNML von Marino Massimo De Caro angekauft,

„einem Privatgelehrten mit abgebrochenem Jurastudium, der mit alten Büchern handelte und als Lobbyist für einen russischen Energiekonzern tätig war, bevor er im April 2011 unter der Regierung Berlusconi zum Sonderberater des Kulturministeriums und Aufseher über die italienischen Gelehrtenbibliotheken ernannt wurde.“ [Bahners]

Fälschungsspezialist Anthony GRAFTON kommentierte das trocken:

„Nur zwei Monate nach seinem Dienstantritt sorgte De Caro dafür, dass er zum Direktor der Girolamini-Bibliothek in Neapel eingesetzt wurde, der nach den Statuten des Hauses eigentlich ein Geistlicher hätte sein müssen [...]

Fabelhaft, dass in dem Land, in dem jedermann Doktor ist, der einzige Mann zum Direktor der Girolamini-Bibliothek gemacht wird, der keinen Dokortitel hat!“ [Grafton lt. Bahners].

Der 1973 geborene De Caro wurde erst auf Vermittlung des Berlusconi-Vertrauten Marcello Dell’Utri, einem rechtskräftig verurteilten Mafioso aus Palermo, zum Leiter dieser ältesten Bibliothek Neapels ernannt, die er bis zu seiner Verhaftung nach wenigen Monaten um Tausende von Büchern bestohlen hat, unter Beseitigung aller Spuren wie etwa Karteikarten. Er wurde deshalb für sieben Jahre unter Hausarrest gestellt (ähnlich wie sein oberster Protegé, der ihn allerdings gar nicht erst antritt). Der Polizei ist er mittlerweile als Hochstapler bekannt, der sich mehrerer Hochschulabschlüsse und Professuren rühmte. Seine nicht abgeschlossene akademische Ausbildung und sein ignoriertes Galilei-Buch mögen zu seiner Fälschungs-Motivation gehört haben [wiki → Marcello Dell’Utri; → Marino Massimo de Caro; Klüver]. De Caro will im Übrigen einen argentinischen Maler mit der Ausführung der Tuschzeichnung

gen beauftragt haben. Und er hat ein Rezept für Zeitensprünge ersonnen: Man nehme ein Buch, aus heutigem Papier gefertigt, schiebe es bei 250° mit etwas Salzsäure ins Bratrohr, dann sind **20 Minuten so gut wie 400 Jahre!** [Speicher; Hvhg. HI].

Dieses Rezept kam auch bei SNML zum Einsatz, das ihm die New Yorker Händler für 500.000 \$ abgekauft haben. BREDEKAMP scheint der Hinweis auf einen angeblichen argentinischen Freimaurer als Vorbesitzer genügt zu haben, um von einem „provenienzzugesicherten Besitz“ zu sprechen.

„Zur Vorgeschichte des Buches [...] steht in Galilei der Künstler nur ein einziger Satz: »Seine Provenienz kann über eine südamerikanische Privatsammlung bis in das neunzehnte Jahrhundert zurückverfolgt werden.« Soll man von einer Hemmung sprechen, sich aufklärend den zwei dunklen Jahrhunderten Vorbesitz zwischen 1610 und der angeblichen Sichtung irgendwo in Südamerika zuzuwenden?“ [Bahners]

Im Interview mit Uwe Reichert [2014b] äußert sich BREDEKAMP im Rückblick souverän:

„Weitere Nachforschungen haben wir nicht angestellt, weil die Erklärung des Besitzers eindeutig war und keine Verdachtsmomente im Raum standen. Wir waren uns im Übrigen sicher, dass wir eine Fälschung zweifelsfrei als solche bestimmen könnten.“

Zur Aufdeckung

„Großer Technikapparat sollte die Echtheit beweisen. Das Gegenteil bewies klassische Einzelforschung. [...] Verdacht haben aber nicht reine Techniker gewittert, sondern Kenner der Buchdruck- und Wissenschaftsgeschichte“ [Speicher].

Diese Einschätzungen lassen beiden Seiten Spielraum. Die Techniker betonen, dass sie keine Materialproben entnehmen durften und so weder die Baumwollfasern finden noch eine ¹⁴C-Probe machen konnten. Die Kenner werden dabei bleiben, dass es besser ist, einen Stempelabdruck mit einem anderen zu vergleichen oder Provenienzforschung zu betreiben, anstatt z.B. einen Klapparatismus wie das Frankfurter ¹⁴C-Messgerät des abiturlosen Prof. (1. Dr. unbelegt, 2. Dr. aberkannt) Reiner Protsch von Zieten (eigenen Adels) anzuwerfen [vgl. Illig 2004; 2009].

„Es war ein großer Auftritt nicht nur, aber vor allem der deutschen Wissenschaft. Eine Reihe bestens ausgewiesener Fachleute hatten mitgeschrieben, Max-Planck-Gesellschaft, Alexander von Humboldt-Stiftung und die Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung hatten das Projekt unterstützt. Bredekamp ist einer der angesehensten Männer seines Faches und der deutschen Geisteswissenschaften überhaupt. Der Auf-

wand, der hier getrieben werden konnte, verdankte sich seiner exzeptionellen Geltung.“ [Speicher].

Es lässt sich jedoch auch als Kampf der Forschungskulturen sehen:

„Auf der einen Seite stehen Wissenschaftshistoriker, die vom astronomischen Befund ausgehen, auf der anderen Seite Kulturwissenschaftler, die naturkundliche Texte interpretieren wie Kunstwerke“ [Bahners].

Hinfällige Forschungsergebnisse

BREDEKAMP musste die Ergebnisse seiner Forschungsgruppe wie seine eigenen Thesen verabschieden:

„Galilei, Hobbes und Leibniz haben »das motorische Denken in Bildern favorisiert«. Bredekamp versteht die zeichnende Hand als Denkorgan, das im Zuge des wissenschaftlichen Fortschritts verkümmert sei“ [Bahners].

Das war ihm zur Annahme der „Ausblendung, Geringschätzung oder gar Verachtung des Visuellen“ im Abendland gereift. BREDEKAMP sah und sieht das völlig anders, war doch sein Buch *Galilei der Künstler* schon weit vorangeschritten, bevor er SNML überhaupt zu Gesicht bekam. Apokalyptisches steuerte der Philosoph Wolfgang HOGREBE bei: „Um nichts Geringeres handele es sich als um ein »letztes Aufglühen der von Humboldt konzipierten Universität in Deutschland vor ihrem politisch gewollten Kollaps«“ [ebd.].

„Man mag allerdings geneigt sein, einer Methode, die das Unverwechselbare eines Zeichners im Nebeneinander von Fahrigkeit, also Ungenauigkeit, und Genauigkeit findet, keine hohe Genauigkeit zuzutrauen“ [Bahners].

Bei der gesamten Arbeitsgruppe scheint *Bahners* dasselbe Denkmodell wiedergefunden zu haben:

„Aus Stilgutachten über Kunstwerke ist die Figur bekannt, das untersuchte Werk sei unbezweifelten Werken desselben Künstlers hinreichend ähnlich und hinreichend unähnlich, um für echt erklärt zu werden.“

BREDEKAMP hat in der Niederlage zu einem Argumentationsstil gefunden, der einem Wissenschaftler mehr als fremd sein müsste:

„Nach Erstellung eines Stammbaums der Druckfehler folgte Bredekamp, dass der *Sidereus Nuncius* der Grazer Universitätsbibliothek unmittelbar nach dem New Yorker Exemplar [SNML] gedruckt worden sei. Heute sagt er: »Diese Beobachtung hat sich als richtig erwiesen, aber aus umgekehrter Richtung: Es hat sich gezeigt, dass Teile der New Yorker Fälschung nach dem Grazer Buch hergestellt wurden«“ [Bahners].

Somit hätte BREDEKAMP die Echtheit des SNML bewiesen – nur in umgekehrter Richtung als Fälschung. Es sieht so aus, als habe er sich im Lauf seiner Arbeit ebenfalls als Künstler wahrgenommen, vielleicht auch Galilei-gleich:

„Es bleibt nach wie vor ein Rätsel für mich, wie der Maler die stilistischen Finessen besitzen kann, Detailbeobachtungen umzusetzen, die ich nur nach langer Beschäftigung mit dem Original unter der Lupe habe wahrnehmen können und über die auch niemand sonst geschrieben hat“ [Bredenkamp lt. Padova].

Ein Künstler würde aber diese ganze Argumentation weder benutzen noch benötigen, weil er andere Ausdrucksmöglichkeiten hat und sie auch vorzieht. Insofern bleibt BREDEKAMP eine Art von Wechselbalg zwischen Künstler und Wissenschaftler, der für beide Sphären verloren ist, aber mit heiligem Ernst unverdrossen Schaum schlägt, wie sein aktuelles Buch über Karl den Großen beweist (s. S. 45), zielt er doch „auf eine Erkenntnistheorie, «die im Sichtbaren zur Transparenz ihrer selbst gelangt»“ [Bahners].

Sicher ist eins: Alles was die Berliner Arbeitsgruppe in ihrem dritten Band [2014] über den vom Himmel gefallenen *Sternenboten* veröffentlicht, mag von der Allgemeinheit ignoriert werden, nicht aber von den Fälschern. Für alle übrigen bleibt die Botschaft, dass man gar nicht genug prüfend hinsehen kann, alle zur Verfügung stehende Technik auch einsetzen und sich seiner eigenen Wunschvorstellungen erwehren muss. Das gilt eins zu eins auch für einzelne Schriftstücke, also Urkunden, die man nicht allein Paläographen, Diplomatikern und Schönggeistern anvertrauen sollte.

P.S.

In der Literaturliste taucht wiederholt BREDEKAMPS Reihentitel *Galileo's O* auf, bei Bahners sogar süffisant vermengt mit der *Geschichte der O*. von Anne Desclos alias Dominique Aury alias Pauline Réage. Bei Galilei geht es dagegen katholisch-sittsam zu. BREDEKAMP fiel auf, dass Galilei auf dem Titelblatt genannt wird als „GALILEO GALILEO“ und so mit dem großen Giotto in der Anzahl der O gleichgezogen habe, mit jenem Giotto, der freihändig einen Kreis habe zeichnen können – also Giottos O. So habe sich Galilei zum zweiten Giotto und damit zum Künstler stilisiert [Bahners]. Auf dem SNML-Titelblatt steht aber in fast gleichgroßen Versalien „GALILEO GALILEO PATRITIO FLORENTINO“, womit der große GIOTTO DI BONDONE sogar noch um ein O übertroffen worden wäre. Aber wäre das nicht ein arg pubertäres Spiel?

Literatur

- Bahners, Patrick (2014): Die (Lügen-)Geschichte des O; *FAZ*, 22. 01.
Bredenkamp, Horst (2012): Die Geschichte von Galileos O. Ein Forschungsbericht zum Sidereus Nuncius; *Sterne und Weltraum*, Nr. 1/2012, Januar
- (2007): *Galilei der Künstler · Der Mond, die Sonne, die Hand*; Berlin
Bredenkamp, Horst / Brückle, Irene / Needham, Paul (Hg. 2014): *Galileo's O · A Gali-*

- leo forgery* · *Unmasking the New York Sidereus Nuncius (Vol. 3)*; Berlin
- Bredenkamp, Horst / Brückle, Irene (Hg. 2011): *Galileo's Sidereus Nuncius · A comparison of the proof copy (New York) with other paradigmatic copies (Galileo's O Vol. 1*; ed. Bredenkamp, Horst); Berlin
- Faußner, Hans Constantin (1997): *Königsurkundenfälschungen Wibalds von Stablo*; Hannover
- Illig, Heribert (2009): Hat es sich ausgeprotst? Eine fast surreale Szene; *Zeiten-sprünge* 21 (2) 488-491
- (2008): Giorgione als Ausnahme-Astronom. Franz Keim entdeckt den Entdecker der Jupitermonde; *Zeiten-sprünge* 20 (1) 237-240
 - (2004): C14: einmal mehr desavouiert. Causa Reiner Protsch von Zieten; *Zeiten-sprünge* 16 (3) 497-502
- Keim, Frank (2009): *Die Entdeckung der Jupitermonde 105 Jahre vor Galilei*; Frankfurt/M. et al.
- Klüver, Henning (2012): Bock und Bibliothekar; *sueddeutsche.de*, 17. 08.
- Needham, Paul (2011): *Galileo makes a book · The first edition of Sidereus Nuncius, Venice 1610 (Galileo's O, Vol. 2*, ed. Bredenkamp, Horst); Berlin
- Padova, Thomas de (2014): Gefälschte Galilei-Zeichnungen. „Es traf uns wie ein Blitz“; *Der Tagesspiegel*, Berlin, 12. 02.
- Reichert, Uwe (2014b): Eine neue Dimension der Fälschung. Interview mit Horst Bredenkamp; *Sterne und Weltraum*, 16. 02. (pdf-Datei)
- (2014a): Der gefälschte Sternbote; *Sterne und Weltraum*, 16. 02. (pdf-Datei)
- Schaschek, Sarah (2014): Spektakuläre Galileo-Fälschung · Tatort „Sternbote“; *Der Tagesspiegel*, Berlin, 16. 02.
- Schmidle, Nicholas (2013): A very rare book. The mystery surrounding a copy of Galileo's pivotal treatise; *The New Yorker*; 16. 12.
- Auszug: <http://www.examiner.com/article/nick-schmidle-interviews-book-thief-forg-er-m-m-de-caro-for-the-new-yorker>
- Speicher, Stephan (2013): Hinter dem Mond; *SZ*, 21. 12.
- STSP (2014): Der gefälschte Sternbote (Anhang zu Schrader, Christopher: Auf Umwegen zur Revolution; *SZ*, 15. 02.
- wiki = *Wikipedia* · *Die freie Enzyklopädie*; <http://de.wikipedia.org/wiki/> ↔ Artikel

Alte und neue Literaturfunde

durch Heribert Illig

Flaubert, Gustave (1881): *Bouvard und Pécuchet*; Paris [= F.]

Ein seltsamer Schelmenroman hat Flaubert rund 20 Jahre, ein volles Drittel seines Lebens, lang beschäftigt; er blieb unvollendet und erschien erst posthum. Darin lässt er die beiden Titelhelden immer neue Gebiete erkunden, dilettantisch durchdringen und bald wieder aufgeben. Die vorgeführten Geschehnisse haben trotz seines Anprangerns Nachfolger gefunden.

„Sechs Monate später waren sie Archäologen geworden“ [F. 131].

„Sie wollten die alten Herrensitze kennenlernen, Curcy, Bully, Fontenay-le-Marmion oder Argouges. Manchmal erhebt sich, im toten Winkel der Gebäude, hinter einem Misthaufen ein karolingischer Wehrturm.“ [F. 135]

„Also stürzten sich Bouvard und Pécuchet in die Keltistik. Dieser Wissenschaft zufolge beteten die alten Gallier, unsere Vorfahren, Kirk und Kron, Taranis, Ésus, Nétalemnia, den Himmel und die Erde, den Wind, die Wogen – und vor allen anderen den großen Teutatès, den Saturn der Heiden. – Denn Saturn heiratete, als er in Phönizien herrschte, eine Nymphe namens Anobret, die ihm ein Kind namens Jeud gebar – und Anobret hat sehr viel Ähnlichkeit mit Sara, Jeud dagegen wurde wie Isaak geopfert (oder doch beinahe geopfert); – also ist Saturn Abraham, woraus geschlossen werden muß, daß die Religion der Gallier dieselben Grundsätze hatte wie die der Juden“ [F. 145].

„Der Besitz eines solchen Sammlerstückes brachte sie in innigste Beziehung zum historischen Keltizismus der Normandie.

Seine Ursprünge liegen in Ägypten. Sées im Département Orne wird manchmal auch Sais geschrieben, wie die Stadt im Nil-Delta. Die Gallier schworen beim Stier, einer Übernahme des Stiergottes Apis. Der lateinische Name Bellocastes, das heißt: die Leute von Bayeux, ist entstanden aus Beli Casa, Wohnort oder Sanktuar des Bélus. Bélus und Osiris sind also ein und dieselbe Gottheit. »Nichts«, so Mangon de la Lande, »nichts spricht dagegen, daß es in der Nähe von Bayeux Druiden-Denkmal gegeben haben könnte.« – »Dieses Land«, fügt Monsieur Roussel hinzu, »ähnelt jener Region, in der die Ägypter ihren Jupiter-Ammon-Tempel erbauten.« Also gab es einen Tempel, einen Tempel obendrein, der Reichtümer barg. Alle keltischen Baudenkmalen bergen welche“ [F. 148].

„In Bezug auf die Menschen und die tatsächlichen Begebenheiten dieser

Epoche hatten sie nicht mehr die geringste Vorstellung, die unbezweifelbar und unantastbar gewesen wäre.

Um sie unparteiisch beurteilen zu können, hätte man alle Geschichtswerke, alle Memoiren, alle Zeitungen und alle handschriftlichen Zeugnisse der Zeit gelesen haben müssen, denn aus der kleinsten Lücke oder Auslassung konnte ein Fehler erwachsen, der dann andere nach sich gezogen hätte – bis ins Unendliche. Und sie verzichteten darauf.

Aber sie hatten die Geschichte schätzensgelernt und das Bedürfnis nach Wahrheit um ihrer selbst willen“ [F. 159].

„Sie suchten an den Mauern nach einer Unzahl entlegener Dinge, fanden sie schließlich auch, wußten aber nicht mehr die genauen Daten, die sie ersatzweise darstellten.

Überdies sind diese Daten nicht immer verbürgt. Aus einem Schullesebuch erfuhren sie, daß die Geburt Jesu um fünf Jahre früher angesetzt werden muß, als sie gewöhnlich verkündet wird; daß es bei den Griechen drei verschiedene Weisen der Zählung der Olympiaden gab und bei den Römern acht zur Bestimmung des Jahresbeginns. – Also ebenso viele Gründe für Irrtümer und Versehen, ganz zu schweigen von den anderen, die sich aus verschiedenen Sternbildern, Zeitrechnungen und Kalendern ergeben.

Von der Sorglosigkeit im Umgang mit Daten gingen sie bald zur Geringschätzung der Fakten über“ [F. 161 f.].

„Der Professor gestand jedoch, er sei zur Zeit an der Geschichte völlig irre geworden.

»Sie ändert sich ja Tag für Tag. Man zweifelt an den Königen Roms herum und an den Reisen von Pythagoras. Man greift Belisar an und Wilhelm Tell, ja, sogar den Cid, der jüngsten Forschungen zufolge zum schlichten Wegelagerer herabgesunken ist. Es ist zu wünschen, daß keine neuen Entdeckungen mehr gemacht werden, und das Institut de France sollte sogar selbst einen Kanon aufstellen, der vorschreibt, was glaubwürdig ist und was nicht!«

Und in Form eines Postskriptums schickte er die kritischen Faustregeln der Geschichtsschreibung nach der Vorlesung von Daunou mit:

»Das Zeugnis der Massen als Beweis zu zitieren ist eben ein dürftiger Beweis; sie können nicht mehr Rede und Antwort stehen.

Unwahrscheinliche Dinge zurückweisen. Man zeigte Pausanias den Stein, den Saturn verschlungen haben soll.

Auch die Architektur kann lügen; Beispiel: der Triumphbogen des Forums, auf dem Titus als der erste Bezwinger Jerusalems gefeiert wird, das doch, und zwar lange vor ihm, von Pompeius erobert wurde.

Auch Gedenkmünzen täuschen zuweilen. Unter Karl IX. wurden Geldstücke mit dem Stempel Heinrichs II. geprägt.

Ziehen Sie ferner das Geschick der Fälscher, das Eigeninteresse der Ehrenretter und Verleumder in Betracht.«

Nur wenige Historiker hätten sich an diese Regeln gehalten – vielmehr stünden beinahe alle im Banne einer besonderen Sache, einer Religion, einer Nation, einer Partei, eines Systems oder wollten bestimmten Königen am Zeuge flicken, dem Volk zuraten oder moralische Beispiele bieten.

Die anderen aber, die vorgäben, einfach nur zu erzählen, seien im Grunde auch nicht besser; denn man könne nicht alles auf einmal sagen, eine Auswahl sei unerlässlich. In der Auswahl der Dokumente aber werde eine bestimmte Geisteshaltung vorherrschen; – und da sie je nach den Dispositionen des Autors variere, werde das Geschichtsbild nie eindeutig zu fixieren sein.

»Traurig, traurig!« dachten sie im stillen“ [F. 162 f.].

„Und sie schlossen daraus, daß die äußeren Fakten nicht alles sind. Sie müssen durch Psychologie ergänzt werden. Ohne Einbildungskraft ist die Geschichtsschreibung mangelhaft. – »Lassen wir uns also ein paar historische Romane kommen!«.“ [F. 172]

Flaubert lässt das Geschehen zu Zeiten der Revolution von 1848 ablaufen, womit deutlich wird, wie wenig Zeitgenossen von dem verstehen, was um sie herum stattfindet und wie gerne sie sich ihrer Gegenwart entziehen. Dass sich der Name Pécuchet nur leicht verformt – als Piéchut – als der eines Bürgermeisters in einem anderen Schelmenroman findet, mag kein Zufall sein.

Chevallier, Gabriel (1934): *Clochemerle*; Paris

„Diese Geschichte fängt im gleichen Augenblick an, in dem Barthélemy Piéchut die gewichtigen Worte sprach: »Wir müssen etwas finden, Tafardel, woraus sich klar die Überlegenheit einer fortschrittlichen Gemeindeverwaltung ergibt.«

»Sehr richtig, Herr Piéchut. Aber ein Kriegerdenkmal haben wir bereits.«

»Haben Sie eine Idee, Tafardel?« fragte der Bürgermeister.

»Dann, Herr Piéchut, komme ich auf meinen Vorschlag, eine Gemeindebibliothek einzurichten, zurück. Für die können wir Bücher auswählen, die den Geist der Bevölkerung auflockern und alten Vorurteilen den Gar aus bereiten.«

»Von dieser Bibliothek will ich nun kein Wort mehr hören. Ich habe es Ihnen doch schon gesagt: Kein Einwohner von Clochemerle wird Ihre Bücher lesen. Die haben völlig an ihrer Zeitung genug. Meinen Sie, daß

ich viel lese? Ihr Einfall würde uns viel nutzlose Mühe bringen. Nein, es muß etwa sein, was mehr hermacht, was einer fortschrittlichen Zeit wie der unseren entspricht. Ich möchte eine Bedürfnisanstalt bauen, Tafardel.« [13-17]

Gabriel Chevallier (1895–1969) hat sich 1934 mit *Clochemerle* einen *fiktiven Ort* im Beaujolais ausgedacht. Die Handlung setzt nach dem Ersten Weltkrieg, 1922, ein. Der fortschrittsbewusste Bürgermeister lässt gegenüber der Kirche ein Pissoir errichten; die Folgen reichen vom allfälligen Grummeln zechender Winzer über die Hysterie einer alten Jungfer immer weiter bis hin zum Einschreiten des Militärs und zu einem diplomatischen Zwischenfall, der das französische Parlament und sogar Deutschlands Diplomatie erregt. Mit seinem spezifischen Humor und seiner eleganten Sprache gelingt es Chevallier, die Provinzbehaglichkeit ebenso wie den akzelerierten Leerlauf in der Metropole zu beschreiben, bevor der Zweite Weltkrieg jede Beschaulichkeit austreibt. Ihm gelingt es, auch das anrühige Thema sprachlich ohne jede Anstößigkeit darzustellen. Die öffentliche Bildung war auch damals so eine Sache. Aber dieses Buch machte in 26 Sprachen Furore, dazu auf der Kino-Leinwand. Und in ganz Frankreich erhielten die eisernen Pissoirs im öffentlichen Bereich die Standardbezeichnung *Clochemerle*.

Kästner, Erich (1943): *Münchhausen*; Drehbuch zu dem Ufa-Film des Regisseurs Joseph von Bány.

Die Wiederaufführung des frühen Ufa-Farbfilms *Münchhausen* lässt mehrere Male aufhorchen. Zum einen wegen der damals eigentlich verbotenen Kritik an Gesellschaft und Regime. Vielleicht nur für Lunanauten gilt: „*Die Zeit ist kaputt*“ [Hvhg. HI]. Auf der Erde trägt die Bemerkung Casanovas: „Die Staatsinquisition hat zehntausend Augen und Arme; und sie hat die Macht Recht und Unrecht zu tun – ganz wie es ihr beliebt“. Schön ist die Sentenz, als vor dem Dogenpalast eine Montgolfière startklar gemacht wird und der Ballonfahrer mit dem Dogen parliert:

Doge: „Wir dienen der Wissenschaft und belustigen das Volk. Es gehört zur Kunst des Staatsmannes, ein Ding zu tun und dadurch zweierlei zu erreichen!“

Erfinder: „Ich diene nur der Wissenschaft.“

Doge: „Lassen Sie sich diesen Aberglauben nicht rauben. Er ist ein Stein in unserem Spiel.“

Das Drehbuch stammt von dem damals mit Berufsverbot belegten Erich Kästner (1899–1974); nicht einmal sein Pseudonym Berthold Bürger durfte im Vorspann genannt werden.

Strasser, Johano (2010): *Kolumbus kam nur bis Hannibal. Vierzehn subversive Geschichten*; München

„Geschichten hinter der Geschichte. Was wir Geschichte nennen, ist ein nachträgliche Konstruktion. Im Rückblick ordnen wir das chaotische Geschehen und fassen das Ganze in mehr oder weniger plausiblen Erzählungen zusammen. Auf einmal erscheint alles folgerichtig: Es musste so kommen, wie es kam. Aber hätte Cäsar am Morgen der Iden des März Kopfschmerzen gehabt, wäre er wahrscheinlich ein Jahr später der erste römische Kaiser gewesen, schlechtes Wetter, und die Seeschlacht bei Lepanto hätte nie stattgefunden.“

Unter diesem Motto veröffentlichte Johano Strasser (* 1939), damals noch Präsident des PEN-Zentrums Deutschland, vierzehn subversive Geschichten, die er unter Oscar Wildes Motto „Ausführlich zu schildern, was sich niemals ereignet hat, ist ... die Aufgabe des Geschichtsschreibers“. Wir könnten bei der Schöpfung, bei Cäsar oder Karl Martell Station machen; nachdem aber im letzten Heft der Diffusionismus gewürdigt worden ist, soll uns die Geschichte „Kolumbus kam nur bis Hannibal“ erfreuen. Sie entzündet sich daran, dass es unverändert schwierig ist, das wahre Grab des Kolumbus nachzuweisen: in Sevilla, in Santo Domingo oder in Havanna? Wir erinnern uns dieser Schwierigkeit, die Peter Milger dargestellt hat [vgl. Illig 1993].

Strasser geht ähnlich skrupulös (oder skrupellos?!) mit den Quellen um, entdeckt, dass Kolumbus beim Kap Honduras unmöglich nach Osten, sondern mit Sicherheit nach Westen gefahren ist, worauf der Weg zur Nordostspitze Yucatans vorgegeben war. Westen musste sein, wollte er doch Indien dort erreichen. Dem Küstenverlauf nach Westen folgend fuhr er den Golf von Mexico aus. Vor der Mündung eines großen Stromes umringten Scharen von Indianerkanus die Karavelle. Hier müssen (fingierte) Tagebuchaufzeichnungen korrigiert werden, um das Weitere zu verstehen. Die Sioux glaubten, dass aus dem Munde des fiebernden Kolumbus Manitu persönlich spreche, sie nahmen den Kranken vom Schiff auf dem großen Strom mit – Strasser übergeht großzügig 1.300 km flussaufwärts –, bis sie den Ermatteten unter einem großen Ahorn erst betteten und dann bestatteten. Der scheinbare Scherz wird minutiös durch Mark Twain bestätigt: Er ist in Hannibal, Missouri, aufgewachsen und wusste dort von einem verrückten Mann, der das Grab des Kolumbus suchte. Somit ist klargestellt, dass die Gebeine des kühnen Indienfahrers weder in Sevilla noch in Santo Domingo oder Havanna liegen, sondern hier auf einer Anhöhe am großen Fluss. Und der Diffusionist fühlt sich darin bestätigt, dass der nordamerikanische Kontinent sehr früh von Europäern besucht worden ist. Offen bleibt allein die Frage, ob der große Kolumbus (Colombo, Colón) nun Genuese, Korse, Mallorquiner, Portugiese, Armenier, Norweger, Schotte oder Jude gewesen sei...

Schließlich verdient eine Passage aus einem Artikel gegen Besserwisser in Politik und Wissenschaft, ja vielleicht selbst in der Chronologiekritik unsere wechselseitige Beachtung:

„Das Streiflicht

Einig sind sich alle Besserwisser nur in der Überzeugung, dass sie viel klüger und aufrechter sind als diese blöden Politiker, die keine Ahnung haben, was die Leute wirklich beschäftigt. Solange der Besserwisser auf der Straße oder im Netz vor sich hin wütet, geht es ihm als Verkünder der einzigen Wahrheit gut. Mancher lässt sich seine Vorurteile als öffentlich-rechtlicher Kabarettist teuer vergüten. Das Problem des Besserwissers ist es indessen, dass er sich ja selbstlos als Vorbild für das Volk zur Verfügung stellen würde, dieses ihm aber nicht die gebotene Aufmerksamkeit schenkt. Dann gründet er eine Partei. Und bald schon ist es aus mit ihm. In dieser Partei geschieht nämlich etwas, das nie hätte geschehen dürfen: Der Besserwisser trifft auf andere Besserwisser. Wie er halten sie Widerspruch und abweichende Meinungen für eine Verletzung des demokratischen Diskurses oder das Ergebnis teuflischer Intrigen. Nach den Piraten wird nun die Alternative für Deutschland von einer Art Naturgesetz erwischt. Das Aufeinandertreffen von Menschen, die nicht zuhören können oder wollen, führt in einen Zustand, in dem der Besserwisser zum Obskuranten wird. Parteiverfahren, Richtungskrieg, wirre Reden, irgendwann der Orkus. Für Beteiligte bleibt der Trost: Sollen es andere ruhig besser machen, solange wir es nur besser wissen.“

Literatur

- Anonym (2013): Das Streiflicht; SZ, 31. 12.
- Báky, Josef von (Regisseur, 1943): *Münchhausen*; dritter deutscher Farbfilm. Produzent Eberhard Schmidt. Titelrolle Hans Albers
- Bürger, Gottfried August (1786): Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freyherrn von Münchhausen: wie er dieselben bey der Flasche im Cirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt; London [Bürger trat als Übersetzer aus dem Englischen auf und fingierte Rudolf Erich Raspe als Autor]
- Chevallier, Gabriel (o.J.): *Clochemerle*; Berlin
- Flaubert, Gustave (2003): *Bouvard und Pécuchet*; Frankfurt am Main (Übersetzung Hans-Horst Henschen; ¹1881, Paris)
- Illig, Heribert (1993): Das faule Ei des Kolumbus. Eine Entsorgung durch Peter Milger; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (1) 90-94
- Strasser, Johano (2010): *Kolumbus kam nur bis Hannibal. Vierzehn subversive Geschichten*; München

Halton „Chip“ Arp

21. März 1927 – 28. Dezember 2013

Andreas Otte

Am 28. Dezember letzten Jahres verstarb der Astronom Halton Christian ARP im Alter von 86 Jahren in seinem Münchener Zuhause. Warum, wird sich der Leser fragen, wird an dieser Stelle an das Leben und Wirken eines Astronomen erinnert? Zum einen ist sein Vermächtnis die Feststellung der folgenden Zusammenhänge, die in den *Zeitensprüngen* im Rahmen der Überlegungen zum Elektrischen Universum bereits Thema waren [Otte 2009, 9-12; 19-23]:

- Zwergbegleitgalaxien mit hoher Rotverschiebung sind oft mit Hauptgalaxien mit geringer Rotverschiebung in deren Hauptebene durch Materiebrücken verbunden.
- Quasare treten gehäuft in der Rotationsachse großer Hauptgalaxien auf.
- Die Rotverschiebung dieser Quasare nimmt mit dem Abstand von der Hauptgalaxie ab, während die Leuchtstärke ansteigt.
- Die Rotverschiebung nimmt in diskreten Schritten ab, nicht kontinuierlich.

Zum anderen ist sein wissenschaftliches Schicksal von Interesse. Denn Halton ARP stellte sich auf Basis obiger und ähnlicher Beobachtungen gegen das kosmologische Standardmodell des „Big-Bang“ und damit gegen die herrschende Lehre. Man hat ARP deshalb auch als modernen Galilei bezeichnet. Dieser Vergleich ist einerseits zutreffend, weil sich ganz ähnlich wie damals auch heute die Wissenschaftlerkollegen weigerten, das zu sehen, was direkt – und für alle sichtbar – vor ihnen lag. Andererseits hat sich ARP im Gegensatz zu Galilei niemals mit seinen Äußerungen zurückgehalten, ist niemals eingeknickt. Er war bereit, für seine Person und seine Karriere den Preis zu zahlen, damit sich in Zukunft etwas an dem Verhalten gegenüber wissenschaftlichen Abweichlern ändert [Meyers].

ARP, geboren in New York, studierte in Harvard und in Los Angeles am Caltech. Dort arbeitete er für Edwin HUBBLE (z.B. bei der Nova-Suche in M31), promovierte 1953, um danach als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an den *Carnegie Instituts* in Washington zu wechseln. Er forschte am Mount-Wilson- und am Mount-Palomar-Observatorium. 1955 wurde ARP Forschungsassistent an der Universität Indiana und 1957 Angestellter in Mount-Palomar [wiki → Halton Arp]. Während dieser Zeit erstellte er unter anderem seinen 1966 erschienen *Atlas of Peculiar Galaxies* [Arp 1966], der 2006 neu aufgelegt wurde [Kanipe/Webb]. Dieser Katalog enthält die Abbildungen von 338 Galaxien, die überhaupt nicht in das Standardschema von spiraligen und elliptischen Galaxien passen wollen.

Zunächst deutete nichts darauf hin, dass sich ARPs Karriere in irgendeiner Art und Weise von der anderer Astronomen unterscheiden würde. Doch die photographische Dokumentation der irregulären Galaxien führte schließlich 1969 zu einem Beitrag über Zwergbegleitgalaxien an den Enden von Spiralarmen von Hauptgalaxien. In diesem Beitrag betrachtete ARP diese Zwergbegleiter bereits als Auswürfe aus Hauptgalaxien und verwies auf bedenkliche Unterschiede in der Rotverschiebung der zusammengehörigen Objekte [ARP 1969]. Subrahmanyan CHANDRASEKHAR (Herausgeber des *Astrophysical Journal* von 1952–1971) kritzelte auf seine Kopie des eingereichten Beitrags etwas in der Art: „This exceeds my imagination“ oder auch „This exceeds my experience“ und sandte es an den Leiter des *Carnegie Institut* zurück. Die Intention war klar – dieser Mitarbeiter musste auf Kurs gebracht werden. Der Beitrag war zudem abgelehnt worden – ohne jemals ein Peer-Review gesehen zu haben. Die neu gestartete Zeitschrift *Astronomy and Astrophysics* veröffentlichte den Beitrag schließlich doch. In den Folgejahren schwelte die Auseinandersetzung unterschwellig weiter, wobei es ARP nahezu unmöglich gemacht wurde, in irgendeiner angesehenen Astronomie-Zeitschrift zu veröffentlichen.

Im November 1981 war es dann soweit: ARP wurde aufgefordert, entweder sein Forschungsgebiet zu ändern oder seine Teleskopzeit zu verlieren. Ein Einknicken und Nachgeben kam für ihn nicht in Frage, daher blieb ihm keine andere Wahl – er ging ins wissenschaftliche Exil nach München. Ab 1984 arbeitete er am Max-Planck-Institut für Astrophysik in Garching als Gastwissenschaftler. Insbesondere die Auswertung der ROSAT-Ergebnisse beflügelten sein Arbeit. Seine Bücher aus dieser Zeit [Arp 1987; 1998] zeigen deutlich, dass es ihm neben der Richtigkeit seiner Beobachtungen und Ergebnisse vor allem auch um das korrekte, wissenschaftliche Verhalten innerhalb des akademischen Apparates ging. *Wikipedia* zitiert Rudolph KLIPPENHAHN, den damaligen Leiter des Max-Planck-Instituts mit folgender Aussage (ohne Quelle):

„Wir brauchen Leute wie ihn, sonst besteht die Gefahr, dass sich in der Wissenschaft Cliques bilden, die keine Kritik von außen zulassen“ [wiki → Halton Arp].

Wal Thornhill schreibt ARP die folgenden zwei komplementären Äußerungen zum Verhalten vieler seiner Kollegen zu (leider auch ohne Quellenangabe):

„The observation[s] cannot be accepted, because there is no theory to explain them.“

„There is no need to modify conventional theories because there are no valid observations to contradict them.“ [Thornhill]

Halton ARPs eigenes Erleben bei dem Versuch, eine Vielzahl von Beobachtungen [Arp 2003] bekannt zu machen, die aktuellen kosmologischen Ansichten widersprechen, spiegelt sich deutlich in diesen Äußerungen.

In den letzten Jahren seines Lebens machte die Parkinson'sche Krankheit ARP zu schaffen und behinderte ein konzentriertes Arbeiten. Im Herbst 2011 brach er sich ein Bein; der folgende Krankenhausaufenthalt war seinem Gesamtzustand – höflich formuliert – eher abträglich und erst im März 2012 war er – im Pflegeheim St. Nicolas in München – wenigstens soweit wiederhergestellt, dass er Besucher empfangen konnte. Am 31. 03. 2012 wurde endlich der NPA Sagnac Award 2011 [Otte 2011, 503] in einer würdigen Veranstaltung im Pflegeheim an Halton ARP übergeben [2012a; 2012b, 706]. Wer ihn dort gesehen und erlebt hat, hätte ihm wohl kaum noch $1\frac{1}{4}$ Jahre Lebenszeit gegeben. So aber ist es ARP gelungen, noch einen letzten wissenschaftlichen Beitrag fertigzustellen, der sich derzeit im Peer-Review-Prozess befindet und hoffentlich bald veröffentlicht werden wird.

Literatur

- Arp, Halton (2003): *Catalogue of Discordant Redshift Associations*; Montreal
- (1998): *Seeing Red. Redshifts, Cosmology and Academic Science*; Montreal
- (1987): *Quasars, Redshifts and Controversies*; Berkeley
- (1969): Companion Galaxies on the Ends of Spiral Arms; *Astronomy and Astrophysics*, Bd 3, 418-435
- (1966): Atlas of Peculiar Galaxies; *Astrophysical Journal Supplement*; Bd 14; <http://ned.ipac.caltech.edu/level5/Arp/paper.pdf>
Kanipe, Jeff / Webb, Dennis (2006): *The Arp Atlas of Peculiar Galaxies*; Richmond
Meyers, Randall (2003): *Universe. The Cosmology Quest*; 2 DVDs
Otte, Andreas (2012a): *Home is in the Virgo Cluster. Presentation of the 2011 Sagnac Award to Halton Arp on 2012-03-31*; Präsentation während des Banketts der Sagnac Awards 2012 auf der 19. Jahres-Konferenz der NPA
- (2012b): Veranstaltungen – hier und dort; *Zeitensprünge* 24 (2) 702-709
- (2011): Crackpots of the World – unite! Die 18. jährliche Konferenz der Natural Philosophy Alliance; *Zeitensprünge* 23 (2) 494-504
- (2009): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil III; *Zeitensprünge* 21 (1) 4-31
Thornhill, Wallace (2014): *Remembering Halton Arp*;
<https://www.youtube.com/watch?v=LnZJlv-Buhk>
Wikipedia (2014): Halton Arp; http://de.wikipedia.org/wiki/Halton_Arp

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Ein Leserbrief und manch' Anderes

Hans Ulrich Wolter: Am Anfang war der Urknall? Ein Hinweis

Werner Frank hat in dieser Zeitschrift [1/2013, 242-244] das zweite Buch von Alexander Unzicker *Vom Urknall zum Durchknall* sehr gut beschrieben. Ich möchte aber auch auf das Vorgängerbuch hinweisen.

Unzicker, Alexander (2010): *Vom Urknall zum Durchknall. Die absurde Jagd nach der Weltformel*; Berlin · Heidelberg. (Ausgezeichnet von der bdw-Jury als Wissenschaftsbuch des Jahres 2010 in der Kategorie Zündstoff: das brisanteste Buch.)

Manche Leser meinen, es wäre 'zu hart' geschrieben. Ich sehe das nicht so: Man hätte sogar noch härter hervorheben können, dass das Standardmodell der Kosmologie = Urknallmodell tatsächlich in grundlegender Weise falsch ist. Dieses Modell stammt von dem Jesuitenpater und Astrophysiker Abbé Georges Lemaître (1894–1966), der 1927 seine grundlegende Arbeit über die Expansion des Universums publiziert hat. Ihm ging es um die Verbindung von Universum und christlichem Schöpfungsgedanken. So stieß er auf das

„Uratom, »ein kosmisches Ei, das im Moment der Entstehung des Universums explodierte«. In diesem Uratom soll die gesamte heute im Universum vorhandene Materie zusammengepresst gewesen sein“ [wiki → Georges Lemaître].

1951 erklärte Papst Pius XII. persönlich, „der mit dem Urknall zeitlich festlegbare Anfang der Welt sei einem göttlichen Schöpfungsakt entsprungen“ [ebd.]. Insofern war dieses Modell schneller kirchen- als wissenschaftstauglich.

Denn hier wogte weiterhin der Streit zwischen Steady-state und Urknall. 1949 prägte mit Fred Hoyle ein Gegner Lemaîtres für dessen Gedanken die prägnante Bezeichnung „Big Bang“ = „großer Knall“ (Urknall); der später geadelte Sir Fred (1915–2001) blieb immer Gegner der Urknalltheorie.

Albert Einstein stand dem Gedanken Lemaîtres ebenfalls ablehnend gegenüber; er sprach sogar gemäß dem Oxforder Physiker Prof. Josef Silk [264] von „Physique de curé“ (Pfaffenphysik).

Hoyle war sich bewusst, dass sein Ansatz genauso wie das Urknall-Postulat den Energieerhaltungssatz verletzt. Lemaître und andere Vertreter des Urknalls können nichts über die Herkunft der riesigen Energie ihres „Uratoms“ sagen. Ihnen bleiben nur zwei Möglichkeiten: Diese riesige Energie kommt aus dem Nichts oder sie entstammt der Hand des Schöpfers.

Entweder werden also das Kausalitäts- und das Energieerhaltungsgesetz grundlegend verletzt oder religiöse Aussagen werden zu einem Teil der Phy-

sik. *Beides ist für die Physik unmöglich.* Insofern konkurrieren hier zwei untaugliche Theorien miteinander – zum Schaden wahrer seriöser Physik.

Da scheint es mir richtig, zweckmäßig und überzeugend, wenn mit Unzicker ein Wissenschaftler vortritt und deutlich macht, dass die heutige Physik „auf dem Holzweg“ ist und zum „Durchknall“ führt.

Frank, Werner (2013): Zwei Bücher über das Unbehagen an der heutigen Physik. Rezensionen; *Zeitensprünge* 25 (1) 242-245

Silk, Josef (2006): *Das fast unendliche Universum. Grenzfragen der Kosmologie;* München

Tropp, Eduard A. / Frenkel, Viktor J. / Černin, Artur D. (1993): *Alexander A. Friedmann - The man who made the universe expand;* Cambridge

wiki = *WikipediA Die freie Enzyklopädie* ↪ Artikel

Hans Ulrich Wolter, hans-wolter@kosmologie-neu.com

*

Joseph von Fraunhofer und Edwin Hubble

Vor genau 200 Jahren hat der Münchner Optiker Joseph von **FRAUNHOFER** die nach ihm benannten Spektrallinien im Sonnenlicht systematisch erforscht und seine Ergebnisse 1817 veröffentlicht. Bei sich von uns entfernenden Sternen werden die Fraunhoferlinien innerhalb des Spektrums verschoben, die sog. Rotverschiebung. Vesto **SLIPHER** beobachtete sie ab 1912 bei den meisten der von ihm geprüften Galaxien und leitete daraus die Galaxienflucht ab. 1927 postulierte Georges **LEMAÎTRE** die Expansion des Universums.

„Hubble veröffentlichte zwei Jahre später, 1929, mit zusätzlichen Daten denselben linearen Zusammenhang zwischen der Rotverschiebung und der Verteilung extragalaktischer Nebel, zog jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht die physikalische Schlussfolgerung einer Expansion des Weltalls. Dennoch wird in der öffentlichen Wahrnehmung diese Entdeckung Lemaîtres häufig Hubble zugeschrieben“ [wiki ↪ Edwin Hubble].

Vor **LEMAÎTRE** und **HUBBLE** steht noch Alexander Alexandrowitsch **FRIEDMAN** (1888–1925), der kurz vor seinem frühen Tod ein expandierendes Universum vorschlug, Gedanken, die **EINSTEIN** früh zur Kenntnis nahm, zunächst ablehnte und erst später akzeptierte. Erst 1993 erschien ein Buch [Tropp/Frenkel/Černin], das klarstellte: „As Copernicus made the Earth go round the Sun, so Friedman made the Universe expand.“

Joseph **FRAUNHOFER** (1787–1826) erlebte als elftes Kind eines Straubinger Glasermeisters eine karge Jugend, zumal seine Eltern starben, als er elf Jahre alt war. Während er eine Lehre zum Spiegelglasschleifer in München absolvierte, brach 1801 das Haus seines Lehrmeisters über ihm zusammen; **FRAUNHOFER** konnte geborgen werden. Damals wurde nicht nur der Kurfürst aufmerksam, sondern auch der Geheime Rat Joseph von **UTZSCHNEIDER**. Er unter-

stützte die Ausbildung des Waisenknabens und nahm ihn 1806 als Optiker in das Mathematisch-Mechanische Institut von Reichenbach, Utzschneider und Liebherr auf. Diese Werkstatt wurde 1807 auf das Gelände des ehemaligen Klosters Benediktbeuern verlegt.

Hier laufen einige Geschichtsstränge zusammen. Der junge UTZSCHNEIDER war wie Maximilian Joseph Freiherr (später: Graf) MONTGELAS Mitglied im Illuminatenbund von Adam WEISHAUP, den aber niemand als Oberhaupt des Ordens kannte. UTZSCHNEIDER verließ die Illuminaten bereits im Januar 1784 [Weis, 29]; er trug dazu bei, die Praktiken der geheimen 'Führung' aufzudecken [Dülmen, 86, 89, Utzschneiders Bericht 393-400; Weis 67, 69]. MONTGELAS blieb dagegen damals Mitglied. Er wollte eine gerichtliche Untersuchung, die die Behörden aus vielerlei Gründen unangenehm waren und deshalb unterblieb. Im April 1785 wurde der Geheimorden einstweilig aufgehoben, WEISHAUP floh zum Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg. 1787 stand auf der Rekrutierung von Mitgliedern die Todesstrafe. MONTGELAS wechselte in diesem Jahr zu einem anderen Wittelsbacher nach Pfalz-Zweibrücken, kam mit dem dortigen Kurfürsten Max IV. Joseph nach München zurück und wurde 1799 bayrischer Minister; der Kurfürst wurde 1806 als Max I. Joseph erster König von Bayern. Ab da wurde MONTGELAS' Wirken bahnbrechend für die Modernisierung Bayerns. Dazu setzte er 1802/03 die Säkularisation des kirchlichen Besitzes durch, 150 Klöster wurden aufgelöst, darunter auch 1803 das von Benediktbeuern. So gab es dort Platz für eine optische Werkstatt, die Hervorragendes leistete.

Dülmen, Richard van (1975): *Der Geheimbund der Illuminaten · Darstellung · Analyse · Dokumentation*; Stuttgart

Fraunhofer, Joseph (1817): Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens verschiedener Glasarten in Bezug auf die Vervollkommnung achromatischer Fernrohre; *Annalen der Physik*, Jg. 56 (7) 264-313

Fraunhofer-Gesellschaft (2008): *Fraunhofer in Benediktbeuern · Glashütte und Werkstatt*; <http://www.fraunhofer.de/content/dam/zv/de/publikationen/broschueren/FraunhoferinBenediktbeuern.pdf>

Tropp, Eduard A. / Frenkel, Viktor J. / Černin, Artur D. (1993): *Alexander A. Friedmann · The man who made the universe expand*; Cambridge

Weis, Eberhard (1988): *Montgelas · Erster Band · Zwischen Revolution und Reform · 1759-1799*; München

wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* ↪ Artikel

hi

*

Gravitationswellen: Albert Einstein hat sie 1916 mit der allgemeinen Relativitätstheorie postuliert, aber für nicht nachweisbar gehalten. Jetzt glaubt Bicep 2 (Radioteleskop Bicep 2, „Background Imaging of Cosmic Extragalactic Polarization“), mit seiner Anlage am Südpol fündig geworden zu sein.

Für Physiker wird es hier ganz präzise: Vor 13,8 Mrd. Jahren fand der Urknall statt. Genau 10^{-37} sec später hatte sich das Universum von subatomaren Dimensionen bis zur Größe eines Fußballs ausgedehnt. Diese gewaltige Ausdehnung („Inflation“, postuliert von Alan Guth) hätte Gravitationswellen hervorgerufen, also Verdichtungen und Verdünnungen im Raum-Zeit-Kontinuum. Sie sind nicht elektromagnetisch, also nicht direkt messbar. 380.000 Jahre später entstand – vor aller Materie – jene Strahlung, deren Überreste wir heute als Hintergrundstrahlung im Mikrowellenbereich empfangen können. In dieser Strahlung sind Polarisierungseffekte zu messen – allein wahrnehmbare Auswirkungen der Gravitationswellen.

„»Wenn sich das bestätigt, haben wir hier etwas Großes, sogar größer als das Higgs«, so Karsten Danzmann, Direktor am Albert Einstein Institut in Potsdam und Hannover“.

Also die nächsten Nobelpreise, vorzugsweise für Alan Guth. Allerdings:

„Gravitationswellen und Nobelpreis – das gab es bereits 1973. Damals erhielten die US-Forscher Russell Hulse und Joseph Taylor für ihre Untersuchungen des Doppelpulsars PSR 1913+16 die begehrte Trophäe. Denn bei der Erklärung der Spiralbahnen der beiden Pulsare konnte nur die Relativitätstheorie helfen: Das System verliert Energie durch Gravitationswellen, damals immerhin schon ein indirekter Beweis für ihre Existenz“ [Dambeck].

Dambeck, Thorsten (2014): Gravitationswellen-Nachweis: „Wir haben hier etwas Großes“; SPIEGEL ONLINE, 18. 03.

<http://www.spiegel.de/wissenschaft/weltall/urknall-echo-gravitationswellen-existenz-bewiesen-a-959287.html>

*

Abbremsung der Erdumdrehung: Seit seinen Anfängen hat diesen Kreis interessiert, was geschieht, wenn die Erdumdrehung auf Null gebracht würde. VELIKOVSKY [49 ff.] hatte den Keim gelegt, indem er das zeitweilige Stillstehen der Sonne durch Veränderungen von Erdbahn und -drehung erklären wollte.

„Damals, als der Herr die Amoriter den Israeliten preisgab, redete Josua mit dem Herrn; dann sagte er in Gegenwart der Israeliten:

Sonne, bleib stehen über Gibeon / und du, Mond, über dem Tal von Ajalon! -

Und die Sonne blieb stehen / und der Mond stand still, / bis das Volk an seinen Feinden Rache genommen hatte.

Das steht im »Buch der Aufrechten«. Die Sonne blieb also mitten am Himmel stehen, und ihr Untergang verzögerte sich, ungefähr einen ganzen Tag lang. Weder vorher noch nachher hat es je einen solchen Tag gegeben, an dem der Herr auf die Stimme eines Menschen gehört hätte; der Herr kämpfte nämlich für Israel“ [Josua 10,12-14].

Dem ging 1985 Christian Blöss in einem Vortrag mit einer rechnerischen Annäherung nach [Jahrestreffen in Bonn]; auch wollten wir alle die rätselhafte Bewegung des Tip-Top-Kreisels verstehen [heute Kuypers/Ucke]. Zu dieser theoretischen Abbremsung gab es nun eine Fernsehdokumentation *Der Tag, an dem die Sonne stillsteht*, nicht zu verwechseln mit den fast gleichbenannten Science-fiction-Filmen *Der Tag, an dem Sonne stillstand*, die 1951 und 2008 gedreht worden sind. Die Dokumentation stammt von 2011 [dTV, 46 Minuten] und wurde in der Nacht vom 5. auf 6. März auf N24 gezeigt.

Bei dem Szenario dauert die Abbremsung in Anbetracht der Erdmasse und ihrer Drehgeschwindigkeit im Überschallbereich fünf Jahre. Die Auswirkungen wären für die menschliche Zivilisation trotzdem verheerend.

- Mit Beginn des Abbremsens verliert sich der Flutgürtel am Äquator; die Meere schwappen zunächst zu den beiden Polen, vom Äquator bis zu den mittleren Breiten fallen die Schelfgebiete trocken.
- Die Atmosphäre verdichtet sich ebenfalls an den Polen und entzieht einem breiten Bereich am Äquator die Atemmöglichkeit, würde sie doch so dünn, wie sie heute in 10.000 m Höhe ist. Es war auch davon die Rede, dass die Luft giftig wird.
- Mit der Drehverlangsamung bricht das Magnetfeld der Erde zusammen; Fauna und Flora sind der Sonneneinstrahlung und auch der kosmischen Strahlung gnadenlos ausgeliefert.
- Erdmantel und Erdkern werden nicht in gleicher Weise abgebremst. Die entstehende Reibung zwischen beiden Sphären führt an der Erdoberfläche zu Erdbeben und schwersten Vulkanausbrüchen.
- Im weiteren Verlauf suchen sich die auspiegelnden Meere neue Becken in den mittleren Breiten, etwa über Teilen Europas.
- Die Modellvorstellungen gingen nicht davon aus, dass die Erde der Sonne immer die selbe Oberflächenhälfte zeigt (wie gegenwärtig der Mond der Erde), was genau einer Erddrehung pro Jahr entspräche, sondern von überhaupt keiner Drehung, was Erdbewohnern jeweils ein halbes Jahr Dunkelheit und ein halbes Jahr Helligkeit brächte (Temperaturrextrema).
- Dadurch gibt es über den Restkontinenten über lange Zeiten kein Wettergeschehen, kaum Wind, kaum Regen.

Insgesamt wäre der Vorgang – wie auch immer ausgelöst – dramatisch bis tödlich für alle Lebensformen. Eine noch schnellere Abbremsung – die am Äquator einen abrupten Rückgang der Rotationsgeschwindigkeit von 1.670 kmh auf Null brächte – würde aller Wahrscheinlichkeit nach das Ende des Planeten bedeuten. Es pressiert also nicht damit.

Kuypers, Friedhelm / Ucke, Christian (1994): Steh' auf Kreisel! *Physik in unserer Zeit*, 25. Jg. 5/94, 214 f. //www.ucke.de/christian/physik/ftp/lectures/TIPTOP.PDF
Velikovskiy, Immanuel (1978): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt am Main

*

Wasser im Erdinneren: Die Analyse eines winzigen Diamanten förderte erstmals auf unserer Erde Ringwoodit zu Tage. Dieses Silikat trifft sonst nur per Meteoriteneinschlag bei uns ein. Es entsteht unter hohem Druck in 410 bis 660 km Tiefe. Der an der *University of Alberta* untersuchte Diamant wiegt nur 0,09 gr und enthält lediglich 0,0009 gr Wasser. Daraus errechnet das Forschungsteam jedoch eine Wassermenge an der Übergangszone zwischen Erdkern und Erdmantel in der Größenordnung aller Ozeane zusammen.

(fee/sda 2014): Dieser Diamant bestätigt, was Forscher ahnten; 13. 01.

<http://www.20min.ch/wissen/news/story/Dieser-Diamant-bestaetigt--was-Forscher-ahnten-18594967>

*

Sind wir abgängig?

„Donnerstag, 19. Dezember 2013 · Modernstes Astronomie-Teleskop der Esa »Gaia« vermisst die Milchstraße“

Bei so einer Schlagzeile kann uns alternativlosen Erdbewohnern Angst und Bange werden.

<http://www.n-tv.de/wissen/Gaia-vermisst-die-Milchstrasse-article11947316.html>

*

Köln, Stadtarchiv: Verantwortung für den Einsturz

Um der Verjährung am 03. 03. zuvorzukommen, hat die Staatsanwaltschaft 106 Beschuldigte genannt, aber niemanden angeklagt [Schmalenberg; *koeln*] Die Ursachenforschung dauert auf der Baustelle noch immer an. Im Sommer werden wohl Taucher im Grundwasser nach einem Loch in der Baustellenwand suchen müssen. Es geht um zwei Tote und um einen Sachschaden von ca. 1 Mrd. €. Auch der Oberbürgermeister war rechtzeitig zur Stelle. Weil der Gedenktag ausgerechnet auf den Rosenmontag fiel, legte er früh um halb acht einen Kranz nieder, bevor er sich ins Kostüm warf.

Schmalenberg, Detlef (2014): Stadtarchiv-Einsturz. Das Problem der Verjährung; *Kölner Stadt-Anzeiger*, 12. 01.

WA.de (2014): Drama in Köln. 5 Jahre nach Archiv-Einsturz: Ursachensuche dauert; *Westfälischer Anzeiger*; 01. 03.

*

Köln, Archäologische Zone: Der Archäologe *Thomas Otten* sollte ab 01. 04. das Projekt der Archäologischen Zone/Jüdisches Museum leiten [Pesch], aber das hat sich zerschlagen. Weil Sven Schütte erfolgreich gegen seine Absetzung als Leiter dieser Grabung geklagt hat, wird der Posten neu ausgeschrieben und Schütte darf sich erneut bewerben [ksta]. Nun kann sich die Neubeset-

zung bis in den Herbst hinziehen. Als designerter Leiter sprach sich Otten in einem Interview dagegen aus, den Bau des Jüdischen Museums zurückzustellen (Forderung eines Bürgerbegehrens) und grenzte sich gegen Schüttes antike Synagoge ab:

„Ein wichtiger Forschungsgegenstand seien die Überreste der Synagoge unter dem Rathausplatz, über deren Datierung sich nach den Worten Ottens noch keine eindeutigen Aussagen machen lassen. Die Funde deuteten auf eine Entstehung »im neunten Jahrhundert, vielleicht etwas früher« hin. Die These, die Synagoge könnte schon einige Jahrhunderte früher an dieser Stelle gestanden haben, »lässt sich auf archäologischem Weg nicht beweisen«, so der Archäologe. Aus historischer Sicht sprächen klare Gründe gegen die These einer spätantiken Synagoge“ [Pesch].

Jetzt werden wir vielleicht nicht mehr erfahren, ob er sich als Grabungsleiter ebenso deutlich gegen karolingische Synagoge und Mikwe abgrenzen würde.

(ksta 2014): Schütte kann sich wieder bewerben; *Kölner Stadt-Anzeiger*, 07. 03.

Pesch, Matthias (2014): Domforum „Museum und Forschungsinstitut“; *Kölner Stadt-Anzeiger*, 21. 01.

*

Gedenktage: Was für ein Jubiläumsjahr: Was ließe sich über den seit 450 Jahren toten Michelangelo († 18. 02.) schreiben, was alles über Galileo Galilei (* 15. 02.) und William Shakespeare, beide vor 450 Jahren geboren? Leider fallen diese Genies nur bedingt in unser Ressort, bleiben unerörtert oder eher an der Peripherie wie Galilei (s. S. 229, 233). Immerhin darf einmal mehr erwähnt werden, dass ‘Schüttelspeer’ nicht zu verwechseln ist mit Dante Alighieri (‘Schüttelspeer’) und dass der englische Namensträger am gleichen Datum gestorben ist wie Miguel de Cervantes, nämlich am 23. April 1616, aber nicht am selben Tag, da die Briten noch nicht papistisch rechneten (im gregorianischen Kalender fällt Shakespeares Todestag auf den 3. Mai). Geboren worden ist er im April 1564 dicht nach Christopher Marlowe, einem der Kandidaten für die Abfassung von Shakespeares Dramen (für beide ist nur das Taufdatum bekannt). Bei so engen Verbindungen mit den größten Dichterkollegen würde nur ein Schelm an eine gezielte Platzierung denken.

*

Hinweis: Inzwischen ist Hans GIFFHORNS Buch *Wurde Amerika in der Antike entdeckt?: Karthager, Kelten und das Rätsel der Chachapoya* in zweiter Auflage mit den im Heft [3/2013, 567 ff.] bei der Besprechung der Erstauflage angekündigten Änderungen erschienen. Weiterhin 288 S., aber zum Teil andere Abbildungen. Gebunden 18,95 €, Kindle-Version 14,99 €

*

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- 2013 Illig, Heribert: **Gräfelting & Pasing 1250 Jahre?** Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus.** 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abonnenten 25,- €
- ³2013 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen.** Technik stürzt sein Reich ins Nichts. 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter.** Das Opfer als Ursprung der Religion. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- ³2011 Illig, Heribert: **Die veraltete Vorzeit.** Eine neue Chronologie der Prähistorie 240 S., 169 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- ²2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen.** Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- ⁶2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- ⁶2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- ²2009 Kerner, Martin: **Bronzezeitliche Astronomie.** Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., 78 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseeklöster.** Neue Sicht auf alte Kunst 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung.** Urkundenfälschungen auf Otto III. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon.** Kulturgeschichte der Kalendardaric. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- ²2007 Heinsohn, Gunnar: **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., 30 Abb., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament,** Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten.** Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- ⁶2003 Illig, Heribert · Löhner, Franz: **Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit.** 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte.** Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken. 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für A. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes.** Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung.** Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim.** Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- 1994 Sonnenschmidt, Reinhard: **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften; 131 S., 25 Abb. 11,- €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge, Interdisziplinäres Bulletin, 26. Jahrgang, im Inland 40,- €, im Ausland 45,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 450 DIN A5-Seiten

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 26, Heft 1, April 2014

- 3 Editorial oder H. Illigs Karlssequenz, bis S. 120
- 5 Frieds Karl
- 28 Blicke auf Karl und Einhard. Fünf Rezensionen
- 45 Fluxus – Karl – geschwurbelt. Eine Bredekamp-Rezension
- 55 Blätterauschen zu Karls 1200. Todestag. Ein Potpourri
- 67 Gedrucktes zum Karls-Jubiläum
- 71 Karl der Große auf dem Bildschirm
- 81 Aachen: Macht hoch die Tür! Es kommt der Herr der Herrlichkeit
- 83 Hammaburg – Hamburg – Humbug? Wie mit Gewalt karolingisiert wird
- 93 Mainz wie im Fasching. Der älteste Dom Deutschlands als nächster Jahrhundertfund
- 98 Erste Karlsaustellungen, u.a. in Zürich und Osnabrück, dazu ein Ausblick
- 107 Karls-Veranstaltungen von Aachen bis Zürich
- 111 Wir ziehen (nicht) in den Krieg. Überlegungen zur Logistik der Karolinger
- 121 Németh, Zsolt: Bischof Gregor von Tours über die Gestirnsbewegungen
- 143 Otte, Andreas: „CREDO“ Christianisierung Europas im Mittelalter
- 162 Strauwitz, Jürgen von: Die Unmöglichkeit des Ereignisses 'Exodus' im AT
- 181 Illig, H.: Hat die Bibel doch recht? Eine Ergänzung
- 185 Lüling, Günter: Urraum und Kleidung
- 216 Illig, H.: Das wüstentaugliche Dromedar, Produkt herkömmlich gesehener Evolution?
- 224 Otte, A.: Wirklich viele Millionen Jahre alt? Ungewöhnliche Funde in und an Saurier-Fossilien
- 229 Frank, Werner: Galilei und Kepler, Newton und Leibniz
- 233 Illig, H.: Fälscher, Täuscher und Gelehrte. Ein Fliegenschiss als Richtbeil
- 243 Illig, H.: Alte und neue Literaturfunde
- 249 Otte, A.: Halton „Chip“ Arp · 1927 – 2013
- 252 Ein Leserbrief und manch' Anderes
- 259 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233